Philipp Melanchthon's Werke.

Sechster Theil.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Philipp Melanchthon's

Werke,

in einer

auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.

Herausgegeben

von

Dr. Friedrich August Koethe.

In sechs Theilen.

Sechster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1830.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorrede.

Die letzte Lieferung der Auswahl aus Melanchthon's Werken erscheint später, als die Ankündigung erwarten ließ; der Herausgeber, durch amtliche und andre Verhältnisse gebunden, konnte in der Arbeit nicht so schnell fortschreiten, als er selbst, und noch mehr die Verlagshandlung wünschte; er wollte aber lieber seine Aufgabe mit Sorgfalt, als flüchtig lösen.

In den fünften Theil ward noch eine Streitschrift, nämlich die wider den Cölner Klerus, aufgenommen, weil sie ein Muster christlicher Polemik, sowohl die milde, versöhnliche Gesinnung, als die scharfsinnige Methode des Verfassers bewährend, und ein wichtiges, den sehr ungleichen Geist der beiden Parteien klar bezeichnendes Actenstück der Reformationsgeschichte ist; zwei Hauptpunkte des Zwiespalts, die Messe und der Cölibat, werden darin ins hellste Licht gesetzt. — Der Brief an den Grafen Weda enthält neben einer sinnigen Dichtung, eine so weise und kräftige Ermahnung an

einen vornehmen Jüngling, daß man den reichen Inhalt auch in unsrer Zeit gern recht Vielen an's Herz legen möchte. — Das Gutachten über den Krieg wider den Kaiser hatte im dritten Theil keinen Raum gefunden, schien aber in mehr, als Einer Hinsicht, der Aufnahme sehr werth zu sein. — Die über Luther's Leiche gehaltene Parentation mag fast matt und kalt erscheinen; man kann aber den mühsam zurückgehaltenen Schmerz, welcher die ganze Größe des Verlustes auszusprechen sich scheut, um nicht von Kummer und Trauer überwältigt zu werden, so wie das Festhalten an dem Einen, was Noth ist, und das wahrhafte Zeugniß für den Entschlafenen, welches, obwohl der Redner nicht darauf ausgeht, ihn zu loben, sich mächtig hervorgedrängt, nicht ohne Theilnahme, und die gegen Ende der Rede ausgesprochene Verkündigung der bevorstehenden Streitigkeiten nur mit Rührung lesen. — Die Historie vom Leben Luther's enthält zwar nichts Unbekanntes; aber der treuherzige Bericht hat an sich, und um des Gegenstandes, wie um des Verfassers willen, viel Anziehendes.

In der Auswahl der Reden ward nicht bloß auf Mannichfaltigkeit, sondern auch auf Gemeinnützigkeit gesehen, damit der Leser, welcher Erbauung, und der, welcher auch anderweite Belehrung sucht, einige Befriedigung finde.

Bei Anordnung des sechsten Theils fühlte der Herausgeber sich um so mehr beengt, als die versprochene und im Verhältniß zu dem Subscriptionspreise ohnehin sehr bedeutende Bogenzahl der ganzen Sammlung nicht allzu sehr überschritten werden durfte. Es war daher von den reichhaltigen exegetischen Werken nur sehr wenig aufzunehmen, und es

schien desto rathsamer, um doch etwas in sich Geschlossenes zu geben, das Meiste aus der so genannten Postille zu entlehnen, woran sich noch einige Psalmenerklärungen anschließen mochten. Man mußte aber dabei von dem früheren Plane, nicht Auszüge, sondern ganze Stücke vorzulegen, etwas abweichen, wenn man nicht bei der Weitläufigkeit in Behandlung der Perikopen auf eine noch kleinere Zahl von Proben der Melanchthon'schen Auslegungsweise sich beschränken wollte.

Bei den vorliegenden Auszügen ist aber nichts Wesentliches, nichts Unentbehrliches weggelassen worden, sondern überall nur Solches, was unbedenklich wegbleiben konnte, ohne den Zusammenhang aufzulösen, oder den Leser zu beeinträchtigen. Selbst wenn jede mögliche Raumersparniß minder streng geboten gewesen wäre, mußten Auszüge am zweckmäßigsten scheinen, weil zunächst nicht das Bedürfniß der Gelehrten, denen die ganzen Werke in der Urschrift zugänglich sind, zu berücksichtigen war, weil ferner manche Erörterungen für unsre Zeit weniger brauchbar oder nöthig sind, und weil Melanchthon's Schrifterklärungen, ungeachtet ihrer Gediegenheit, doch auch viele Wiederholungen und immer wiederkehrende Entwickelungen dogmatischer Gegenstände, mit Rücksicht auf die damaligen Streitfragen, enthalten.

So wünschenswerth es war, den ganzen sechsten Theil den Schriften zu widmen, in welchen der Geist, die Gelehrsamkeit, die Gesinnung des Verfassers vornehmlich klar sich ausspricht, so mußte doch der Schluß der Biographie, da diese nun einmal für nöthig befunden worden, den Platz behaupten, und konnte nicht kürzer gefaßt werden, wenn man

den Zweck erreichen wollte. Möge nur das Ende dem günstig beurtheilten Anfang entsprechen!

Mit Dank gedenkt der Herausgeber noch des thätigen Beistandes, welchen ihm sein werther Hausgenoß, der Candidat des Predigtamts, C. G. W. Köhler (aus Thierfeld im Schönburg'schen), besonders bei den letzten beiden Theilen leistete; demselben gehört größtentheils die Uebersetzung der Reden und der exegetischen Bruchstücke an.

Sollte eine zweite Auflage dieser Sammlung nöthig werden, so wird sowohl in der Auswahl als in der Anordnung sich Manches bessern lassen, zumal wenn gründliche Beurtheiler dazu Winke und Anleitung ertheilen wollen. Schon jetzt leuchtet ein, daß vornehmlich der Inhalt des zweiten Theiles, über welchen mehr fremde als eigne Meinung entschied, zweckmäßiger ausgewählt werden konnte.

Es bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß des trefflichen Melanchthon's fruchtbare Werke in dieser verjüngten Gestalt weithin einen segensreichen Einfluß gewinnen mögen!

Allstädt am 21. December 1830.

Aus Melanchthons Postille.

Einleitung in die Adventsfeier.

Der Zeitabschnitt, den die alte Kirche Advent, d. h. Zeit der Ankunft nannte, sollte vorbereiten auf das Geburtsfest des Herrn. Es läßt sich aber ein mehrfaches Kommen Christi unterscheiden. Darum sind auch verschiedene evangelische Abschnitte für diese Sonntage verordnet, welche nach dem Advent benannt sind.

Der Text am ersten Adventsonntage handelt von der Ankunft oder dem Einzuge Christi in die Stadt Jerusalem, um zu leiden. Darauf folgt der Abschnitt vom Kommen des Herrn zum jüngsten Gericht. An den beiden folgenden Sonntagen wird von dem Kommen des Herrn zum Lehramte gehandelt, wobei zugleich Johannes des Täufers Erwähnung geschieht, welcher Christi Vorläufer im Amte des neuen Bundes war. Zuletzt wird am Feste der Geburt des Herrn die Geschichte seines Kommens ins Fleisch vorgelegt. — Hierbei will ich darauf aufmerksam machen, daß der Sohn Gottes vom Anbeginn an die Kirche gesendet worden ist, um das Evangelium zu offenbaren; und wiewohl die Geburt Christi, seine Predigt im Fleische und sein Leiden in verschiedene Jahre und Zeitabschnitte fallen: so können doch alle diese einzelnen Theile seines Wirkens füglich unter der Benennung des Advents oder der Sendung Christi in den Stand der Niedrigkeit zusammengefaßt werden. Das Kommen Christi zum jüngsten Gerichte aber wird erfolgen, um die Herrlichkeit des Sohnes Gottes und die endliche Befreiung der in alle Ewigkeit zu verherrlichenden Kirche vor Augen zu stellen. So pflegen auch die Propheten das Kommen Christi zu unterscheiden, indem sie jetzt von dem erniedrigten und leidenden, jetzt von dem nach seiner Verklärung oder Auferweckung von den Todten in göttlicher Allmacht regierenden Messias reden. — Diese fortwährende Sendung des Sohnes Gottes an seine Kirche vom Anbeginn muß man wohl betrachten, und oft sich an die unablässige Gegenwär-

tigkeit des Sohnes Gottes erinnern, welche in ihrer allgemeinsten Bedeutung sich auf die Kirche in allen Zeiten erstreckt. Denn davon gilt der Ausspruch: „Wo zween oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen" (Matth. 18, 20.), und: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt." (Matth. 28, 20.) Dieser seiner Gegenwärtigkeit wollen auch wir uns getrösten, eingedenk, daß der Sohn Gottes auch jetzt bei uns weilt, und wollen das Evangelium vernehmen, durch welches Er in uns will wirksam sein.

Am dritten Adventssonntage.

Evangelium Matth. 11, 2—10.

Der Hauptgegenstand dieses Vortrags soll die Lehre vom Messias und Seinem Reiche und der daraus hervorgehende Trost, im Gegensatze gegen menschliche Einbildungen davon sein. Die Juden träumten, es werde der Messias ein weltlicher König sein. Auch wir mögen wohl dem Traum von einem blühenden Zustande der Länder und Staaten uns hingeben, wofern wir nur das Evangelium von Christus festhalten. Es war auch die Veranlassung zu der von den Jüngern des Täufers hier vorgelegten Frage keine andere, als weil sie, bei dem Anblick der niedrigen Erscheinung Christi, den sie gleich einem Arzte und Synagogenlehrer umher ziehen sahen, schwankten, ob sie Ihn wirklich für den Messias zu halten hätten. Aber nicht bloß zur Widerlegung politischer Träume jener Zeiten ist dieser Text bestimmt, sondern er soll, seiner allgemeinen Bestimmung nach, uns Trost gewähren bei dem kampfvollen, traurigen Bilde, welches die Kirche zu allen Zeiten darbot und noch jetzt darbietet, und auch fernerhin, so lange die Welt bestehen wird, darbieten wird.

Im Anfange des Textes geschieht des Gefängnisses Johannis Erwähnung. Johannes hatte das Lehramt, zu dem er besonders berufen worden war, ungefähr zwei Jahre lang öffentlich verwaltet. Ins Gefängniß aber wurde er geworfen, weil er dem

Herodes Antipas Vorwürfe gemacht hatte, daß er die Gemahlinn seines Bruders Philippus widerrechtlich an sich gezogen, und mit ihr in blutschänderischem Umgange lebte. In diesem Gefängnisse wurde er einige Zeit verwahrt, und seine Schüler konnten ihn besuchen und sich mit ihm unterreden. Denn die gebildeten Völker vergruben die Menschen nicht in unterirdische Thurmverließe, wie es bei uns geschieht. Nur verwahrt wurden die Gefangenen in Oertern, welche für Andere zugänglich waren. So das Gefängniß des Joseph in Aegypten und des Apostels Paulus in Rom. Da saßen Mehrere beisammen und unterredeten sich. Andere näherten sich von Außen und verkehrten mit den Gefangenen. Im Demosthenes wird erwähnt, daß Aeschines, als er im Gefängnisse gewesen, von den übrigen Gefangenen ausgeschlossen worden sei, so daß Keiner mit ihm gegessen, Keiner ihm Licht gereicht habe. Woraus erhellt, daß auch die Gefangenen ordnungsmäßige Verfassung im Gefängnisse hatten. Es waren mit Einem Worte die Gefängnisse sonst nur Verwahrungsörter, wie auch die Rechtsgelehrten sagen, ein Gefängniß dürfe nur ein Verwahrungsplatz, nicht ein peinlicher Aufenthalt sein.

Weiter heißt es im Texte: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Das Wort „Evangelium" braucht aber die göttliche Offenbarung, um einen deutlichen Unterschied zwischen den Lehren und Verheißungen des Evangeliums und denen des Gesetzes fest zu stellen. Denn das Wort Evangelium bedeutet eigentlich eine gute, frohe Botschaft; bei Homer metonymisch den Lohn für eine solche, und Isokrates, Cicero und Livius bezeichnen mit diesem Worte elliptisch die Opferfestlichkeiten, welche man bei dem Empfange freudiger Nachrichten anstellte.

Es folgen im Texte die Worte: „Selig ist, der sich nicht an Mir ärgert." Der Sinn ist: Selig ist, wer an Meiner armseligen, niedrigen Erscheinung nicht irre wird, an ihr keinen Anstoß, kein Aergerniß nimmt. — — Ohne Zweifel entlehnte Christus diesen Ausdruck aus dem Jesaias, der in einer Weissagung vom Messias spricht: „Er wird sein ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß den zweien Häusern Israels, zum Strick und Falle den Bürgern zu Jerusalem, daß ihrer Viel sich daran stoßen, fallen, zerschellen, verstrickt und gefangen werden." (Kap. 8, 14. 15.) Hier könnte man fragen, wie das auf Christum passe, da ja Aergerniß etwas Böses, d. h. Etwas sei, was Andere täuscht und ihnen Schaden zufügt, Christus

aber weder die Menschen täusche, noch ihnen Schaden zufüge, mithin nicht ein Aergerniß sei, Keinem ein Aergerniß gebe? Da ist nur in Beziehung auf die erstere Annahme zu antworten, daß ein Aergerniß doppelter Art sein kann: genommenes Aergerniß ist das pharisäische, wenn schlecht gesinnte Menschen an etwas Gutem Anstoß nehmen. Gegebenes Aergerniß aber ist das eigentlich so genannte Aergerniß, wenn Andere entweder durch schlechte Grundsätze oder durch böses Beispiel verderbt werden. Von diesem redet Christus Matth. 18, 7.: „Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt." Wollte man nun obigen Schluß von dieser Art des Aergernisses verstehen, so kann man zugeben, daß Christus nicht ein Aergerniß, nämlich nicht im eigentlichen Sinne des Wortes sei. Wenn aber nicht nur Jesaias, sondern auch Christus Sich selbst ein Aergerniß nennet, so ist das eine zufällige Benennung. Denn Er kommt, um Heil und Glück zu bringen; aber die Bösen widerstreben durch Wahn und Lasterhaftigkeit. Wollte man daher also folgern: Aergerniß ist etwas Böses, Christus ist ein Aergerniß, folglich ist Er etwas Böses, d. h. etwas Schädliches und Verderbliches: so läugne ich die zweite Behauptung, weil es oft der Fall ist, daß Böse an etwas Gutem Aergerniß finden. Es ist daher nicht immer der Gegenstand, woran ein Anderer sich ärgert, etwas Böses; sondern vielmehr ist der Wahn Solcher, die an etwas Gutem Aergerniß nehmen, etwas Böses. So ist das Evangelium etwas Gutes, denn es ist die göttliche Stimme, die das ewige Leben verkündet, es ist die sanfte Gewalt, mit welcher der heilige Geist uns zieht, es ist die Gotteskraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. Aber es wird zum Aergerniß den Bösen in einer zufälligen Beziehung, d. h. böse Menschen widerstreben durch ihren Wahn und ungöttlichen Sinn, durch ihre Verstockung und Verachtung des Evangelium, und in ihnen ist der böse Wille an sich Ursache des Aergernisses.

Aber auch bei dem genommenen oder uneigentlich so genannten Aergerniß gibt es Grade. So nimmt man z. B. Aergerniß aus Schwachheit, wie damals auch viele Schwache an der niedrigen Erscheinung Christi sich ärgerten; und auch jetzt noch nehmen Viele an der Armuth und am Kreuze, an den Kämpfen und Zerrüttungen der Kirche Anstoß. Kommt aber hartnäckige Selbstverblendung hinzu, so entsteht das pharisäische Aergerniß, wie wenn jene Heuchler ihr Mißvergnügen ausdrücken,

daß man ihre irrigen Meinungen antastet, ihrer Gewinnsucht entgegen tritt, und nun halsstarrig der Wahrheit sich widersetzen.

Man könnte jenen Schluß auch so bilden: Wer Ursache zum Aergerniß gibt, handelt böse; Christus gibt Ursache zum Aergerniß, folglich handelt er böse. Wahr ist der Obersatz, bezogen auf gegebenes Aergerniß, weil es etwas an sich Schlechtes ist, nämlich böse Grundsätze, böses Beispiel. Wiewohl es kann auch manchmal etwas Gutes, wenn es zur Unzeit geschieht, ein gegebenes Aergerniß sein, z. B. manche zu freie Aeußerungen oder Handlungen, die man sich nicht eben gegen Hartnäckige und Widerspenstige, sondern gegen Schwache und noch nicht hinlänglich Unterrichtete erlaubt. Davon redet Paulus Röm. 14, 20., wo er unter Anderm sagt: „Es ist zwar Alles rein, aber es ist nicht gut dem, der es isset mit einem Anstoß seines Gewissens." Es ist demnach das gegebene Aergerniß Etwas, was an sich oder seinem Wesen nach schädlich und verderblich ist. Hiervon gilt der Ausspruch Christi: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" Wehe einem Arius, wehe einem Muhamed, durch den schädliche Lehre kam! Wehe dem David, durch den ein böses Beispiel, nämlich des Ehebruchs, gegeben wird!

Der zweite Satz aber in jenem Schlusse handelt vom genommenen Aergerniß, welches man ohne einen lauteren Grund nimmt, wie z. B. Vielen die Reden und Aussprüche Christi ärgerlich sind, weil sie über die Vernunft hinaus gehen, und sich nicht mit den vorgefaßten Meinungen, die von den Meisten hartnäckig vertheidigt werden, vertragen. Vielen ist der leidende Christus ein Anstoß und Aergerniß, gleichwie selbst Petrus es nicht begreifen konnte, daß der Messias sterben müsse. Deßhalb sprach er auch, als er vernahm, daß Christus leiden werde: „Herr, schone Dein selbst!" Aber er muß das harte Wort vernehmen: „Hebe dich, Satan, von Mir!" (Matth. 16, 22 f.) Nie ist ein strengerer Ausdruck des Tadels im Evangelium an ein Glied der Kirche gerichtet worden, als dieser an Petrus gerichtete ist. — — Bei vielen Andern aber ist es nicht Schwachheit, sondern Hartnäckigkeit und Bosheit, welche Anstoß oder pharisäisches Aergerniß erzeugt. So, wenn bei Streithändeln die Wahrheit an den Tag gefördert wird, murren Viele, ereifern sich, und fassen einen wahren Kainsgroll. Um solcher Aergernisse willen wird die gute Sache nicht schlecht. — Wenn uns auch die Papisten vorwerfen, daß wir Lutheraner

durch unsere Trennung von der römischen Kirche Aergernisse veranlaßt, und mithin übel gehandelt: so ist ihnen zu entgegnen, daß man allerdings vermeiden muß, durch eine Handlung Aergerniß zu geben, aber nur, in wie fern man sich dieselbe überhaupt niemals erlauben darf. Deßgleichen ist: Andern Schaden zufügen, oder durch verwerfliche Mittel, als falsche Lehrsätze, böses Beispiel, Unordnung und Zerrüttung anrichten. Anderer Art hingegen sind die pharisäischen Aergernisse, wenn nämlich Pharisäer und ihnen Gleichgesinnte an dem, was gut und nothwendig ist, Aergerniß nehmen. Solches kann man weder vermeiden, noch darf man hindern wollen, daß geschehe, was gut und recht ist, wofern man nicht Gott selbst und alle Religion von sich werfen will. — So kann Spaltung in der Kirche allerdings Entschuldigung für sich haben, nie aber Aberglaube, — und obgleich Paulus spricht: „Thut Alles zur Ehre Gottes, und seid der Kirche nicht ärgerlich" (1. Kor. 10, 31.): so trifft doch jener Vorwurf der Papisten wegen unserer Trennung von der römischen Kirche unsre Kirche nicht; es ist ein pharisäisches Aergerniß! Bei einem Solchen aber muß man unterscheiden, was nothwendig, was Befehl Gottes ist. Und das ist jenes Gebot: „So Jemand ein anderes Evangelium predigt, der sei verflucht." (Galat. 1, 19.) Und die Papisten predigen allerdings dem Evangelium entgegen. Denn sie lehren nicht richtig in Ansehung des Gesetzes, der Sünde, des Evangelium, der Sündenvergebung, und vertheidigen hartnäckig jene Irrthümer. Ihre Heiligenanrufung und Verehrung ist offenbare Abgötterei; sie hindern die Ehe, und das Mahl des Herrn verkehren sie in schmählichen Götzendienst. — Können wir auch, indem wir von jenen Irrthümern und Mißbräuchen uns lossagen, pharisäisches Aergerniß nicht vermeiden, so gehorchen wir doch darin dem Gebote Gottes: „Fliehet die Abgötterei!" Auch ist grundlos, wenn die Papisten behaupten, daß, wer Anlaß zu Aergerniß gebe, seinen guten Namen Preis gebe, folglich nicht recht handle. Wohl muß man einen guten Namen erstreben; aber freilich nur in seiner Ordnung, und vor Allem dadurch, daß man die Gebote Gottes beobachte, und namentlich von diesem Ersten und Höchsten nicht weiche: „Fliehet die Abgötterei!" Wer diesem Gebote folgsam, Abgötterei und Aberglauben meidet, der hat allerdings einen guten Namen, in der wahren Kirche nämlich, und bei Allen, die ein vernünftiges Urtheil anwenden. Freilich gibt es auch viele Schmäher, welche

auch die redliche That schänden. Wiewohl es nun wahr ist, was Salomo sagt: „Die Worte des Verleumders sind wie Schläge und gehen durchs Herz," (Sprichw. 26, 22.) und es überall Menschen gibt, welche von Natur schmähsüchtig, den Splitter im Auge des Nächsten wahrnehmen, den Balken im eigenen Auge aber nicht achten: so darf man jedoch auch die Lästerungen solcher Leute nicht so sehr fürchten, daß man das Nothwendige dabei vernachlässigte. Denn wir sollen unsre Absichten, Handlungen und Unternehmungen dem Gebote Gottes gemäß einrichten, wir sollen richtig lehren und eifrig beflissen sein, die wahre Lehre aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Also werden wir vor Gott eines guten Gewissens uns erfreuen, und bei allen Wohlgesinnten in der Kirche eines guten Namens versichert sein dürfen. —

Weiter sagt Christus: „Johannes sei nicht ein Rohr, das vom Winde hin und her gewehet werde." Dieses Bild bezeichnet einen Menschen, der aus bloßer Sucht nach dem Neuen Etwas unternimmt. Denn alle menschliche Einrichtungen und Unternehmungen außer dem göttlichen Worte sind dem Schilfrohre gleich, das vom Winde hin und her gewehet wird, und es zeigt zuletzt der Erfolg, daß jener Ausspruch Christi wahr sei: „Alle Pflanzen, welche Mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, die werden ausgerottet" Matth. 15, 13., und: „Was nicht aus Gott ist, wird vergehen." Johannes hingegen ist nicht ein von dem Winde hin und her gewehtes Rohr, d. h., der aus bloßem Streben nach Neuerungen ein neues Institut gegründet.

Zugleich aber stellt jenes Bild die Unbeständigkeit Derer vor Augen, welche ihre Absichten oder Lehre ihren Leidenschaften oder dem Beifall der Menge und der Mächtigen anbequemen. Wiewohl dieser Fehler richtiger auf das folgende Glied zu beziehen ist, wo Christus sagt: „Johannes sei nicht Einer, der in weichen Kleidern einher gehe." Er will nämlich ausdrücken, Johannes gleiche nicht jenen Schmeichlern an den Höfen der Fürsten, welche sich nach den Launen und Neigungen der Könige und Fürsten beugen. Es haben aber nicht nur die Mächtigen der Erde gern Schmeichler um sich, sondern auch dem thörichten Haufen ist Nichts lieber, als sie. Doch reden wir nun von den Höfen, welche Christus ausdrücklich erwähnt. Ein Mensch in weichen Kleidern ist also ein Hofschranz und Schmarotzer, der gegen seinen Herrn nicht rauh und stachlicht ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aesop soll dem Solon auf die Frage, wie er mit dem Krösus reden solle, geantwortet haben: Entweder möglichst wenig, oder möglichst schmeichlerisch! Und ein in italischer Sprache geschriebenes Büchlein: vom Hofleben, betitelt, in welchem Viel von den Hofkünsten gesprochen wird, enthält unter Anderm auch diese Worte:

Gib, nimm an, frage, sehr Viel, Wenig, Nichts;

welche also zu verbinden sind: Gib möglichst Viel, nimm Wenig an, frage und bekümmere dich um Nichts; oder: „Wer zu Hof Viel fragen und reformiren will, der läuft scheußlich an," und nicht ohne Grund hat man gesagt: „Wer fromm sein will, meide den Hof."

Wohl beruft Gott auch Fürsten und andere fromme Menschen, welche mit ihnen an den Höfen leben, zur Gemeinschaft der Kirche. Solche halten an Gott, und gewähren der Kirche Schutz und Pflege. Jedoch sind diese zu einer Zeit die Mehrern, zur andern die Wenigern. Jedoch schenkt Gott nach Seiner Güte immer Einige, wie geschrieben steht: „Die Könige der Heiden werden Ihn anbeten" (Psalm 72, 11.); und: „Wenn die Völker zusammen kommen, und die Königreiche, dem Herrn zu dienen" (Psalm 102, 23.). Es enthielt dieser Ausspruch eine Schilderung des vollkommensten Zustandes im Menschengeschlechte; denn da nur blüht wahrhaft ein Staat, wo König und Volk einträchtig sind, und in der Kirche zur wahren Verehrung Gottes sich vereinigen, wo die reine Lehre nicht durch Zwiespalt und Verfolgung gefährdet ist, wo jeder Einzelne seiner Pflicht lebt, sei es im Lehren oder im Regieren, in der Bestrafung, wie in der Abwendung öffentlichen Aergernisses. — —

Ein solcher Zustand ist in diesem geistesschwachen, unkräftigen Weltalter selten; und findet er sich auch hie und da: so hat er doch immer seine Unvollkommenheiten. Wir reden aber hier im Allgemeinen von den Höfen der Fürsten. Denn auch an guten Höfen findet ein großer Zusammenfluß schlechter Menschen Statt, und sehr wahr sagt Juvenal: „Wenn Einer ein Stalljunge zu Hofe ist, so ist er stolzer denn ein Anderer." Ein Ausspruch des Menander bringt die Hofleute in drei Klassen. Der ersten gehört der Schmeichler an, die zweite enthält die Sykophanten (Ränkeschmiede), in der dritten steht der Neidische, Eifersüchtige, der die schlauesten Künste, Andern zu schaden, in seiner Gewalt hat. — Johannes nun, spricht Christus, ist

nicht ein Solcher, nicht weichlich und schmiegsam war er, sondern rauh und stachlicht vor seinem König Herodes, wie vor den Pharisäern.

Was die Worte betrifft: „Das Himmelreich leidet Gewalt, — so sind sie eigentlich so zu erklären: Das Himmelreich bricht mit Macht hervor, schreitet kräftig vorwärts, erweitert mit Gewalt seinen Umfang, und zwar nicht mit Hilfe physischer oder politischer, sondern geistiger und göttlicher Gewalt; „es dringet mit Macht oder gewaltig durch, daß man's nicht hindern kann." Weder die Macht des Teufels, noch der Welt vermag es aufzuhalten. Als Trost stehen also diese Worte da in Ansehung der Sammlung und Erhaltung der Kirche, gegen welche die Macht der Welt und die Pforten der Hölle toben und vergebens ankämpfen. Der einfältige Sinn jener Worte ist: Die Kirche wird durch göttliche Macht vermehrt und beschirmt. Gott sammelt die Kirche aus dem ganzen menschlichen Geschlechte, regiert und schirmt sie gegen das Wüthen des Satans und der Welt, und die Kirche wird bleiben, mag auch der Teufel und die Welt mit aller Macht und Bosheit sich dagegen auflehnen.

Bisher hat Er vom Himmelreich, d. i. vom Sohne Gottes selbst und von der Stimme des Evangelium geredet, durch welche die Kirche gesammelt wird, wie denn der Sohn Gottes selbst das Haupt der Kirche ist, der in göttlicher Gewalt dieselbe sammelt und beschirmt. Nun fügt Er die Worte hinzu: „Und die Gewalt thun, reißen es zu sich." Das sind nämlich alle die, welche sich nicht durch die Schreckniße der Welt, durch Aergerniße, durch Widerstreit der Meinungen und durch andere Hinderniße entmuthigen und entkräften lassen. Sie werden vom Sohne Gottes gekräftiget zum Siege, und darum eben als Solche bezeichnet, „die Gewalt thun", nämlich theils in Beziehung auf die Feinde, welche zurückgeschlagen und überwunden werden müssen, theils in Ansehung der Hinderniße und Hemmungen, welche allenthalben her der Teufel in den Weg legt. Es sind daher nicht Solche darunter zu verstehen, die von schwärmerischen Gefühlen fortgerißen werden, oder willenlos gewißen gewaltigen Eindrücken weichen. Eben so wenig ist jene Gewalt auf das Bestreben zu deuten, das Evangelium durch äußere Gewalt auszubreiten, sondern gilt nur von den Uebungen der wahren Buße, des Glaubens, des Gebetes, des Bekenntnisses. Denn das ist eben die Gewalt, mit der man unabläßig gegen den Teufel und die Macht der Welt ankämpfen muß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es liegt demnach zugleich die Aufforderung in diesen Worten, daß fromme Christen wacker und beharrlich fortfahren sollen, die Wahrheit des Evangelium zu behaupten, zu reinigen, zu schützen, keinen Drohungen oder Schreckniſſen der Feinde zu weichen, keinen Kampf, keine Gefahr zu fliehen, welche das Bekenntniß nothwendig herbeiführt. Denen, welche solches thun, ist die Verheißung gegeben, daß sie einst ewige Bürger des Reiches Gottes sein sollen, nach dem Ausspruche: „Gott, der das Wollen gibt, wird auch das Vollbringen geben" (Philipp. 2, 13.). Es läßt sich nicht mit Worten sagen, wie wohlthuend der Inhalt beider Glieder dieses Ausspruches, auf diese Weise gefaßt, dem Herzen ist. Der Sohn Gottes selbst und die Stimme des Evangelium dringen mit Macht hindurch und machen sich kräftig Bahn. Wie die Sonne am Horizont, durch kein Hinderniß aufgehalten, die Wolken durchbricht, so bringt das Himmelreich mächtig herein, und keine Gewalt widerstrebender Feinde mag es aufhalten. Es kommt nun die Zeit, spricht Christus, daß Ich die Stimme des Evangelium ertönen lassen und durch den ganzen Erdkreis verbreiten will. Niemand vermag Solches zu hindern, wie sehr auch der Teufel nicht nur, sondern auch die Macht der Welt, sich dagegen setzen wird. Durch Beispiele wird das anschaulicher. Die Synagoge leistete Anfangs den erbittertsten Widerstand, aber umsonst. Die Juden träumten Jesum hinweg; und ungeachtet sie wußten, daß Er Todte wieder belebt hatte: so war doch ihre feindselige Wuth und Verstockung so groß, daß sie Ihn hinwürgten. So wähnten sie ihre Macht wohl befestigt. Doch Christus erstand vom Tode, und das Grab mochte Ihn nicht zurückhalten. Nach Seiner Auferweckung predigten die Apostel. Auch diese begannen die Juden zu verfolgen, und noch immer träumten sie von der Aufrechterhaltung ihres Reiches; doch die Predigt der Apostel drang mächtig durch, und die jüdische Verfassung ward zuletzt gestürzt. Darauf, als das Evangelium unter den Heiden ausgebreitet worden, gedachten Nero, Diokletian und Julian den Christennamen zu vertilgen, und alle ihre Absichten und Unternehmungen waren darauf gerichtet, das Evangelium auszurotten; aber sie vermochten's nicht. So drang auch in den übrigen Zeiten der Sohn Gottes und die Stimme des Evangelium gewaltig durch, und machte sich mit Gewalt Raum in der Welt, trotz des Tobens und Gegenkampfes des Teufels und aller weltlichen Mächte, und die Gewalt keiner Kreatur vermag sie aufzuhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist eine weit stärkere Macht, als wenn weltliche Herrscher Heere zusammen ziehen, um ihre Feinde zu durchbrechen; und durch dieselbe mächtige Gewalt schirmt und behütet Gott auf wunderbare Weise auch die einzelnen Frommen, daß sie ihre Wallfahrt vollenden mitten unter dem Toben des Teufels und der Welt. Christus selbst verwaltet Sein Amt bis zur Vollendung Seines Laufes, und Paulus erfüllt mit dem Evangelium Asien, Italien, Illyrien, bis auch er am Ziele seiner Wallfahrt ist. Gott sammelt durch ihn die Kirche trotz dem, daß der Teufel, Fürsten und Irrlehrer ihm entgegen kämpfen.

Es erinnert uns aber auch jenes Wort: „Und die Gewalt thun, reißen es zu sich," an unsere Pflicht, daß wir nicht träge noch müßig, nicht schläfrig noch verzagt seien, sondern der Widerwärtigkeiten und Hindernisse, welche unserm Glauben, unserm Bekenntniß und unserer Anrufung entgegen stehen, stets eingedenk sein sollen. — Ja dem Allen sollst du kühnlich entgegen treten und durch den Trost dich kräftigen, daß, wofern du nur bei deiner Schwachheit den redlichen Eifer, gut zu handeln, besitzest, und dich nicht von der Bahn der Frömmigkeit abziehen lässest, die Kraft Gottes in dir wirksam sein werde.

Von einem Zwange, einer Nothwendigkeit, als ob dich Gott mit Gewalt und ohne Rücksicht auf die Theilnahme deines Willens zum Glauben ziehe, wie Einige den Sinn dieses Ausspruchs entstellen, ist hier nicht die Rede, und es wird solcher Wahn durch die geistige Erfahrung selbst widerlegt. Wir müssen dem gehörten Worte Beifall geben. Es gibt aber das Herz Beifall und wird bekehrt durch Antrieb des heiligen Geistes, und auch die guten Werke, welche darauf erfolgen, geschehen nicht mit unserm Widerstreben, sondern nur in wiefern wir wollen, und die Wiedergeburt des Willens in uns begonnen hat. Denn so lange der Mensch noch völlig widerstrebt, so lange ist noch keine Bekehrung erfolgt.

Immer reißen es also die, so Gewalt thun, zu sich, d. h., in welchen nicht ohne Kampf und Ringen die ersten Funken des Glaubens entzündet worden sind, die fahren auch unter göttlicher Mitwirkung fort, und lassen sich nicht hindern. Wende solches Jeder auf sich besonders an! Gott hat dir Gnade verliehen, daß du nicht ein epikurisch gesinnter Verächter des göttlichen Wortes bist; du hast schon ein Fünklein des Glaubens, du vernimmst die Stimme des Evangelium, und möchtest doch gern, daß dein Glaube lichte Flamme werde; du fühlst deine

Schwachheit; dieser darfst du nicht gewähren, sondern mußt in Kraft des Geistes sie bekämpfen und im aufrichtigen Seufzen und Gebet flehen, daß der heilige Geist je mehr und mehr dich kräftigen wolle. So wirst du gewiß gerettet werden, wie sehr auch der Teufel sich dagegen setze. — —

So viel zum Verständniß der Worte: Es wird daraus einleuchtend, wie viel auf Sprachkenntniß und wissenschaftliche Genauigkeit ankomme, um die Eigenthümlichkeiten der biblischen Sprachweise zu verstehen, und gegen fanatischen Wahn gerüstet zu sein, zumal da in unserer Zeit gar Viele durch Herabsetzung der Wissenschaft bei der Menge Ansehen zu erlangen suchen. Aber solche Leute gefallen sich meistens in ihren vorgefaßten Meinungen, und weil sie selbst gelehrter Bildung ermangeln, wollen sie unter dem großen Haufen derer, die ihnen ähnlich sind, ihr versteckes Spiel treiben. — —

Laßt uns noch auf einige Hauptpunkte in unserer Erzählung aufmerksam machen. Der erste ist: das Beispiel der Befestigung schwacher Gemüther, welche Wunsch und Verlangen zu lernen, haben, gleichwie die Jünger des Johannes hier zu Christo gesandt werden, um sich von ihm befestigen und in der Erkenntniß der Wahrheit fördern zu lassen. Laßt uns beherzigen, daß in der Kirche, d. h. eben in der Gesellschaft der zu Gott bekehrten Christen zu allen Zeiten große Schwachheit herrschte. Ja in den Heiligen selbst wohnt noch große Dunkelheit.

Wir sehen, mit welchen Schwierigkeiten wir bei der Beurtheilung der Dinge zu kämpfen haben, welche die menschliche Vernunft einiger Maßen begreifen kann. Um wie viel größer ist unsere Schwachheit, wenn es gilt, die evangelische Lehre uns fest anzueignen, welche über und außer der menschlichen Weisheit liegt und nur mit Hilfe göttlichen Lichts klar erkannt wird!

Gar schwach ist Anfangs das Fünklein des Glaubens in uns. Es will jedoch Gott, daß wir allmälig fortschreiten sollen, denn es heißt: „Wer da hat, dem wird gegeben werden!“ (Matth. 25, 29.) und ein altes Wort sagt: „Der Mensch schreitet entweder fort, oder er geht zurück. Dieß gilt von jeder Kunst schon, wo man bei unterlassener Uebung leicht einrostet. Weit mehr aber fordert es die Sache bei den Uebungen unsers Glaubens, daß wir nach Fortschritt streben. Denn die menschliche Natur ist im Allgemeinen so beschaffen, daß sie nicht in demselben Zustande verharrt, und wo wir nicht vorwärts schreiten, da werden wir je mehr und mehr unsern Rückschritt inne. —

Was die Frage betrifft, ob Johannes in Christus Zweifel gesetzt, so behaupte ich, daß er eben so wenig gezweifelt habe, als ihm die Person Christi unbekannt war. Er sandte daher nicht um seinetwillen, sondern seiner Schüler wegen dieselben an Ihn, da er in ihnen viele Schwachheit und Zweifel bemerkte. Sie sollten darum Christum selbst hören, und selbst sehen, worauf in allen Fällen gar Viel ankommt. Denn was man mit eigenen Ohren vernimmt, das dringt tiefer ins Herz, als was man von Andern erzählen hörte. Vorzugsweise aber sind Augenzeugen die sichersten, und es gilt auch ein Solcher mehr, als zehn Ohrenzeugen.

Mild und freundlich aber nimmt sie Christus auf, ganz übereinstimmend mit dem Ausspruche des Paulus: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf, und verwirret die Gewissen nicht." (Röm. 14, 1.) Die Schwachen aber sind es eben, welche gelehrig sind, und nach Fortschritt streben. Die Andern, die sich nicht mögen belehren lassen, und der erkannten Wahrheit widerstreben, sind nicht als Schwache zu betrachten, sondern als Hartnäckige, Verstockte, wie die unbiegsamen Pharisäer. Und Solche sind insgemein dünkelhafte, eingebildete Bewunderer ihrer selbst, voll Eigenliebe, und aufgeblasen durch eine hohe Meinung von ihrer Weisheit. Sie wollen den Himmel erklimmen, und stürzen am Ende tief herab, und werden von Gott zur Strafe gezogen. —

Der zweite Hauptpunkt enthält die Zeugnisse, welche Christus in Seiner Antwort anführt, um die Jünger des Johannes zu befestigen: Einmal, daß Er der gesendete Messias sei, daß Er aber auch der nämliche Messias sei, von dem die den Vätern gegebenen Verheißungen reden, und daß kein anderer Messias zu erwarten sei. Er bedient sich aber auch solcher göttlicher Zeugnisse, welche in den prophetischen Weissagungen vorher verkündigt worden waren, denn Er legt ihnen diesen Vernunftschluß vor: Es ist vorher verkündigt worden, daß der Messias bei seinem öffentlichen Auftreten mit diesen Wundergaben ausgerüstet sein werde: „Die Lahmen werden gehen, die Blinden sehen, die Todten werden auferstehen." Ihr seht nun, daß Gott Meine Berufung durch solche Zeugnisse bestätigt; darum sollt ihr also wissen, daß Der der Messias ist, Den ihr sehet. Hierher gehört die Lehre von den Wundern. Gott will in Seinen Werken erkannt werden, nicht nur in denen, welche Er an die Gesetze der Natur gebunden, sondern auch in denen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche Er aus ihrem Zusammenhange heraus gestellt hat. Die ersteren bilden die gesammte Naturordnung. Die außerordentlichen Werke aber sind die Wunder, welche uns zeigen, daß Gott nicht an Mittelursachen gebunden, sondern ein durchaus frei waltendes Wesen ist, und diese Naturordnung abändern kann. Solche Werke verbindet Gott mit Seinem Worte, weil es der Vernunft unbekannt ist.

Solche Werke führt nun Christus auch von Sich an, und auch wir sollen jene Zeugnisse unablässig beherzigen und uns alle die vorhalten, welche vom Anbeginn der Kirche an ergangen sind, und uns durch das Wort Gottes und die von Gott beigefügten Zeugnisse befestigen. —

Christus schließt hier an die übrigen Wunder die Bemerkung an: „daß den Armen das Evangelium gepredigt wird." Er drückt damit aus, daß die Predigt des Evangelium an die Armen nicht nur an sich das größte Wunder sei, sondern auch, daß die übrigen Wunder zu dem Zwecke geschehen, damit die Kirche gesammelt und das menschliche Geschlecht zu Gott bekehrt werde. Solche Güte Gottes nun, der Seinen Sohn zur Sammlung der Kirche sendet, wollen wir zu Herzen nehmen, und die Ueberzeugung fest halten, daß der Sohn Gottes das „Wort" und das „Leben" sei, und daß das Menschengeschlecht gänzlich untergegangen sein würde, wofern nicht wäre beschlossen worden, daß der Sohn Gottes unsere menschliche Natur annehmen, sich zu uns gesellen und uns das Leben erwerben sollte. Dieser Rathschluß in Ansehung unserer Rettung aber wird durch die Predigt des Evangelium kund gethan, durch welche auch die Kirche, wie auch die Macht der Welt und des Teufels sich dagegen setze, gesammelt, und nicht nur gesammelt, sondern auch erhalten wird, wenn ihr auch kein menschlicher Schutz zu Gebote stände. Nicht ohne Grund zählt also Christus dieses Wunder den übrigen bei. Unter den „Armen" sind zu verstehen die Armen am Geiste, d. h. die, welche um ihrer Sünden willen in tiefem Schmerz gebeugt sind, von denen es auch bei dem Propheten heißt: „Wo wird der Herr wohnen, außer bei denen, so zerschlagenen, demüthigen Geistes sind und sich fürchten vor Meinem Worte?" (Jesai. 57, 15. vergl. 66, 2.)

Sodann mag man diese Benennung der Armen auch auf den Zustand der Kirche anwenden, welche keinen Schutz und Vertheidigung von äußerer Herrschaft und weltlicher Macht zu er-

warten hat. Ein treffliches Bild davon ist im Zacharias, das uns unablässig vor Augen stehen sollte. Das Volk war aus Babylon heimgekehrt, eine große Menge von Greisen, Kindern und Frauen, unter denen viele schwangere und säugende Mütter waren. Sie hatten keine festen Oerter, kein Heer, das sie gegen die Nachbarvölker und andere Raubhorden geschützt hätte. Da ertheilte ihnen Gott den Trost, der zu der Etwähnung dieses Wunders von der Sammlung und Erhaltung der Kirche in unserer so großen Schwachheit paßt: „Nicht durch Heere oder Kraft, sondern durch Meinen Geist will Ich euch erhalten; Ich will eine feurige Mauer um euch her sein" (Sacharja 4, 6. vergl. 2, 5.). Aber auch das wollen wir bedenken, daß Christus durch die Erwähnung der Armen die Verschiedenheit der Kirche oder des Messiasreiches von weltlicher Herrschaft habe anzeigen wollen. Und weil die Welt nicht nur an der Niedrigkeit Christi, sondern auch an der kläglichen Verfassung und Erscheinung der Kirche sich ärgert, so fügt Er alsbald die Erinnerung hinzu: „Und selig ist, der sich nicht an Mir ärgert."

Der dritte Hauptpunkt betrifft das Amt des Johannes, von dem hier Christus sagt: „Unter Allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei, denn Johannes." Er redet aber von der Wichtigkeit und Erhabenheit seines Berufes, weßhalb Er auch hinzu setzt: „Der auch mehr ist, denn ein Prophet." Denn die alttestamentlichen Propheten lehrten nicht bloß, sondern leiteten auch, die Angesehneren wenigstens, wie Elias, Jesaias u. s. w., die Staatsangelegenheiten. Johannes aber ist nicht ein Solcher; er ist weder ein Diener in der levitischen Ordnung, noch beschäftigen ihn die politischen Angelegenheiten. Christus nennt ihn aber größer, als die Propheten, weil das Amt des Johannes der Beginn der Verkündigung des neuen Bundes, d. i. das Zeugniß von der Gegenwart des Messias, der Anfang der Taufe und der Sammlung der neuen Kirche aus Juden und Heiden ist, und zwar nicht, wie zuvor unter dem Volke des Gesetzes geschah, durch den levitischen Dienst, sondern durch die Predigt der Buße und der Vergebung der Sünden um jenes Lammes willen, auf welches Johannes mit dem Finger zeigte. (Joh. 1, 29.) Es haben aber die Apostel und die ihrer Lehre folgen, ein und dasselbe Amt mit Johannes, nur daß der Täufer der Anfänger dieses Amtes war, und zwar den gegenwär-

tigen Messias, jedoch aber als Den verkündigte, der noch leiden und auferweckt werden sollte. Die Apostel hingegen und wir bis heute predigen Christum als Den, der schon gelitten hat und auferweckt ist. Außerdem ist es dasselbe Wort des Amtes, dieselbe Wirkung. Alle, welche die Stimme des Johannes gläubig hörten, empfingen Vergebung der Sünden, und wurden durch den heiligen Geist geheiliget, gleichwie in der Folge die, welche der Stimme der Apostel glaubten. Man darf also nicht wähnen, die Lehre des Johannes sei nur eine Predigt der Buße, ohne die Predigt der Vergebung der Sünden gewesen. Denn die Predigt der Buße ohne die Predigt der Vergebung der Sünden ist nichts mehr, als eine tragische Declamation des Sophokles oder Euripides. Gerade darin aber unterscheidet sich die Lehre der Kirche von der Weisheit der Heiden. Die Heiden sehen wohl, daß schwere Strafen den Sünden folgen; sie predigen Buße, und fordern die Menschen zur Zügelung ihrer Leidenschaften auf; aber von Vergebung der Sünden sagen sie Nichts. Die göttliche Stimme in der Kirche prediget Beides, Buße und Vergebung. Sie mahnt an die Schuld, und weist zugleich auf den Sohn Gottes hin. Hätte Johannes nur Buße, nicht auch Vergebung gepredigt, was hätte er Anderes gelehrt, als daß die Menschen in Zweifel und Murren gegen Gott bleiben sollten? Aber bei der Taufe zur Buße wies er zugleich auf die Wohlthaten des nun erschienenen Messias hin, „von Dessen Fülle wir Alle nehmen Gnade um Gnade." (Joh. 1, 16.) Gnade, d. h. Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott. Ferner wenn er spricht: „Das Gesetz ist durch Moses gegeben," d. h., durch das Gesetz werden wir nicht gerecht, und die mosaische Verfassung wird untergehen, wie sie auch keineswegs jenes hohe, den Vätern verheißene Gut ist; „die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden;" d. h., wir müssen in Christus etwas Höheres und Herrlicheres anerkennen, als das Gesetz ist. Das ist aber die Gnade, nämlich die Vergebung der Sünden, und Wahrheit, d. i. nicht Schattenbilder, nicht vergängliche Güter dieses Lebens, sondern wahre, dauernde Güter, Weisheit, Gerechtigkeit, ewiges Leben und unvergängliche Freude. Solches muß man erwägen, um die Größe und Bedeutung des Amtes einzusehen, welches der Täufer verwaltet hat.

Aber warum setzt Christus hinzu: „Der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn Johan-

nes?" Wiewohl man noch andere Erklärungen aufstellen könnte, so glaube ich doch, daß Christus von Sich selbst und Seiner Person redet, welche Meinung, wie ich mich erinnere, auch von Luther gebilligt worden ist. Er nennt Sich aber den Kleinsten, weil Er Sich vor dem Vater und allen Engeln und Menschen erniedrigte. Denn Er kennt den Vater vollkommen; je besser man aber den Werth, die Vorzüge einer Sache kennt, desto mehr verehrt man dieselbe, und je weiser Einer ist, desto demüthiger ist er. Vielleicht daß der Sohn Gottes gerade darum von den Teufeln verachtet worden ist, weil sie in Ihm eine größere Demuth wahrnahmen, als in irgend einer Kreatur sein kann. Auch widerstreitet es einander keineswegs, daß der Sohn dem Vater gleich ist, und doch den Vater verehrt. Denn die Gleichheit bezieht sich auf das Wesen und die Macht, die Verehrung und Erniedrigung deutet die Folge, das Verhältniß der Personen an; denn es sind verschiedene Personen, und der Sohn hat sein Sein vom Vater.

Am meisten aber hat der Sohn Gottes Seine Demuth gezeigt, als Er die menschliche Natur annahm, und Sich unter alle Kreaturen erniedrigte, und unsere Strafe auf Sich nahm, gleich als ob Er selbst Sich mit meinen und deinen und aller Menschen Sünde befleckt hätte. Von dieser Erniedrigung des Sohnes Gottes reden folgende Aussprüche: „Ich ehre Meinen Vater!" (Joh. 8, 49.) Ferner: „Er ist für uns zur Sünde, zum Fluch geworden!" (2. Kor. 5, 21, vergl. Gal. 3, 13.) und jener herrliche Spruch des Paulus (Phil. 2, 6 ff.): „Ob Er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt Er's nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein;" d. h. ob Er gleich wahrhaftiger Gott war, und gleiche Weisheit, Gerechtigkeit und Macht besaß, wie der Vater selbst hat: so wollte Er doch jene Gleichheit mit Gott nicht als einen Raub festhalten, nämlich entgegen der Berufung, nach welcher Er zu einer bestimmten Zeit in die Erniedrigung gesandt ward. Welches aber diese Erniedrigung sei, lehrt Paulus in derselben Stelle: „Er äußerte Sich selbst und nahm Knechtsgestalt, d. h. die menschliche Natur an, und war in dieser einem wehrlosen Knechte gleich, und ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gebehrden als ein Mensch erfunden;" d. i. Er empfand Schmerz und Betrübniß, litt und starb, gleich als ein Mensch. —

Aus der Betrachtung dieser Stelle ergibt sich, daß Christus etwas Besonderes ausdrücken wollte, wenn Er Sich „den

Kleinsten im Himmelreiche" nannte, und wenn auch dieß weit über menschliche Fassungskraft hinaus liegt, so muß es uns doch antreiben, dem Sohn Gottes brünstig zu danken, daß Er Sich auch um unsertwillen so tief erniedrigt hat. Zugleich wollen auch wir aus diesem Bilde der vollkommensten Demuth ein klein wenig Geduld, ich will nicht einmal sagen Demuth, lernen, und unsern abscheulichen, schmählichen Stolz nach jenem Gebote Christi selbst ablegen, wo Er sagt: „Lernet von Mir; denn Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig!" (Matth. 11, 29.)

Der letzte Hauptpunkt betrifft das Wort: „Das Gesetz und die Propheten haben geweissagt bis auf Johannes;" worin Christus lehren will, das Reich des Messias beginne nun, und das Ende der mosaischen Verfassung, die Erfüllung Dessen, was im mosaischen Gesetze angedeutet worden und der prophetischen Verheißungen, so wie des ganzen levitischen Amtes sei nun da, und ein neues Amt, nämlich das des Neuen Bundes, werde nun beginnen.

Hier muß man das Wesentliche der Lehre von den Theilen des Gesetzes wiederholen, um folgendem Einwurf begegnen zu können: Was ewig und unveränderlich ist, kann nicht aufhören; das göttliche Gesetz ist ewig und unveränderlich, weil es die Weisheit und die Norm der Gerechtigkeit in Gott selber ist, welche eben so gewiß nicht kann geändert werden, als Gott selbst unveränderlich ist: folglich hört mit Johannes das Gesetz nicht auf.

Was nun die erste Behauptung betrifft, so ist es wahr, daß das Ewige nicht aufhört, nämlich das, was in Gott selbst ist; denn das ist unveränderlich. Was aber außer Ihm ist, betreffe es nun bürgerliche oder kirchliche Einrichtungen, das ist veränderlich. Es redet aber Christus in diesem Ausspruche nicht von jener Weisheit und Norm der Gerechtigkeit in Gott, welche das Sittengesetz ist, in wie fern es Gleichförmigkeit der vernünftigen Geschöpfe mit Gott fordert, sondern von dem Cerimonial- und gerichtlichen Gesetze, welches sich auf die äußerliche Verfassung dieses Volkes bezieht. Denn Er stellt diesen Ausspruch der thörichten Einbildung der Juden entgegen, daß die mosaische Verfassung sich über die ganze Welt verbreiten müsse. Diesem Wahn entgegen versichert hier Christus, mit der Ankunft Christi werde jene Verfassung aufhören, und weil Johannes schon predige, will Er sagen, so seien nun die prophetischen Weissagungen erfüllt, und Christus gesendet. —

Eben so reichen auch die Propheten bis auf Johannes, d. h. die Propheten haben von der Ankunft des Messias geweissagt. Diese Weissagungen sind jetzt erfüllt, und gleichermaßen wird auch was die Propheten von der Bedeutung des Gesetzes gelehrt haben, im Reiche des Messias erfüllt werden. Ja es wird endlich das Ende des ganzen levitischen Amtes eintreten, nicht nur in Ansehung der Cerimonieen, sondern auch der Belehrung über die äußere bürgerliche Zucht, in so fern sie sich auf die mosaische Verfassung bezieht, weil die Heiligen im neuen Bunde das haben werden, was das Gesetz vorschreibt, und was nach der Lehre der Propheten im Gesetze wesentlich angedeutet worden ist. Jetzt ist Christus unser Gesetz, d. h. das erfüllte Gesetz, und wir, die wir Christum haben, wir haben auch das, was durch das Gesetz angedeutet worden; denn die geschlachteten Opfer deuteten auf das Verdienst Christi und die Vergebung der Sünden, deßgleichen das Sittengesetz auf die durch Christus zu erhaltende Gerechtigkeit hin, in welchem wir nun zugerechnete Gerechtigkeit, Heiligung und ein ewiges Leben haben. Mit der Hinwegnahme des Schattens des Gesetzes wird nun die Hindeutung erfüllt, und Das in den Heiligen erneuert, was in Gott ewig ist; denn es wird den Heiligen die göttliche Gerechtigkeit mitgetheilt, damit sie Gott ähnlich werden. Doch hier drängt sich die Frage auf, die auch im Irenäus aufgestellt wird: Haben denn nicht Alles, was im Evangelium gelehrt, im neuen Bunde dargeboten wird, auch schon früher die heiligen Väter im alten Bunde gehabt? Haben nicht Adam, Abraham ꝛc. Christum gekannt, die Segnungen des neuen Bundes besessen und empfunden, daß sie durch den heiligen Geist dem Tode entrissen wurden? Was hat denn also Christus Neues gebracht? Wir antworten am besten mit Irenäus: „Sich selbst hat Er gebracht;“ Er hat jenes Opfer erfüllt, um dessenwillen jene Väter mit Gott versöhnt und geheiligt worden sind, und hat in Seiner Auferstehung das voraus verkündigte neue, ewige Reich begonnen; denn Er ist der Erstling geworden unter denen, die vom Tode erstehen. Ueberdieß hat Er die Lehre des Evangelium unter den Heiden verbreitet, was vorher nicht geschah. Doch ich kehre zurück zur Unterscheidung der Theile des Gesetzes, welches in das Sittengesetz, Cerimonialgesetz und bürgerliche Gesetz zerfällt. Eine kindische Benennung ist's, wenn das Sittengesetz nur in so fern so heißen soll, weil es lehre, wie unsre Sitten beschaffen sein sollen. Vielmehr muß unter der Sittlichkeit die ganze Gleichförmigkeit unsrer Natur

mit der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes begriffen, und das Sittengesetz als dasjenige aufgefaßt werden, in welchem dargestellt wird, wie Gott ist, und wie wir werden müssen. Denn die Lehren desselben haben das zum Gegenstand, was in Gott und in uns bleibend ist.

Das Cerimonialgesetz handelt nicht von Dem, was in uns ist, sondern von äußern Gebräuchen, weil alle Cerimonieen nur Handlungen der äußern Zucht, äußere Schatten waren, die auf etwas Anderes hindeuteten. Ferner beziehen sie sich nur auf eine bestimmte Zeit, und sind nichts Bleibendes, nur äußere Handlungen, die für den Menschen keinen beharrlichen Werth haben; darin liegt der klare Unterschied des Moral- und des Cerimonialgesetzes. Darum müssen wir uns gewöhnen, bei der Betrachtung des Sittengesetzes die Quelle desselben, d. h. die Weisheit und Gerechtigkeit in Gott, uns vor Augen zu stellen. Denn auf diese Weise wird die hohe Wichtigkeit dieser Dinge richtiger aufgefaßt, und es ist das Sittengesetz unbezweifelt darum bei der Schöpfung dem menschlichen Herzen eingepflanzt worden, damit es ein Zeugniß von Gott wäre.

Das bürgerliche Gesetz ist die zum Frieden unentbehrliche äußerliche Zucht eines äußerlichen Vereins. Auch dieses bezieht sich auf äußerliche Handlungen, im bürgerlichen Leben nämlich, gleichwie sich das Cerimonialgesetz auf den äußerlichen Cultus im kirchlichen Leben jenes Volks bezog. Auch die bürgerlichen Gesetze sind ein Ausdruck des göttlichen Willens, weil Alles, was die Förderung äußerer Zucht betrifft, Zeugniß ist, daß Gott die Sünden haßt und straft; denn Gott will, daß die bürgerliche Gerechtigkeit von Seiner eigenen Gerechtigkeit zeugen soll, und straft, nach den Lehren der Geschichte, da, wo die Obrigkeit Verbrechen nicht straft, die Obrigkeiten und ihre Untergebenen selbst. — —

Wiewohl aber die bürgerliche Gerechtigkeit ein Zeugniß von Gott ist, so ist doch die bürgerliche Zucht selbst noch nicht jenes Ewige, was das Sittengesetz als wesentlich fordert. Der Wille Gottes hat den Cerimonieendienst, wie die bürgerlichen Gesetze verordnet, um die Verfassung jenes Volkes zu stützen, und mit derselben zu fallen, wenn Christus kommen, und Sein Reich auf der ganzen Erde ausgebreitet werden würde. Die Ankunft Christi war daher das Ende jener Schatten und jener Verfassung, welche hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet worden war, damit ein bestimmter Ort vorhanden wäre, wo Chri-

stus geboren würde, von Sich Zeugniß gäbe und das Leiden erduldete.

Aber redet Paulus nicht auch vom Sittengesetz, oder den zehn Geboten, wenn er spricht: „Ihr seid nicht unter dem Gesetze?“ (Röm. 6, 14.) und sind damit nicht auch die zehn Gebote aufgehoben? — Allerdings für den Gläubigen, der in Christus ist, was die Anklage, den Fluch, nicht aber, was den Gehorsam betrifft. Das Gesetz Gottes klagt die Gläubigen nicht an, es verdammt sie nicht, und es findet in Ansehung aller der Gläubigen, denen um Christi willen die Sünden vergeben werden, eine ganz besondere, der Vernunft unbekannte Freisprechung Statt. Weder Adam noch die Weisheit eines Engels vermochte diesen Schluß zu entkräften: Gott ist unveränderlich gerecht; die Gerechtigkeit Gottes muß den, der gesündigt hat, verstoßen: folglich ist Adam von Gott verstoßen; — aber der Sohn Gottes hat es vermocht durch die geoffenbarte Verheißung des Evangelium. Nun lautet der zweite Theil jenes Schlusses also: Die Gerechtigkeit Gottes muß den, der gesündigt hat, verstoßen, nämlich: „wo fern nicht der göttlichen Gerechtigkeit dadurch Genugthuung geschieht, daß die Strafe auf den Mittler übergetragen wird, durch Den das Lösegeld dargebracht wird.“

Auch folgt daraus, daß Gott die Sünden vergibt, keineswegs, daß falsch sei, was in Maleachi (3, 6) gesagt wird: „Ich bin der Herr, der Unveränderliche!“ Gott wendet Sein Mißfallen von denen, die an Seinen Sohn glauben; jedoch verändert Er Sich darum nicht, weil Er ja beschlossen hat, denen, welche Buße thun und an den Sohn glauben würden, die Sünde zu vergeben. So bleibt auch das Sittengesetz ewig und unveränderlich, obgleich in Ansehung der Gläubigen die deutliche Bestimmung des Evangelium dazu kommt. Und eben so bleibt in alle Ewigkeit der Wille Gottes, und die Verpflichtung, was den Gehorsam betrifft. Die Gläubigen, obwohl sie befreit sind vom Fluch des Gesetzes, sind sie doch nicht von der Verbindlichkeit des Gehorsams frei gemacht, und der Satz muß auch im Himmel wahr bleiben: Das Gesetz ist, was den Gehorsam betrifft, nicht aufgehoben, selbst nicht in Ansehung der Engel und seligen Menschen, und es bestehet für alle Zeiten diese ewige Ordnung, daß die vernünftige Kreatur zum Gehorsam gegen Gott verpflichtet ist. Die Antinomer (Gesetzesfeinde) wenden ein: „Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben“ (1. Tim. 1, 9). Hier verstehe man die Benennung „Gerecht“ so: in wie fern

Einer gerecht ist; und die Worte: „ist — gegeben" sind auf die Anklage und Verdammung des Gesetzes, gleichwie auf den Zwang zu beziehen.

Dieß Alles ist auch in dem Ausspruche Christi enthalten: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen." (Matth. 5, 17.) Er erfüllt aber das Gesetz nicht nur durch Seinen eigenen Gehorsam und durch die Uebernahme unsrer Strafe, auf daß um Seinetwillen uns Vergebung der Sünde und die Zurechnung Seiner Gerechtigkeit geschenkt werde, sondern auch dadurch, daß Er in uns eine neue, mit dem Gesetze übereinstimmende Gesinnung bewirkt, die jedoch in diesem Leben nur ein kleiner Anfang ist, bis sie sich in einem andern Leben gänzlich vervollkommnen wird. Dasselbe sagt auch der pauliniſche Ausspruch: „Christus ist des Gesetzes Ende" (Röm. 10, 4), d. h. des Gesetzes Erfüllung. Aber auch diese verleihet Er uns theils durch Zurechnung, theils durch Seine Wirksamkeit in uns.

Richtig wird auch gesagt: „Christus erfülle das Gesetz," außer der schon abgehandelten Weise auch dadurch, daß Er das Gesetz lehre, es einschärfe und erkläre, weil Er nicht nur selbst das Gesetz wiederholt und dargestellt hat, sondern dasselbe auch durch das Amt das Evangelium unabläſſig wiederholt und dargestellt wissen will. Da nun dieses die Predigt der Buße und der Vergebung der Sünde ist, so wiederholt Er eben dadurch das Gesetz und verdeutlicht dasselbe.

Der Ausspruch des Jeremias aber: „Ich will kein Gesetz in ihr Herz geben, und wird Keiner mehr den Andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn, sondern sie werden Alle von Gott gelehrt sein" (Jer. 31, 33. 34), worauf die Wiedertäufer den Wahn bauen, als dürfe es im neuen Bunde kein Lehramt geben, und so weder Buße, noch Evangelium gepredigt werden, redet von der Vollendung des neuen Bundes im ewigen Leben. Diese wird jedoch hier durch die Stimme des Evangelium begonnen, durch welche der heilige Geist wirkt. Wahr aber bleibt jene Behauptung, daß Keiner vom Andern solle belehrt werden, einmal darum, weil die Stimme des evangeliſchen Amtes nicht die eines Menschen, sondern des heiligen Geistes ist; sodann, weil die Bekehrung des Menschen durch das Evangelium nicht eine solche Erziehungsweise ist, wie wenn der Lehrer einen ungerathenen Schüler durch Schläge zwingt, oder die Obrigkeit

die Verbrecher ins Gefängniß setzt, oder den Dieb aufhängen läßt. Sondern von Innen regt der heilige Geist das Herz an, daß es durch Erkenntniß belebt, in Regungen der Furcht und Liebe Gottes flamme, die Vollendung wird aber erst im ewigen Leben erfolgen, wo kein Lehramt mehr nöthig sein wird, weil dann Gott Alles in Allem sein, d. h. unmittelbar Sich und Seine Güter uns mittheilen wird.

Aber auch der Grund der Gesetzesfeinde gilt nicht, welche, indem sie den Ausspruch Christi: „das Gesetz reichet bis Johannes," auch auf die zehn Gebote anwenden, nun weiter schließen, das Gesetz dürfe nicht ferner gepredigt werden. Wollte man auch jenen Zänkern zugeben, daß die zehn Gebote zugleich mit der mosaischen Verfassung fielen, in wie fern man sie nämlich als ein äußeres Zuchtmittel für die Bürger jener Verfassung oder das Volk des Gesetzes betrachtet, so gilt doch das geistige Amt, welches innere und äußere Sünden straft, für alle Zeiten bis zum ewigen Leben. Denn die Stimme Gottes bleibt, welche die Sünden straft, und die zehn Gebote werden im Amte des Evangelium wiederholt und erklärt, welches Johannes beginnt, damit nicht nur die Sünde aufgedeckt, sondern auch die dem Evangelium eigenthümliche Verheißung von der Vergebung der Sünden hinzu gefügt werde.

Am Tage Johannes des Evangelisten.

Text Evangel. Joh. 21.

(Einige Andeutungen aus der Lebensgeschichte des Johannes.)

— Der Evangelist Johannes gehörte zum Stamme Juda. Sein Vater war Zebedäus, seine Mutter Salome, die Schwester Josephs, des Verlobten der Maria. — Er war demnach mit Christus im dritten Grade verwandt. — Er erreichte ein hohes Alter, was wenigen Andern widerfuhr; denn er wurde gegen 90 Jahr alt; zur Leidenszeit Christi betrug sein Alter etwas über

20 Jahre. Nach alten Schriftstellern besaß er ein Haus zu Jerusalem, in welchem Maria mit ihm nach der Auferstehung des Herrn zusammen wohnte, weil ihm Christus im Augenblicke seines Todes am Kreuze Seine Mutter ganz besonders empfohlen hatte. Nach Maria's Tod soll er sich aus Jerusalem wegbegeben haben. Er lehrte aber vornehmlich in Ephesus. Unter Domitian wurde er nach Pathmos verwiesen, welche eine der cykladischen Inseln ist. Er predigte demnach nach der Auferstehung Christi bis zu seiner Verbannung 63 Jahre. — Trajan gestattete in der Folge den Verbannten Rückkehr. Da kehrte auch Johannes nach Ephesus zurück. Er starb im dritten Regierungsjahre Trajans, ungefähr im fünften Jahre von der Zeit seiner Verbannung an gerechnet, weil Sophronius ausdrücklich schreibt, er sei im 68. Jahr nach der Auferstehung Christi gestorben, da die übrigen Apostel und Paulus längst zuvor gestorben waren.

Gott weist den Lehrern der Kirche gar verschiedene Lebensbahnen an, und erhält Manche wunderbarlich, um Zeugen und Wächter des Evangelium zu sein; und vielleicht wurde das dem Johannes von Christus, als Er ihm Seine Mutter übergab, angedeutet, daß er am längsten unter den Aposteln Seine Kirche verwalten würde. Diese Mutter wollte Christus seiner Pflege und Sorgfalt ganz vorzüglich empfohlen wissen. In Ephesus lehrte er nicht nur das Volk, sondern hatte auch eine Schule, wie denn überhaupt damals die Bischöfe nicht bloß in öffentlicher Versammlung lehrten, sondern auch besonders noch Einige unterrichteten. Er hatte daher viele Zuhörer, die nach seinem Tode die Lehre ausbreiteten. Unter ihnen war Ignatius, später Bischof zu Antiochien, der Bischof von Smyrna, Polykarpus und Papias, Bischof von Hierapolis. Die Zeugnisse dieser Männer waren für die Kirche von großem Vortheil und die Bekanntschaft mit ihnen wird zu allen Zeiten ersprießlich bleiben. — Die Schriften des Johannes muß man mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit lesen. Er schrieb seine evangelische Geschichte zuletzt unter Allen, und hat ausgezeichnete Reden und Wunderthaten Christi darin aufgenommen, welche die übrigen Evangelisten nicht erzählen. Den Artikel von der Gottheit des Sohnes hat er ganz besonders ins Licht gesetzt. Er hat aber auch Vieles übergangen, was von den Uebrigen schon früher geschrieben war; denn es war ihm eigenthümlicher Zweck, Das aufzuschreiben, was die Uebrigen übergangen hatten. Seine Sprache ist sehr edel, gleich anziehend wegen ihrer Reinheit, Eigenthüm-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichkeit und Lieblichkeit. — Eusebius erzählt, er habe sein Evangelium zur Widerlegung des Ebion und des Cerinth geschrieben, welche in Christo nur eine menschliche Natur annahmen. Ohne Zweifel mußten ihm jene unseligen Spaltungen, zumal in Ansehung des wichtigsten Glaubensartikels, sehr schmerzlich sein; obgleich es auch viele andere Secten in jener Zeit gab, deren traurige Irrthümer er nicht ohne den tiefsten Seelenschmerz betrachten konnte. Auch mußte er Zeuge von dem Fall Jerusalems und von den ununterbrochenen Unruhen seines Volkes vor und nach demselben sein, bei welchen täglich viele Menschen umgebracht wurden. Bei diesem Falle seines Vaterlandes und dem Untergange seines Volks belehrte ihn die Sache selbst, daß das Los der Kirche in diesem Leben fortwährende Kämpfe und Mühseligkeiten sind, und er gewann die Ueberzeugung, daß einst der Glanz der Kirche ein anderer sein werde; er lernte, daß auch in diesem Leben Gott Seine Gerichte in der Züchtigung der Gottlosen offenbare.

Gott hat die Lehre des Johannes auch durch Wunder bestätigt. Die Geschichte der alten Kirche zählt Mehrere namentlich auf, welche er vom Tode erweckt; er selbst entging, sowohl als man ihm Gift gereicht, als auch, da er in ein Gefäß voll siedenden Oels geworfen worden war, unversehrt dem Tode. —

Eusebius erzählt noch zwei Geschichten, welche Erwähnung verdienen. Die eine betrifft den Tod des Cerinth. Als Johannes erfuhr, daß Cerinth, im Bade sitzend, unter seinen Genossen seine Lästerungen (gegen Christus) ausstoße, ermahnte er seine Zuhörer, mit welchen er zu dem nämlichen Badehause gekommen war, schnell mit ihm umzukehren, „denn Gott" sprach er, „wird solche Lästerungen nicht dulden;" und sobald sie herausgegangen waren, brach das Gebäude zusammen und begrub den Cerinth nebst den Seinigen unter seinen Trümmern.

Die andere Erzählung hat einen Jüngling zum Gegenstand, der von Johannes zur Buße zurück gerufen worden. Johannes hatte einen Jüngling von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten einem gewissen Bischof in einer Nachbarstadt von Ephesus empfohlen. Nachdem er die Hauptlehren des Christenthums gelernt und die Taufe erhalten hatte, verließ er in der Folge die Schule des Bischofs, und schloß sich schlechter Gesellschaft an. Als Johannes seinen Aufenthalt erfuhr, begab er sich selbst zu dem Raubgesindel, in dessen Gemeinschaft Jener sich befand, und ließ nicht eher ab, als bis er ihn von Jenen abgezogen hatte. Ungeachtet der Jüng-

ling Anfangs den Anblick des Johannes floh, so kehrte er doch, nachdem ihm von demselben Verzeihung zugesichert worden war, mit ihm zur Kirche zurück. Ein deutliches Beispiel, daß auch Gefallene zu bußfertiger Gesinnung zurück kehren können, und wenn sie aufrichtige Zeichen der Buße geben, in der Kirche aufgenommen werden müssen.

So viel von der Geschichte des Johannes, der fast allein unter den Aposteln einen ruhigen Tod gestorben ist, während die meisten Uebrigen gewaltsam hingerichtet worden sind.

Wir wollen nun einige Hauptpunkte aus dem heutigen evangelischen Abschnitte ausheben. Es sind aber vornehmlich zwei, welche im täglichen Leben die vielfachste Anwendung finden; der erste: vom Unterschied der äußern Zucht und des Kreuzes, der zweite: von der eigenthümlichen Berufung eines Jeden, und von der Verpflichtung, sich vor unnützer Vielthuerei, vor Neugierde und Mißgunst zu verwahren.

Zuerst spricht Christus zu Petro: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst; wenn du aber alt wirst, wird ein Anderer dich gürten." Hier wird eine doppelte Umgürtung beschrieben; die erstere bedeutet die äußerliche Zucht, d. i. die Leitung der Vernunft, nach welcher wir unser äußeres Betragen den göttlichen Geboten gemäß einrichten. Das kann der menschliche Wille einiger Maßen leisten. Die andere Umgürtung ist etwas viel Wichtigeres, sie bedeutet nämlich, dem Kreuze sich unterwerfen und Anfechtungen ertragen, die man sich nicht durch seinen eigenen Willen zugezogen. Indem bei Ertragung derselben die Heiligen Geduld und Standhaftigkeit bewähren, beginnt die Ertödtung, und die geistige Gottesverehrung lebt in ihnen auf.

Christus stellt beide zusammen, um dem Petrus die Einbildung zu benehmen, das Reich Christi werde in süßer Ruhe bestehen, und die Apostel würden in demselben Macht und Reichthum besitzen, Länder beherrschen, und alle Gemächlichkeit und Ergötzlichkeiten dieses Lebens genießen. Diesen süßen Traum greift Christus an und will, daß Petrus sich auf das Kreuz vorbereite und sich überzeuge, Gott wolle, daß er Ihm diene, nicht allein in äußerlicher Zucht, sondern auch durch geistigen Gehorsam, von dem ein Theil Geduld in Anfechtung ist.

Ich will nun die Gründe angeben, um deren willen alle Menschen zu äußerlicher Zucht verpflichtet sind.

Der erste Grund ist: Die Nothwendigkeit, dem Gebote Got-

tes Folge zu leisten; ein hochwichtiger Grund, weil alle Kreatur ihrem Schöpfer gehorchen soll. Darum ist der Mensch, als vernünftiges Geschöpf, verpflichtet, folgende göttliche Gebote auch in Ansehung der äußerlichen Zucht zu befolgen: „Du sollst keine andern Götter neben Mir haben; du sollst kein Götzenbild verehren; du sollst den Namen des Herrn nicht mißbrauchen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen, u. s. w. (2. Mos. 20, 3 ff.) — Das Wort: „du sollst" bedeutet hier allerdings nicht einen Zwang, sondern vielmehr die göttliche Ordnung, nach welcher das vernünftige Geschöpf verbunden ist, Gott folgsam zu sein, und schließt also die freie Selbstbestimmung zum Gehorsam nicht aus. —

Der zweite Grund ist: die Nothwendigkeit, Strafe zu vermeiden. Er wird einleuchtend nicht nur an obrigkeitlichen Strafen, sondern auch an allen göttlichen Strafgerichten. Viele wähnen, wenn sie nur nicht von der Obrigkeit zu öffentlicher Strafe gezogen würden, so hätten sie Nichts zu befürchten, wie sehr sie sich auch ihren Lastern überließen. Es weist uns aber die Schrift auf die göttliche Ahndung hin, wie Hiob spricht: „Ich fürchte mich vor Ihm wegen meines Thuns; denn Er vergilt dem Menschen, nach dem er's verdient hat, und schonet die Uebertreter nicht!" (Hiob 23, 15. vergl. 34, 11.) Es ist daher gar nicht anders anzunehmen, als daß unausbleiblich die Strafe folgen werde, so oft wir die Zucht verletzen. So gewiß der Satz ist: Gott ist; eben so gewiß ist der: Gott ist ein gerechter Bestrafer der Sünde. So gewiß das Feuer brennt, so gewiß ist es göttliche Ordnung, daß schwere Vergehungen durch schwere Strafen geahndet werden. Darum heißt es: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen!" (Matth. 26, 51.) „Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut!" (Habak. 3, 6.) „Die Hurer und die Ehebrecher wird Gott richten!" (Hebr. 13, 4.) „Gott wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht!" (2. Mos. 20, 7.) und: „Verflucht sei, wer Vater oder Mutter verachtet!" (Sirach 3, 18.)

Beispiele zu diesen Aussprüchen finden sich allenthalben, in der heiligen, wie in der Profangeschichte, und die tägliche Erfahrung nöthigt selbst den Heiden das Geständniß ab, daß die Menschen nicht ungestraft sündigen. Daher die Aussprüche:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ein vergeltendes Auge hat Gott!"

„Auf die Sterblichen schau'n mit richtendem Auge die Götter."

„Wie die That, die er schuf, so ist das Ende des Mannes."

Und treffend sagt Pindar:

„Süß ist der Raub, doch herb der Nachgenuß." —

An solche Aussprüche muß man sich erinnern, auf die Beispiele im täglichen Leben achten, und mit allem Ernst solche Gedanken fern von sich halten, mit denen so Viele sich schmeicheln: Ich will meinen Begierden folgen, so lange ich es Alters halber kann, und werde doch durchkommen. Aber du wirst es dennoch nicht, wie sehr wahr Salomo sagt: „das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht; und ob auch ein Sünder lebet, und nicht bald geschieht ein Urtheil über seine bösen Werke, so wird es doch zuletzt ihm nicht wohl gehen." (Pred. Sal. 8, 8. 12. 13.) Damit stimmt auch der Ausspruch jenes heidnischen Dichters zusammen:

„Armer! und wenn auch zuerst du künstlich verbirgest den Meineid,
„Spät holt, leisesten Schritt's, dennoch die Rache dich ein."

Wir sehen, daß Räuber und Diebe zuletzt doch noch von der Strafe ereilt werden, und Vielen geschieht's, daß sie sich von selbst dem Gerichte stellen. Gott will Seine Gerechtigkeit kund machen; darum straft Er die Uebelthäter. Und Er ist nicht etwa langsam in der Vollziehung Seiner Strafgerichte. Das geschieht in diesem Leben nach fester Regel, und zwar wird der Mensch gemeiniglich durch Das bestraft, wodurch er gesündigt.

Obgleich Gott bei Bußfertigen die Strafen mildert, so ahndet Er doch auch an Heiligen die Vergehungen; und wir wollen es nur nicht verkennen, daß nur darum so viel Noth und Unheil in der Welt verbreitet, so vielfältige Strafe über sie verhängt ist, weil die Welt Sünden häuft, und göttliche und menschliche Rechte verachtet. Jeder maßt sich Willkür an, zu thun, was ihm beliebt, daher kann es nicht anders kommen, als daß wir besondere und allgemeine Züchtigungen erfahren.

Der dritte Grund ist: die Nothwendigkeit, das Glück Anderer nicht zu stören. In dieser Beziehung heißt es: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!" (Matth. 22, 39.) und: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht!" (Tob. 4, 16.) Wir sollen nicht so rücksichtslos sein, zu meinen, wir ständen

allein da im menschlichen Geschlechte, sondern uns im Zaume halten, damit auch Andere geruhig leben können. Wer das nicht thun, und die Ruhe und Zufriedenheit Anderer nicht berücksichtigen will, ist jenem Brudermörder Kain nicht unähnlich, der auf die Frage des Herrn: „Wo ist dein Bruder Abel?" sich durch den Einwand rechtfertigen will: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" (1. Mos. 4, 9.) Aber er kann mit dieser Ausflucht weder Gott, noch seinem Gewissen genug thun. — —

Hierher gehört noch, daß die Verletzung der äußern Zucht auch durch das Aergerniß Andern schadet, weil, was Andere dich thun sehn, bald auch selbst nachzuahmen versuchen. —

Noch ist übrig der vierte Grund, in Ansehung dessen Paulus spricht: „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister gewesen bis auf Christum." (Gal. 3, 24.) Es ist daher äußerliche Zucht auch darum nothwendig, damit die Menschen von Christus können belehrt werden, und damit Christus in ihren Herzen wirksam sein kann. Denn diejenigen, welche ihren verbrecherischen Wandel verfolgen, und hartnäckig fortfahren, die Zucht zu verletzen, stoßen Christum von sich, und der heilige Geist kann in ihnen nicht wirken. Auch kann unmöglich Glaube entstehen in dem, der sein Gewissen freventlich verletzt. Darum steht geschrieben: „Irret euch nicht; kein Hurer oder Ehebrecher hat Erbe am Reiche Gottes, und darum kommt Gottes Zorn über die Kinder des Ungehorsams." (Epheſ. 5, 5. 6.) Wer ein Ehebrecher, Hurer, oder überhaupt ein lasterhafter Mensch bleiben, wer in irgend welchem bösen Vorsatz verharren will, der soll wissen, daß er keine Vergebung seiner Sünden erlangen kann, weil jener eidlich bekräftigte Ausspruch Gottes als nothwendig die Bekehrung fordert: „So wahr Ich lebe, Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre und lebe." (Ezech. 33, 11.) Und Jesaias ruft aus: „Lasset ab vom Bösen; lernet Gutes thun!" (K. 1, 16. 17.) Nothwendig ist es daher, die Sünden wider das Gewissen abzulegen. — —

Diese Gründe, welche uns zur Beobachtung der Zucht verpflichten, müssen Allen bekannt sein, weil sie, je fleißiger wir sie beherzigen, desto mehr uns zu einem wohlgeregelten Betragen ermuntern. Wenigstens ist Unwissenheit und ein rohes Cyklopenleben mit nichten, wie Manche meinen, Tugend. Oft, wenn ich unsere Zeit betrachte, erfaßt mich ein so gewaltiger Schmerz im

Innern, daß er mich fast aufreibt, zumal wenn ich wahrnehme, wie aller Orten die wahnsinnigste Feindschaft gegen das Gesetz überhand nimmt. — —

Nachdem ich nun von den Verpflichtungsgründen äußerer Zucht gehandelt, will ich das Bild, dessen sich der Herr in dem Worte: „gürten" bedient, auf die Erklärung des Begriffes „Zucht" anwenden. Im Menschen sind zweierlei Kräfte, welche bestimmungsfähig sind: das Herz, und die Kraft äußerlicher Bewegung; sie werden aber auf verschiedene Weise geleitet. Im Allgemeinen ist eine andere Leitung die bürgerliche, welche durch Ueberzeugung, eine andere die streng gebietende, welche durch Befehl den zu leitenden Gegenstand bestimmt. Das Herz nur wird durch bürgerliche Leitung, d. i. durch Ueberzeugung, bestimmt; die Kraft äußerer Bewegung aber wird durch das gebietende Machtwort geleitet, weil die äußern Glieder gezwungen werden können, nach dieser oder jener Richtung sich zu bewegen. Ich kann die Augen abwenden, damit sie nicht sehen; ich kann mich auch im Durste des Trinkens enthalten; ich kann den Händen gebieten, daß sie nicht stehlen, oder einen Andern nicht schlagen sollen. Von dieser Leitung und Bestimmung der äußern Bewegungsfähigkeit nun redet der Herr, wenn Er spricht: „gürtetest du dich." Und diese Bestimmung hat die natürliche Vernunft in ihrer Gewalt, und es ist Nichts gesagt, wenn du sprechen wolltest: Ich kann mich dieses oder jenes Vergehens nicht enthalten! Vielmehr hat Gott diese Freiheit im Menschen gelassen, daß er seine äußern Gliedmaßen zügeln kann.

Die innere Regierung des Herzens ist schlaffer, da hingegen die Bestimmung unserer äußern Bewegungen mehr in unsrer Gewalt ist, und diese gewährte uns Gott, damit wir eine Vorstellung von dem Unterschied zwischen Freiheit und Unfreiheit oder Gebundenheit haben, und erkennen sollen, Gott selbst sei ein freies Wesen, damit aber auch die menschliche Gesellschaft durch eine wohl geordnete Zucht erhalten werden könne. Es ist daher eines Jeden Pflicht, daß er diese Freiheit, d. h. diese Fähigkeit, sein Betragen im Aeußern zu zügeln, übe, und wir, die wir in der Kirche sind, sollen zugleich Gott anrufen, daß Er uns durch den heiligen Geist regiere, nicht nur in Ansehung äußerlicher Zucht, sondern auch in Beziehung auf die Beherrschung der Leidenschaften und Begierden, wie jener Psalm (51, 12.) fleht: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz." Die Geheiligten aber, die vom heiligen Geiste unterstützt werden, be-

obachten sicherer die äußerliche Zucht, und empfinden in ihrem Innern selbst geistige Regungen und Antriebe.

Es ist dieß eine gar große Gnade Gottes, daß Er die Kirche zu einer Wohnung des heiligen Geistes bestimmt hat, und durch denselben in uns wohnen will. Diese unermeßliche Güte Gottes müsse uns ermuntern, daß wir uns selbst Zaum und Gebiß anlegen, oder, wie Christus hier sagt, „uns gürten," „und wandeln nicht als die Unweisen, sondern mit großem Ernst," wie Paulus empfiehlt (Epheſ. 5, 15), indem er Unweise die nennt, welche weder weise in der Wahl ihrer Zwecke sind, noch ihre Leidenschaften und Begierden im Zaum halten mögen.

Vom Kreuz und von der Geduld.

Wiewohl aber der Fleiß der Wiedergeborenen in äußerer Zucht Gottesdienst ist und seine Belohnungen hat, so meint doch Christus eine viel höhere Weisheit, welche die Vernunft nicht kennt, wenn Er in Ansehung der andern Umgürtung spricht: „Ein Anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst." Er deutet nämlich darauf hin, daß die Kirche dem Kreuz unterworfen, und daß Gehorsam gegen Gott in Anfechtungen ein viel höherer Gottesdienst ist, welchen das Bekenntniß der Lehre, standhafter Glaube, Gebet, Hoffnung auf Hilfe und Rettung begleiten. Diese Weisheit kannten Petrus und die übrigen Apostel noch nicht, da sie nicht allein vor dem Leiden Christi, sondern auch nach der Auferstehung des Herrn noch in Träumen von einem süßen Genuß dieses Lebens und von einem politischen Messiasreiche befangen waren. Diese Träume widerlegt hier der Herr mit den Worten: „Ein Anderer wird dich binden," gleich als wollte Er sagen: die Kirche ist dem Kreuze unterworfen, vor Allen aber sind es die, welche lehren und das Amt führen; denn diesen kündigt auch Moses in dem Segen, den er dem Stamme Levi ertheilt, vornehmlich das Kreuz an, wenn er sagt: „Wer zu seinem Vater oder Mutter spricht: Ich sehe euch nicht" u. s. w. (5. B. Mose 33, 9.) ——

Einen heftigern Eindruck aber macht auf die Menschen äußeres Ungemach, wenn sie in das Alter treten, und doch begegnet es Vielen, daß sie gerade im Alter ihre Noth erfahren; weßhalb es auch heißt: „Fürchte das Alter, denn es kommt nicht allein." Die Jugend trägt widrige Schicksale leichter, theils weil sie mehr Frische des Körpers und Geistes besitzt, theils weil sie in ihrem

leichten Sinne sich weniger um ernste Angelegenheiten kümmert; schwerer hingegen wird es alten Leuten, zu ertragen, was ihnen zustößt, weil ihre Kraft abnimmt, und Schwäche eintritt. Sie pflegen sich weit mehr mit Sorgen über gegenwärtige oder bevorstehende Uebel zu peinigen, oft auch sind die Umstände an sich so beschaffen, daß sie auf bejahrte Leute einen tiefern Eindruck machen, sie schmerzlicher berühren müssen. Isokrates sagt: „Wie man im Unwetter einer Bedeckung bedarf, also im Alter der Ruhe der Seele;" d. h. es darf Nichts vorhanden sein, was die Seele schmerzlich erregt, dergleichen Sorgen und Ursachen zu Sorgen sind.

Es gehört dieß zur Schilderung der menschlichen Natur, wie wir sie aus Erfahrung kennen lernen. Ein anderer Ausspruch sagt von den Greisen bei Thukydides: „Nahrung für Greise ist die Ehre." Bejahrten Menschen thut es am wehesten, wenn sie sich verächtlich behandelt sehen, und doch ist es ein allgemeiner Fehler, daß die, so in des Lebens Blühte stehen, das Alter verachten, und schon Jesaias zählt es zu den großen, schmählichen Uebeln in der Welt, daß die Ehrerbietung gegen das Alter untergegangen sei.

Darum sagt Christus Petro nicht allein vorher: „Du wirst Leiden zu erdulden haben;" sondern fügt hinzu: „wenn du alt sein wirst." Er will ihn vorbereiten auf künftige Noth, und zwar, die ihn in dem Alter treffen werde, in welchem er, dem Fleische nach, eine viel herbere Empfindung des Schmerzes haben werde. Wir sollen aber wissen, daß auch wir bereit sein sollen, das Kreuz zu tragen, dann nämlich, wenn es Noth sein wird, wie Petrus spricht: „Niemand aber unter euch leide als ein Uebelthäter, sondern wo es Noth ist." (1. Petr. 4, 15.) d. h., wenn es das Bekenntniß der Wahrheit fordert, welches hier mit dem süßen Lobspruch geziert wird, daß es Gott preise. Denn Johannes sagt, Christus habe Solches gesprochen, „zu deuten, mit welchem Tode Er Gott preisen würde." Gottesdienst ist es demnach, ob dem Bekenntniß leiden, oder durch sein Leiden bezeugen, daß man wahrhaft dieser Ueberzeugung sei, durch solches Zeugniß die Wahrheit ausbreiten und Viele zur Erkenntniß und zum Preise Gottes führen.

Klemens von Alexandrien erzählt, daß Petrus seine Gattinn, als er sie zur Hinrichtung führen gesehen, angeredet, und ihr diese Trostworte zugerufen habe: „Gedenke des Herrn, mein theures Weib; das ist die Ehe der Heiligen!" Diese Erzählung bezeugt, daß dem Petrus in seinem Alter widerfahren ist, was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm der Herr vorher verkündigt hatte; ja er selbst wurde später in Rom auf Befehl des Nero hingerichtet.

Mit Recht aber wird diese Erzählung gegen den fanatischen Wahn von jener stoischen Unempfindlichkeit (das menschliche Gefühl unterdrückenden Resignation) angeführt, welche zu allen Zeiten unter vielen Secten verbreitet war; wie denn auch in unserer Zeit Münzer (Thomas) bei dem traurigen Ende seines Sohnes sagte, „er würde durch Nichts berührt, weil er das Gefühl der Kreaturen ausgetilgt habe; er wäre den Kreaturen entrissen." Da er aber später, nachdem er die Menge zur Empörung aufgeregt hatte, gefangen genommen wurde und enthauptet werden sollte, bemächtigte sich seiner eine so große Seelenangst, daß er Einen von unsern Hofleuten, der zugegen war, um einen Trunk bat, und als man diesen brachte, eine große Kanne in Einem Zuge austrank; eine solche schmerzliche Angst empfand er im Gefühl der drohenden Todesnähe; und vielleicht ging er ohne Trost aus dieser Welt. Die wahrhaft Geheiligten hingegen sind keineswegs gegen Gefühle stumpf, deßhalb leiden sie auch nicht ohne Kampf; jedoch überwinden sie ihre Schmerzen durch Gebet und Geduld.

Es ist aber die philosophische Geduld zu unterscheiden von der Geduld des Christen. Philosophische Geduld ist's, in Noth und Ungemach streng der Vernunft folgen, damit man nicht aus Seelenschmerz Etwas thue, was dem Schicklichen oder der Gerechtigkeit entgegen wäre. Diese Geduld bewährt Cato nicht, indem er sich selbst mordet; denn er handelt gegen die Gerechtigkeit, d. i., gegen das Gebot: „Du sollst nicht tödten!" Auch Cicero ist in der Verbannung nicht geduldig; denn er handelt der Mäßigung entgegen, indem er, wegen seiner Verbannung aus dem, noch dazu so unruhigem Staate, sogar weibische Klagen erhebt, da er doch an seinem damaligen Aufenthaltsorte weit angenehmer lebte. Aristides beweist diese philosophische Geduld einigermaßen, denn er freut sich in der Verbannung, daß er den Unruhen der Stadt Athen entgangen, er preist sich glücklich, daß er frei ist von den öffentlichen Angelegenheiten; aber er beachtet nicht den Willen Gottes, er betet nicht zu Ihm; er ist ohne Glaube und Hoffnung.

Etwas weit Größeres ist daher die christliche Geduld, welche darin besteht, daß man Gott gehorsam ist, und Nichts thut aus Schmerz, was Gott oder Seinen Geboten entgegen ist, und darin, daß man ein Vertrauen auf die Gegenwärtigkeit Got-

tes von Ihm Milderung oder Befreiung erfleht und hofft. Das findet sich bei den Heiden nicht. Cato murrt wider Gott, Cicero ruft aus: Alle Götter haben mich verworfen. David hingegen ist geduldig, nicht als ob kein Schmerz in ihm wäre; aber er lindert ihn, indem er über den Willen Gottes nachdenkt, Gott die Ehre gibt, und festhält am Glauben, am Gebet, an der Hoffnung auf Hilfe und Linderung. Solche Geduld bewies der Kaiser Mauritius, als er vom Phokas gefangen worden, der ihm den Thron und das Leben raubte, und bevor er ihn tödten ließ, dessen Kinder vor ihn führen und Angesichts des Vaters hinwürgen ließ. Das Alles sah der Kaiser Mauritius ruhig und gelassen, gleichsam betäubt an; als aber der Schlag auf seine Gemahlin geführt ward, blickte er auf gen Himmel, und sprach die Worte: „Du bist gerecht, o Herr, und gerecht sind Deine Gerichte!" Das sind große erhabene Beispiele, und wenn wir auch nicht ein Gleiches zu leisten vermögen, so wollen wir uns doch vorbereiten zur geduldigen Ertragung, und Gott bitten, daß Er selbst unsere Geduld befestigen, unsere Noth mildern und schaffen wolle, daß sie zu Seiner Ehre diene. So viel über den ersten Hauptpunkt. Gehen wir nun zu dem zweiten fort.

Ueber das Wort: „Folge Mir nach!"

Als Petrus jene Ankündigung Christi und die hinzugefügte Aufforderung: „Folge Mir nach!" vernimmt, blickt er den Johannes an, und fragt, was denn mit diesem werden solle. Er erfährt aber den Vorwurf von Christus: „So Ich will, daß er bleibe, bis Ich komme, was geht es dich an? Folge Du Mir nach!" Seine Jünger fassen das irriger Weise so auf, als ob Christus gesagt habe, Johannes werde nicht sterben. — Dieser Vorwurf, den Christus Petro macht, und das zwei Mal ihm wiederholte Gebot: „Folge Mir nach!" enthält aber viele Lehren in sich.

Zuerst werden wir auf die Verschiedenheit des Berufes und auf die Ungleichheit der Begabung und der Schicksale aufmerksam gemacht, welche die Gemüther vielfach beunruhigt. Denn wenn die Menschen sehen, daß der Eine zu Dem, der Andere zu etwas Anderem berufen wird, wenn sie Andere sich vorgezogen sehen, welche sie entweder für geringer achteten als sich, oder denen sie gleichgestellt zu werden hofften; wenn sie ferner ungleiche Gaben, ungleiche Schicksale, ungleiche Anfechtungen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Versuchungen bemerken, dann werden sie entweder verzagt und ungeduldig, oder sie entbrennen in Eifersucht und Mißgunst gegen Andere.

Wenn du siehst, daß die dir verliehenen Gaben denen den Propheten und Aposteln ertheilten nicht gleich sind, und daß du ihre erhabenen Tugenden oder die erfolgreichen Thaten Anderer nicht nachahmen kannst, so bekümmerst du dich, und zweifelst, ob du Gott gefällst, ob Er auf deiner Laufbahn mit dir sein wolle. Oder es wird ein wackerer Seelsorger nebst seiner Familie von seinem stillen Herde vertrieben. Dieser denkt: Ich habe mich um die Kirche so verdient gemacht, und werde dennoch verworfen? Warum schickt Gott mir, der ich mir solche Verdienste erworben, der ich schon das Alter angetreten habe, solche Anfechtungen, während Andere, weniger Verdiente, Wohlleben, Ehre, Gemächlichkeit genießen?

So wundern wir uns, wenn wir die Geschichte lesen, warum Gott das Königreich dem David, und nicht vielmehr dem Jonathan gibt, der doch noch bei Lebzeiten seines Vaters wirklich König, und zwar nicht dem Namen nach, sondern in der That war. Und dennoch wird er des Reichs beraubt, und kommt in der Schlacht um. So nimmt es uns gleichfalls Wunder, warum David sein ganzes Leben hindurch unausgesetzt mit Mühseligkeiten und Anfechtungen zu kämpfen hat, da er doch bekanntlich Gott wohlgefällig war; warum man nicht vielmehr meinen müsse, der Tyrann Tiberius sei von Gott mehr geliebt worden, da ihn gemächliche Ruhe bis ans Ende seiner Regierung und seines Lebens begleitet hat?

Diese Untersuchung füllt den ganzen Prediger Salomo's aus; denn er klagt, daß durch die Ungleichheit der menschlichen Schicksale epikurischer Wahn bestätigt werde, und wenn Guten und Bösen gleiches Glück widerfahre, ja wenn den Bessern oft mehr Ungemach treffe, den Schlechtern mehr Glück zu Theil werde, so frage zweifelnd die menschliche Vernunft, ob eine göttliche Vorsehung sei?

Gegen diese Schwachheit und Verzagtheit der Seele nun soll man die Regel festhalten: „So Ich will, daß er bleibe, bis Ich komme, was gehet es dich an?" Laß dich nicht irre machen durch die Ungleichheit der Berufung, der Gaben, der Schicksale, der Anfechtungen Anderer! „Folge du Mir nach!" Wir wollen daher den Glauben, der uns gewiß macht, daß wir Gott wohlgefällig, ein Gegenstand seiner Fürsorge sind, von allem

dem unterscheiden lernen, was dem Menschen äußerlich begegnen kann. Das gläubige Vertrauen soll in allen wahrhaft Geheiligten gleich sein. Wir sollen glauben, daß wir um des Sohnes willen Gott wohlgefällig, und jeder Einzelne Ihm angenehm ist. In diesem Glauben sollen wir zu Ihm beten, mögen wir nun reich oder gering begabt, möge unsere äußere Lage günstig oder ungünstig sein. Auch wollen wir uns nicht daran stoßen, daß Andere über uns stehen, daß Beruf und Schicksale ungleich vertheilt sind. Das wollen wir dem Rathschlusse und dem Willen Gottes überlassen, wie es hier heißt: „So Ich will, daß er bleibe." Wir wollen es anerkennen, daß, wie der Beruf der Menschen verschieden ist, so auch der Eine diese, der Andere andere Gaben besitzt, der Eine so, der Andere auf eine andere Weise angefochten wird. Seinen Beruf soll ein Jeder ausfüllen, zufrieden sein mit den ihm gewordenen Gaben, und tragen sein Kreuz. Jeder soll Gott seinen Gehorsam bewähren, sowohl in seinem Berufe, als in seinen Anfechtungen, da beide nicht vom Zufall, sondern vom Willen Gottes ihm kommen. Folge treu deiner Berufung, beherzige, welche Gaben dir verliehen worden, erwäge, welche Leiden Gott dich treffen lassen will! Frage nicht zweifelsvoll, was Gott in Ansehung Anderer beschlossen habe! Gott will, daß wir uns durch das von Ihm uns gegebene Wort sollen leiten lassen; Er will, daß wir in dem Berufe, zu dem wir berufen sind, Ihm dienen, nicht aber, daß wir wegen der ungleich vertheilten Gaben den Glauben wegwerfen sollen.

Auf diese Weise müssen wir unsern Mangel an geduldiger Ergebung und Vertrauen heilen.

Oft aber erzeugt in leidenschaftlichen Naturen die Ungleichheit des Berufes, der Gaben und des Schicksals Neid und Eifersucht. Diese Uebel herrschen in der Kirche nicht nur, sondern auch in andern geselligen Verhältnissen des Menschenlebens. Kain beneidet seinen Bruder, und wird ein Brudermörder, und wird dadurch für sich, wie für seine Aeltern und Nachkommen, die Ursache großer Trübsale. Esau sieht voll Mißgunst den Bruder Jakob sich vorgezogen. Deßhalb stellt er ihm nach, und droht ihm selbst den Tod. Saul ergrimmt über Davids Ruhm. Er sieht, daß er vom Volke weit mehr gefeiert, von Gott mit den glänzendsten Siegen beglückt wird, und sucht deßhalb ihn zu vernichten. So sind auch in der Kirche aus Neid und Eifersucht oft Streitigkeiten erregt, neue Dogmen aufgestellt, falsche Meinun-

gen verfochten, große Trennungen herbeigeführt worden. Arius, durch den Vorzug des Alexander in der Bischofswahl verletzt, erregte den Streit über den Sohn Gottes. So hat auch unsere Zeit die Beispiele Vieler gesehen, welche nur aus Neid und Schelsucht irrigen Wahn auf die Bahn brachten oder verfochten, nur um das Ansehen derer zu erschüttern, welche ihnen überlegen zu sein schienen. Ja auch die Bürgerkriege, welche die Macht der römischen Republik brachen, gingen aus keiner andern Ursache, als aus Eifersucht hervor. Marius beneidete den Sylla. Deßwegen erregte er Krieg, um ihn aus seiner Stellung zu werfen und von seiner Höhe herab zu stürzen. Aber er war für sich, für den Staat und für seine Kinder die Ursache großen Ungemachs. Als das Haupt des Sohnes des Marius dem Sylla gebracht wurde, sprach er: „Das Ruder muß von dem geführt werden, der es gelernt hat." Den Pompejus schmerzte das wachsende Ansehen des Julius Cäsar; und dieser hinwiederum mochte nicht die untergeordnete Rolle spielen, und so entzündete sich jener Bürgerkrieg. — Ueberhaupt ist Eifersucht ein sehr allgemeines Uebel in der Menschheit, aus welcher gräuliche Verwüstungen der Kirche und der Staaten hervorgehen.

Es ist aber schwer, diesen Hang in heftigen Naturen zu zügeln. Darum handelt Christus von einem hochwichtigen Gegenstande, wenn Er hier den Petrus vom Neid und von der Eifersucht ablenkt. Wenn Gott den David auszeichnen will, so sei Saul damit zufrieden, und überlasse es Gott, daß Er nach Seinem Rathe Gaben und Erfolge vertheile. Er erkenne, daß auch er von Gott aus niedrigem Stande erhoben worden; er danke Gott, daß Er mehrere Räthe zum Heile des Volkes erweckt, und bitte Ihn, solche Wohlthaten zu verdoppeln. Was ist unwürdiger, als mit Gott um Wohlthaten willen hadern? „Oder hab' Ich nicht Macht, zu thun, was Ich will mit dem Meinigen?" spricht der Herr. „Siehest du darum schel, daß Ich so gütig bin?" (Matth. 20, 15. 16.) Moses tadelt den Josua, welcher verlangte, daß er diejenigen, welche nicht zur Zahl der 70 Aeltesten gehörten, nicht weissagen lassen möchte, mit den ernsten Worten: „Bist du der Eiferer für mich? Wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weissagte und der Herr Seinen Geist über sie gäbe!" (4. B. Mos. 11, 29.)

So soll ein Jeder unter uns, wenn er sieht, daß ein Anderer mit Vorzügen vor den Uebrigen ausgestattet ist, für solche

Gabe Gott danken, den Staat glücklich preisen und Gott bitten, daß Er viele tüchtige Förderer Seines Reichs ausrüsten wolle. So benimmt sich Jonathan gegen David. Er weiß, daß kein Mensch das Reich des Volkes Gottes an sich reißen dürfe, sondern daß Der es erhalten werde, dem es Gott nach Seinem Rathschlusse übergeben werde. Da er nun sieht, daß David von Gott zur Regierung dieses Reichs berufen ist, weicht er ihm mit Freude, und dankt Gott, daß Er den Würdigern und Geschicktern gewählt hat. Ja, er unterwirft sich sogar dem David, hängt mit Liebe an ihm, und nimmt ihn gegen den tyrannischen Vater in Schutz. Ein ähnliches Beispiel hat die Geschichte kaum aufzuweisen. Denn in der Regel ist es wohl, wie jener Vers sagt, daß:

„Gold und köstliche Habe wohl schenkt der Freund seinem Freunde,
„Doch ist selten der Freund, der willig ihm weiche am Geiste,
„Und in der Herrschaft Besitz."

Ihr seht es in den evangelischen Kirchen, wie selten da, ungeachtet sie mit vielen und mannichfachen Gefahren umringt sind, Beispiele ähnlicher Tugend selbst unter den Genossen des nämlichen Berufes sich finden; wie wenig Städte es gibt, in denen eine solche Einstimmigkeit der Lehrer besteht, daß nicht Spuren des Neides sich zeigten. Weit mehr Oerter gibt's, wo offenbarer Haß, Feindschaft, Verkleinerung, Schmähsucht, Beleidigungen hervortreten, und nirgends fehlt es an Solchen, die stets bereit sind, ihre Klauen in die wunden Stellen Anderer zu schlagen und die Gemüther zu erbittern, auf welche jener Vers des Lukanus anzuwenden ist:

„Lauernd umschleicht er das Herz, und fügt zum glimmenden Grolle
„Lodernde Flamm'." —

Das ist aber nicht christlich. Wahrhaft fromme Christen sollen weder mit Andern an gehässiger Gesinnung wetteifern, noch den Haß Anderer entflammen. Vielmehr sollen wir stets geneigt sein, Friede und Versöhnung zu stiften, entzweite Gemüther fest vereinigen, und gegenseitiges Wohlwollen unter den Menschen nähren. Denn wer Zwietracht unter Brüder säet, ist dem Herrn ein Gräuel.

Von dem Vorwitz.

Aber reden wir nun auch vom Vorwitz, welchen Christus gleichfalls tadelt, und mit den Worten zurückweist: „Was gehet das dich an? Folge du Mir nach!"

Plutarch hat ein für Jünglinge empfehlenswerthes Buch über diesen Fehler geschrieben. — Wir verstehen unter einem Vorwitzigen einen „Hans in allen Gassen, der Viel zu thun haben will, und ist ihm doch Wenig befohlen." Dergleichen sind Alle, die nach Dingen fragen, welche sie nichts angehen, und von denen es heißt: „Viel Fragen macht Einen verhaßt."

„Meide den lästigen Frager, denn Solcher ist stets auch ein Schwätzer."

Weit mehr aber sind Vorwitzige die, welche thun, was ihnen nicht befohlen ist. Petrus nennt „vorwitzige Bischöfe" die, „so in ein fremd Amt greifen," wie wenn Prediger politische Geschäfte an Höfen oder in Städten leiten, oder weltliche Machthaber ihre Macht auf die Kirche ausdehnen und die Religion nach ihren Urtheilen gestalten wollen. Im Aristophanes heißt es vom Kleon, er habe gewöhnlich den einen Fuß in der Rathsversammlung, den andern im Feldlager. Diesen Ausspruch pflege ich immer auf die Prediger überzutragen, welche zugleich auch Hofangelegenheiten oder Rathssitzungen leiten wollen. Denn Solche setzen in Wahrheit den einen Fuß auf die Kanzel, den andern auf das Rathhaus. Von dem nämlichen Kleon sagt Aristophanes:

„Immer ist er geschäftig, berathschlagt, ficht mit der Zunge."

Dasselbe thun gewisse unruhige Prediger; sie reizen Parteien auf, erregen Händel, schmieden Anschläge, verkleinern, schmähen Andere, und zwar dieses oft in Angelegenheiten, welche ihrem eigenthümlichen Berufe gänzlich fremd sind.

Im gemeinen Leben nennt man Vorwitzige auch Solche, die, indem sie das Nothwendige unterlassen, mit unnöthigen Dingen sich abgeben, wie der Mensch gewöhnlich das Nothwendige versäumt, wenn er Unnöthiges treibt. — Eigentliche Geschäfte sind die nothwendigen Werke, welche die Hauptsache sein sollen. Nebengeschäfte, die nicht nothwendigen, welche nicht dem wesentlichen Berufe angehören. — — Seneka schildert diesen Fehler, wenn er sagt: „Ein großer Theil des Lebens geht uns durch Nichtsthun, ein größerer durch Uebelthun, der größte durch Geschäfte verloren, die unsern wahren Zwecken fremd sind." —

Es ist aber dieser Fehler entgegengesetzt der geordneten, nützlichen Thätigkeit, welche Tugend darin besteht, daß man die eigenthümlichen Geschäfte seines Berufes getreulich verrichtet, denselben nicht überschreitet (gleichwie das emsige Bienlein die ihm

angewiesenen Arbeiten zur Bereitung des Honigs verrichtet), und überall seinen Platz ausfüllt. Aristoteles macht die Gerechtigkeit zur Regentinn des geselligen Menschenlebens. Ein Theil derselben ist jene nützliche Geschäftigkeit, wo Jeder das Seine thut, und wahrnimmt, was seines Ortes und seines Amtes ist. Dasselbe meint Plato, wenn er sagt, die Erhaltung der Gleichmäßigkeit sei die Erhaltung des Lebens. — Derselbe erklärt auch die Gerechtigkeit für die Tugend, wenn man thue, was Einem zukomme, und sich nicht vorwitzig in fremde Geschäfte einmische. So besitzt denn nützliche Geschäftigkeit Der, welcher weiß, wozu er berufen ist, und mit seiner Stellung zufrieden Das sorgfältig verrichtet, was sein Beruf ihm auflegt, Das hingegen meidet, was seines Amtes nicht ist. —

Diese Tugend aber ist es, welche uns in den Worten Christi empfohlen wird: „Folge du Mir nach!" Und in den Worten des Paulus: „Ein Jeglicher bleibe in dem Berufe, darin er berufen ist!" (1. Kor. 7, 20.) Wir sollen wissen, daß wir unser ganzes Leben durch das Wort Gottes regieren sollen, gemäß dem Spruche: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte." (Psalm 119, 105.) Eben so wenig aber dürfen wir vergessen, daß wir unter den übrigen Vorschriften des göttlichen Wortes auch die von der Sorgfalt in unserm Berufe und von der geordneten Thätigkeit in demselben zu befolgen haben. Diese Tugend kann auf mehrere der zehn Gebote bezogen werden. Aber Grade des Berufes werden vorzugsweise in dem Gebote: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!" unterschieden. Der Vater hat seinen Beruf, und der Sohn ebenfalls den seinigen. Hieraus lassen sich die übrigen Verhältnisse ableiten. —

Der nützlichen geordneten Geschäftigkeit streng entgegengesetzt sind: träge Unlust zum Handeln und Vielthuerei. Erstere mag gar Nichts thun. Solche träge Naturen sind viele Schulmänner, Bürger, Fürsten, thun ihre Pflicht nicht, scheuen die Arbeit, sind die (vom Nichtsthun benannten) Margiten des Homer, die weder graben noch betteln mögen, wie vom Ninyas geschrieben steht: „Er ißt und trinkt; gegen alles Andere ist er unempfindlich."

Vielthuerei hingegen ist's, wenn man zu viel thun will, in fremde Angelegenheiten sich unberufen mischt. Diese entspringt bisweilen aus Unstetigkeit des Charakters, aus Geistesleerheit, und aus jener Gedankenlosigkeit, von der es heißt: „Gedanken-

lose Menschen fassen auch unbedachte Entschließungen, wie gerade die Neigung sie treibt."

Bisweilen geht sie aber auch aus schlechter Nachahmung der Beispiele Anderer hervor; so möchten in unserer Zeit Viele Luthern gleichen. Sie tragen einen Eifer zur Schau, der ohne Einsicht ist, sie erregen Lärm über Dinge, die sie nicht verstehen, und wissen die Sachen nicht bis auf den Grund zu verfolgen. Sie ahmen das Unwesentliche nach, das Wesentliche verfehlen sie. Von Solchen sagt Polybius: „Viele, die großen Männern gleich erscheinen wollen, ahmen, weil sie dieselben in der Hauptsache nicht erreichen können, Nebensachen nach, und stellen so ihre eigene Thorheit zur Schau."

Die Fabel erzählt, es habe das Wachs die Ziegelsteine nachahmen wollen und sich ins Feuer geworfen. Da sei es von demselben verzehrt worden. Dieses Gleichniß schildert trefflich jenes unglückliche Streben, Andere nachzuahmen, wenn der Mensch Das thun will, was weder seinen Kräften angemessen, noch seines Berufes ist. So sehen Manche, daß Andere an Höfen sich emporschwingen. Nun stürzen sie sich auch in die Höfe, und mengen sich in Geschäfte, zu denen sie nicht passend, denen sie nicht gewachsen sind.

Franz Petrarka erzählt von einem Hirten, der an den Hof kam. Da schenkte ihm Jemand einen Spiegel, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Nachdem er sich nun in demselben beschaut hatte, ging er, im Vertrauen auf seine Schönheit, in das Gemach der Hofdamen. Als er nun daselbst gar übel empfangen und die Treppe hinunter geworfen wurde, rief er aus:

„Ewig seufze der Wicht, der zuerst den Hirten des Hofes
„Schlimme Geschenke gereicht."

Da sieht Mancher, daß Einige durch Bücherschreiben oder durch irgend ein Geschäft Ansehen und Berühmtheit erlangt haben, und glaubt nun, er müsse ein Gleiches thun. Aber ihn verleitet die Vielthuerei, hervorgegangen aus dem unglücklichen Bestreben, das Beispiel Anderer nachzuahmen.

Am gewöhnlichsten aber hat die Vielthuerei im Ehrgeiz ihren Grund, der gar Viele antreibt, mit fremdartigen Dingen sich zu befassen und außer den Schranken zu laufen. Antonius, nicht zufrieden, daß er die Herrschaft mit dem Octavius theilen soll, beginnt einen unnöthigen Krieg. Bellerophon spornt den Pegasus, um zu schauen, was Zeus im Himmel thue. Alkibiades

führt lediglich aus eitler Ruhmbegier das Heer nach Sicilien. Pyrrhus schifft, um sich neuen Ruhm zu bereiten, nach Italien über, und wird dort durch einen Steinwurf getödtet. Woher sie aber auch immer entstehen mag, diese Vielthuerei, sie ist eine sehr gemeine Untugend unter den Menschen, und es gibt fast unzählige Aussprüche, welche dieselbe rügen. Seneka sagt: „Es ist schwer, einen Menschen seine Bahn zu treiben;" d. h. es ist schwer, daß ein Mensch innerhalb seines Berufes und der ihm abgesteckten Gränzen bleibe. Oft aber verwickelt auch Ein Vielthuer viele Andere mit sich; deßhalb sagen die Verse des Stobäus;

„Geschäftlos leben ist ein süßes, hohes Gut,
„Wenn unberührt man bleibt von andrer Leute Thun,
„Denn welcher unter Bestien, unter Affen lebt,
„Muß Affe sein — o welch' ein unglückselges Los!"

Trefflich ist auch jener Ausspruch Gregors von Nazianz: „Was nicht ein nothwendig Geschäft ist, nenne ich gar nicht ein Geschäft; denn verächtlich sind unnütze Nebengeschäfte." Das trefflichste Wort aber spricht Paulus, da, wo er unnütze Vielthuerei meiden heißt: „Wir ermahnen euch aber, lieben Brüder, daß ihr darin völliger werdet und darnach ringet (nach dem Texte: und darein eure Ehre setzt), daß ihr stille seid und das Eure schaffet." Er bedient sich des sehr bezeichnenden Ausdrucks: „daß ihr eine Ehre darein setzt," d. h. mit einem gewissen Ehrgeiz, durch eine ruhige und geordnete, auf den eignen Beruf beschränkte Thätigkeit euch auszuzeichnen sucht. Weltlichgesinnte Menschen spornt der Ehrgeiz, daß sie ihren Beruf voreilig überschreiten. Das ist ein fehlerhafter Ehrgeiz, eine fehlerhafte Ruhmbegier, die nicht auf ordentlichem Wege Ehre erstrebt, sondern den Beifall des Ersten Besten sucht, wobei man Handlungen, die das verliehene Maß von Kräften übersteigen, ohne Beruf dazu, im Vertrauen entweder auf eigne Weisheit oder auf eigne Kraft unternimmt. Diesem stellt nun Paulus einen andern Ehrgeiz, oder eine andere Weise, Ehre zu suchen, entgegen. Wenn ihr Ehre erlangen wollt, spricht er, wie denn Alle die Ehre als etwas Treffliches betrachten, und Viele die Ehrbegier sogar mit Seelengröße verwechseln: so unternehmt Nichts, was über eure Kräfte oder über euren Beruf hinaus liegt, sondern „seid stille," regt nichts Unnöthiges an „und schaffet das Eure," d. h. erfülle Jeder die Pflichten seines Berufs!

Wollte man klügelnd einwenden: Ehrgeiz ist ein Fehler; daher ist's nicht recht, daß uns Paulus ehrgeizig sein heißt: so ist zu erwiedern, daß das von ihm in dieser Beziehung gebrauchte griechische Wort im guten und im übeln Sinne, sowohl von der Tugend, als vom Fehler gebraucht wird. Aber Paulus braucht hier dasselbe vom rechtmäßigen Streben nach Ehre, wobei wir ein gutes Gewissen zu behalten streben, und den Beifall guter Menschen, welche die Tugend richtig beurtheilen, uns zu sichern bemüht sind. Der lateinische Ausdruck dafür (ambitio) wird gewöhnlich im edlen Sinne gebraucht. Paulus aber behielt mit besonderer Absicht jenes Wort bei, weil es Ehrgeizige beifälliger und lieber hörten, und weil die Uebrigen, welche ehrgeizig sind, dadurch Ehre zu gewinnen suchen, daß sie Vielerlei anregen, was außer ihrem Berufe liegt; darum empfiehlt er uns das entgegengesetzte Streben, nämlich, daß wir Ruhe lieben und nicht voreilig unsern Beruf überschreiten sollen.

Auch ein Augustus, wenn er diesen Ausspruch des Paulus gelesen hätte, würde ihn für das Wort eines weisen Mannes erklärt haben. —

Im Cicero findet sich das von den Griechen entlehnte Sprichwort: „Du hast Sparta überkommen; schmücke es." Sparta ist hier figürlich für jedwedes Amt, oder Auftrag, oder ehrlichen Posten zu nehmen, dessen Besorgung oder Verwaltung Einem übertragen ist, und der Sinn ist: Hast du eine ehrliche Stellung, so benutze sie zur Ausübung der Tugend! — So soll ein Jeder denken, Gott und dem Vaterlande dienen, welche Stellung ihm auch angewiesen sein mag, und sich bestreben, daß er in seinem Berufe, sei nun das ihm übertragene Amt ein hohes oder ein niedriges, tüchtig und wacker erfunden werde. Gegen unnütze Vielthuerei sind auch die Aussprüche gerichtet:

„Reiten lernte der Reiter, der Sänger die Kunst des Gesanges."

und:

„Ein Jeder treibe nur die Kunst, die er versteht."

Phalaris sagte zum Simonides: „Ich höre, daß du viel über meine Regierungsweise sprichst; möge jedoch der Dichter um seine Musen nur sich kümmern." Aristoteles behauptet, dann würden die Staaten glücklich sein, wenn die Künstler nur über ihre Künste urtheilen würden. Der Kaiser Hadrian berathschlagte sich über den Bau eines Tempels in Rom, und wollte den Schein haben, Alles zu wissen, und übergab daher auch den Baukünst-

lern einen Riß des Gebäudes; aber einer derselben wies ihn mit den Worten zurecht: „Geh, male deine Kürbisse!“ Beleidigt durch diese Freimüthigkeit, ließ er denselben hinrichten.

Der ägyptische König Patientius nahm folgende Zurechtweisung eines Tonkünstlers an: „Etwas Anderes ist das Scepter; etwas Anderes das Plektrum“ *); d. h. verrichte du, was dein Reich angeht, mich laß die Musik treiben. — —

Schon in geringfügigen Dingen bringt die unnütze Vielthuerei manche Nachtheile; gefährlicher aber ist sie in wichtigen Angelegenheiten, bei Erregung von Glaubensstreitigkeiten, bei Veränderungen des Lehrbegriffs, bei Anordnung kirchlicher Verhältnisse, bei der Staatsverwaltung, bei ausbrechenden Kriegen. — Aber auch im wissenschaftlichen Leben empfindet man zuweilen die Nachtheile, welche jene Vielthuerei begleiten, wenn man von der Ordnung abweicht, die man beim Lernen beobachten sollte. Denn gar oft geschieht uns, was Seneka sagt: „Das Wesentliche wissen wir nicht, weil wir das Unwesentliche gelernt haben.“

Größere Nachtheile aber begleiten die Vielthuerei in öffentlichen Geschäften. Viele verlieren, was sie vorher besaßen, weil sie, von jenem Fehler hingerissen, Kriege erregten. — Die Mehrzahl aber geht in unglücklichen Unternehmungen zu Grunde. — — Ein gewisser moskowitischer Fürst führte mit einem Andern Krieg. Er bekam ihn gefangen, ließ ihn hinrichten, und aus seinem Hirnschädel einen Becher fertigen, mit der Inschrift: „Dieser verlor, indem er nach fremdem Gute trachtete, sein Eigenthum.“ Auf solche Beispiele laßt uns achten, und bedenken, daß Gott, wie Er denen, welche Ihm in ihrem Berufe dienen, Seinen Beistand verheißen hat, so auch im Gegentheil Sich von denen wendet, welche ihrem Berufe entgegen fremde Dinge unternehmen.

*) Der Griffel, dessen man sich beim Citherspiel bediente.

Am Sonntage Reminiscere.

Evangelium Matth. 15.

(Einige Andeutungen über die Zeit und den Ort, in welche diese Erzählung fällt.)

Diese Erzählung enthält ein sehr merkwürdiges Beispiel des wahren und lebendigen Glaubens, welches wir, so oft wir beten, vor Augen haben sollten. Vor Allem aber verdienen die nähern Umstände, in Ansehung der Zeit und des Orts, so wie einige sehr anziehende Gemüthsäußerungen, welche in dieser Geschichte bemerkbar gemacht werden, unsere Beachtung.

Der Evangelist hat kurz vorher der Entweichung Christi aus Galiläa in die Wüste, jenseits des nördlichen Ufers des Jordan, Erwähnung gethan. Dieß fiel vor, nicht lange, nachdem der Tetrarch von Galiläa, Herodes, den Johannes hatte hinrichten lassen. Christus kehrt also jetzt zurück, und durchwandert, nachdem Er über den See Genezareth gesetzt, Galiläa, und begibt sich an die äußersten Gränzen von Palästina, oder, wie es hier heißt, in die Umgegend von Tyrus und Sidon, welches Seestädte in Phönizien waren. Denn Christus wollte, weil Herodes Ihm nachstellte, sich den Oertern nähern, welche unmittelbar unter römischer Botmäßigkeit standen, und wo Herodes Nichts zu befehlen hatte. Als Elias aus dem Reiche Israel floh, zog er sich auch in die Küstengegenden um Tyrus und Sidon zurück, um der Gefahr weniger ausgesetzt zu sein, die ihm von den Königen zu Samaria drohte. Denn in der Nähe von Sidon lag Sarepta, wo jene Witwe wohnte, welche den Elias zur Zeit der Hungersnoth gastfreundlich aufnahm, und es ist wohl möglich, daß Christus wegen der Erinnerung an Elias sich lieber in diese Gegend begeben wollte, wo vieles Große geschehen war, und wo höchst wahrscheinlich Ueberbleibsel der Prophetenschulen sich erhalten hatten. Der Name „Sarepta" bedeutet: eine Schmelzhütte oder Seigerhütte, weil dort die Erze geschmol-

zen wurden, die man in der Umgegend gewann. — Zugleich war in der Nähe dieser Stadt jene Masse sehr häufig, aus welcher das Glas geschmolzen wird, dessen Bereitung auch in jener Gegend zuerst entdeckt worden ist. — Sidon ist älter als Tyrus. Es hat den Namen vom ältesten Sohne des Kanaan, der ein Sohn des Ham, des jüngsten der Söhne Noah war, über welchen Noah den Fluch ausgesprochen hatte., weil er die Blöße seines Vaters frevelhaft enthüllt hatte. Dieser Fluch drückte zuletzt seine Nachkommen darnieder, gemäß jenem Verse im Theokrit, der ohne Zweifel von den heiligen Altvätern entlehnt ist, weil die Heiden viele schöne Aussprüche gleichsam wie von Hand zu Hand von den Vätern empfangen, und dieselben, weil sie mit ihren Gesetzen übereinstimmten, aufbewahrt haben. Der Vers ist dieser:

„Glück wird den Kindern der Frommen zu Theil, nicht denen der Bösen."

Er sagt Dasselbe, was der Psalm (37, 26.): „Der Same des Gerechten wird gesegnet sein;" d. h., Gott segnet die Nachkommen derer, die Ihn fürchten, ehren und recht anrufen. Hingegen erstreckt sich auch die Strafe für die Gottlosigkeit der Aeltern über ihre ganze Nachkommenschaft.

Ein anderer merkwürdiger Vers, der dem Orpheus zugeschrieben wird, lautet:

„Furchtbar verfolgt auf der ganzen Erde der Fluch der Erzeuger."

— — Die traurigen Beispiele, wie schrecklich oft Aelternfluch die Kinder trifft, mögen die Aeltern vor übereilten Verwünschungen ihrer Kinder, zumal bei geringfügigen Veranlassungen, warnen, aber auch die Kinder, daß sie nicht durch hartnäckigen, boshaften Sinn den Zorn der Aeltern reizen. Oft verzieht die Wirkung des göttlichen Fluchs. Ham war dazu verflucht, daß er der Knecht seiner Brüder sein sollte, und dennoch erfreuten sich seine Nachkommen, nachdem sie sich in den Besitz von dem schönsten, fruchtbarsten Theil der Erde, nämlich von Aegypten, Kyrenaika, Libyen, Palästina und Phönizien gesetzt, eine Zeit lang eines blühenden Zustandes. Der Name Kanaan bedeutet einen Kaufmann, der Name Sidon einen Jäger. Sie bemächtigten sich also des Landes, welches Kanaan genannt wurde, von dem ein Küstenstrich später den Namen Phönizien, sowie das Land Kanaan selbst den Namen Palästina erhielt. Der Name Phönizien ist abzuleiten von dem Worte Phönix, die Dattel-

palme; Palästina aber ist nach einem von den Söhnen des Kanaan, Namens Philistin, benannt worden. Galiläa bildete die Gränze von Palästina nach Phönizien hin, und der Name selbst bedeutet eine Gränze, „eine Mark." —

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß an der phönizischen Küste der erste Handel getrieben wurde, oder daß er wenigstens, wegen der Nähe des mittelländischen Meeres, daselbst vorzüglich blühend war. Denn von jener Küste aus schifften sie nach Aegypten und holten die Waren, welche sie nach Syrien, Assyrien und Chaldäa schafften, und auf dem mittelländischen Meere stand ihnen die Schifffahrt nach Afrika, Kleinasien und Europa offen. Diese günstige Lage war es auch, warum jene phönizischen Städte, unter denen Tyrus und Sidon die vornehmsten waren, durch Handel sich so sehr bereicherten. Es war aber Tyrus, welcher Name Empörung bedeutet, eine Kolonie von Sidon. Vermuthlich hatten sich einige reiche Bürger bei einem Aufstande von Sidon weggewendet und ihren Wohnsitz in der Gegend aufgeschlagen, wo später Tyrus von ihnen gegründet ward. —

Einige Bemerkungen über das Weib im Evangelium.

Das Weib, das in der heutigen Erzählung erwähnt wird, nennen einige Evangelisten eine Kananäerinn, Andere ein griechisches oder syrophönizisches Weib. Diese verschiedenen Benennungen zeigen, daß sie ein heidnisches Weib war, und das deutet auch Christus an, wenn Er, scheinbar dieselbe abweisend, sagt: „Er sei nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel." Als das Volk Israel in das Land Kanaan eingeführt worden war, vertilgte es die Nachkommenschaft des Ham größtentheils, und es wurde dort die Wirkung jenes über Ham ausgesprochenen Fluches recht sichtbar, als sie das Land wegen ihrer aufs Höchste gesteigerten Lasterhaftigkeit ausspie. Es blieben jedoch einige Ueberreste von den Nachkommen des Ham.

Griechen aber nennen die Evangelisten alle Nichtjuden, d. h. Alle, welche nicht abrahamitischer, sondern heidnischer Abstammung sind. Und eine Syrophönizierinn wird jenes Weib genannt, weil es in demjenigen Theile Syriens geboren, oder wenigstens wohnhaft war, welcher Phönizien hieß; oder vielleicht auch deßhalb, weil sie in dem, Syrien zunächst gelegenen Theile Phöniziens wohnte. Herodot nennt oft jene ganze Länderstrecke von

Arabien an, Syrien, und begreift unter diesem Namen auch das eigentliche Phönizien und Palästina mit. —

Auch die Meinung, daß jenes Weib eine Kananäerinn darum genannt werde, weil ihr Vaterland Groß-Kana gewesen, mißfällt mir keineswegs. Es gab nämlich zwei Städte unter dem Namen Cana, nämlich Klein-Kana, welche in Galiläa, und Groß-Kana, welches unweit Sarepta, zwischen Tyrus und Sidon lag.

Welches der damalige Zustand der Kirche gewesen.

Diese Schilderung der Gegend und die Bemerkung, daß jenes Weib eine Heidinn gewesen, gibt uns Veranlassung, über den wunderbaren Rathschluß Gottes nachzudenken, nach welchem Er, vermittels Seines Wortes, aus den verschiedenartigsten, ja aus unwürdigen Menschen eine Gemeinde sammelt. Christus wandelt umher, und nimmt nicht nur Elende, Hilfsbedürftige, und von den Pharisäern verachtete Menschen aus dem jüdischen Volke, sondern auch diejenigen, welche von den Heiden zu Ihm ihre Zuflucht nehmen, bald einen Hauptmann, bald einen Zollpächter, bald einen samaritanischen Aussätzigen, und hier das heidnische Weib an, gewährt ihnen nicht nur körperliche Heilung, sondern macht auch ihr Inneres von der Sünde frei, und tröstet ihr Gewissen, und erwirbt so der Kirche wahre Glieder.

Wir sollen daher wissen, daß die Kirche, als eine Gesellschaft elender, schwacher, hilfsbedürftiger Menschen, nicht an einen bestimmten Ort gebunden oder eingeschlossen, sondern in den verschiedensten Gegenden zerstreut ist. Darauf beziehen sich jene Schilderungen der Kirche: „Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen; sondern was thöricht und schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet." (1. Kor. 1, 26, 27.) Ferner: „Ich preise Dich, Vater, daß Du Solches den Unmündigen offenbaret;" (Matth. 11, 25.) und: „Ich will in dir lassen übrig bleiben ein armes, geringes Volk, die werden auf des Herrn Namen trauen!" (Zephanja 3, 12.)

Die Pharisäer und Sadducäer, und die entartete Menge im jüdischen Volke besaßen damals zwar den Namen der Kirche, aber sie waren mit nichten die wahre Kirche, weil sie nicht nur die Lehre von der Person und dem Amte Christi entstellt hatten, sondern auch gegen die von Christo wieder gereinigte Lehre of-

fenbares Widerstreben bewiesen, und dadurch zeigten, daß sie nicht Glieder der wahren Kirche waren. Indessen gibt es doch unter jenem Volke auch noch einzelne wenige Elende, die zu Christus fliehen, und außer ihnen werden auch aus Heiden, Kananitern, Samaritern, römischen Zollbeamten Einzelne zur Kirche versammelt, um lebendige und wahre Glieder derselben zu sein. So kommt auch dieses heidnische Weib zu Christus, und hat einige Kenntniß der Lehre vom wahren Gott und von den in Bezug auf den Messias ertheilten Verheißungen. Sie weiß, daß es nur Einen Gott gibt, und daß dieser Jesus der vom Vater gesendete Sohn ist; denn sie nennt Ihn Sohn Davids, d. i. den verheißenen Messias, und traut Ihm Thaten zu, die nur von Gott geschehen können. Diese einzelnen Grundwahrheiten verdankte sie höchst wahrscheinlich dem allgemeinen Rufe, der damals von Christus verbreitet war; denn Markus schreibt: „Sie hatte von Seinen Thaten gehört;" weil ja der Glaube durch das Hören, das Hören durch das Wort Gottes kommt. Auch kann man wohl annehmen, daß unter den in der Nachbarschaft der Juden wohnenden Heiden eine allgemeine Kenntniß des Messias verbreitet gewesen sei; denn auch das samaritische Weib spricht: „Ich weiß, daß der Messias kommt; wenn Derselbige kommen wird, so wird Er uns Alles verkündigen." (Joh. 4, 25.) Ja Gott hat darum eben die Juden mehrmals in alle Theile der Welt zerstreut, damit durch diese Gelegenheit Viele von den Heiden Kenntniß der prophetischen Lehre erhalten möchten. Vielleicht hatte sich auch das Andenken an Elias, der bei der Witwe zu Sarepta gelebt hatte, noch bei den folgenden Geschlechtern erhalten.

Aber nicht nur das Licht der prophetischen Lehre und der Kenntniß des Messias, sondern auch eine mächtige Glaubensflamme leuchtet in diesem Weibe. Deßhalb ruft hernach Christus ihr zu: „O Weib, dein Glaube ist groß!" Dieser Glaube hätte nicht in ihr sein können, hätte sie nicht einige Bekanntschaft mit der Lehre des Volkes Gottes schon, bevor sie zu Christus lief, besessen, da sie Ihn nicht auf heidnische, irdische oder abergläubische Weise, sondern mit wahrem Glauben und im heißen Drange des heiligen Geistes anruft.

Stets aber muß der Regung des Glaubens im Herzen die Kenntniß oder Belehrung vorangehen. Denn Gott hat diese Ordnung getroffen, um durch die Stimme des Evangelium die

Kirche zu sammeln. Daraus geht aber die Nothwendigkeit des Predigtamts in der Kirche und die Pflicht hervor, das Studium der christlichen Lehre für etwas Wichtiges zu achten; und es ist dieß wohl zu beherzigen, damit wir auch dieß mit Dankbarkeit erkennen, daß Gott zu allen Zeiten in der Welt, in einigen Theilen mehr, in andern weniger, die Kenntniß des Evangelium erhält, und damit wir wissen, daß man das Studium desselben nicht vernachlässigen darf. Fern sei also von uns der Wahn der Schwärmer und Wiedertäufer, welche die Gelehrsamkeit verachten, und auf neue besondere Erleuchtungen sich berufen, und dann in die schrecklichsten Gräuel verfallen. Laßt es uns wohl bedenken, daß die Kenntniß des Evangelium keine geringe Sache ist, und daß dazu Lernbegier und Fleiß, die Reinheit des Evangelium zu bewahren, erforderlich ist.

Man könnte uns aber folgenden Schluß entgegen stellen: Niemand gehörte in jener Zeit zur Kirche, außer wer dem Volke Israel einverleibt war; das kananäische Weib war nun dem Volke Israel nicht einverleibt, oder sie war kein Glied dieses Volkes: folglich war sie kein Glied der Kirche. Was nun das erste Urtheil in diesem Schlusse anlangt, so war die Gemeinschaft mit der Kirche in diesem Volke nicht bloß von den mosaischen Gebräuchen, sondern ganz vornehmlich von der gläubigen Annahme und dem Bekenntniß der wichtigsten Verheißung von dem „Samen" zu verstehen, der aus der Nachkommenschaft Abrahams hervorgehen würde. Wer nur immer diese Verheißung von dem Samen, in dem alle Völker würden gesegnet werden, sich fest aneignete, war ein wahres Glied der Kirche, mochte er auch nicht dieselben Gebräuche, wie das israelitische Volk annehmen. In dieser Beziehung unterscheidet man auch gewöhnlich drei Grade von Menschen, welche damals zur Kirche gehörten, nämlich Juden, Proselyten und Religiosen, oder gottesfürchtige Menschen.

Juden oder Israeliten waren die leiblichen Nachkommen Abrahams. Ihnen lag die Nothwendigkeit ob, die Beschneidung und die übrigen, von Mose angeordneten Ceremonieen zu beobachten.

Proselyten, d. h. Ankömmlinge, Neuhinzugekommene, waren bekehrte Heiden, welche zur Religion der Juden dergestalt übertraten, daß sie zugleich die mosaischen Ceremonieen freiwillig übernahmen.

Religiosen oder gottesfürchtige Leute waren Heiden,

di sich jenem Volke anschlossen, ohne zugleich auch das Ceremonieenwesen desselben zu beobachten, Solche, die sich zum Glauben an den wahren Gott bekehrt hatten, und im Glauben und Bekenntniß sich die Verheißung vom Messias aneigneten, von dessen Segnungen sie überzeugt waren, daß sie sich auf alle Völker erstrecken sollten. Solche Menschen waren in Wahrheit Genossen und Glieder der Kirche, nämlich durch wahren Glauben und wahre Anrufung; und eben so war Niemand ein Glied der Kirche, der nicht jenem Volke, sei es als Israelit oder Proselyt, oder als Religiose einverleibt war. Jenes Weib nun war allerdings dem Volke Israel einverleibt, nämlich in Ansehung ihrer Bekanntschaft mit den Verheißungen, ungeachtet sie es hinsichtlich der mosaischen Gebräuche nicht war, welche ja auch nicht Alle, die sich bekehrten, annehmen mußten, wenn sie nur die Lehre sich aneigneten; und diese verstand jenes Weib besser noch, als die Pharisäer, die in Träumen von einem weltlichen Messiasreiche und von einer Verdienstlichkeit ihrer Opfer befangen waren.

Es sieht sich aber das Weib getrieben, den Messias anzurufen, weil ein heftiger Schmerz sie quält, den sie in den Worten ausspricht: „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt."

Von der älterlichen Liebe.

Hier bietet sich unserer Betrachtung eine mütterliche Empfindung dar, deren Stärke jugendliche und unerfahrne Gemüther nicht ahnen. Nur sie, als Mutter, konnte ganz die Größe ihres Schmerzes empfinden. Ich erinnere mich, daß, als einst Dr. Luther, Dr. Bugenhagen, Amsdorf, Dr. Jonas und ich zusammen saßen, und mancherlei über die älterlichen Gefühle sprachen, Amsdorf sagte: Ich weiß, ich weiß, was das sagen will! Aber Dr. Luther unterbrach ihn mit den Worten: Nein, Ihr wißt Nichts von diesen Dingen! Denn Jener war nie verehelicht, nie Vater gewesen, darum konnte er die Vatergefühle nicht kennen; weit weniger fassen Jünglinge die Größe des mütterlichen Schmerzes. Du bist verpflichtet, nächst Gott deine Aeltern am meisten zu lieben; aber viel heißer ist die Liebe deiner Aeltern gegen dich. Die glühendste Liebe jedoch ist die einer Mutter gegen ihre Kinder, und bedeutsam ist das deutsche Sprichwort: „Wer hat dich am liebsten? Die Mutter." Dieses Muttergefühl (στοργή genannt) ist das von Gott der menschlichen Natur in

der Absicht eingepflanzte natürliche Wohlwollen, damit es von der Liebe Gottes gegen den Sohn und gegen uns zeuge, gleich wie der ewige Vater vom Himmel herab ruft: „Dieß ist Mein lieber Sohn, an Dem Ich Wohlgefallen habe!" (Matth. 3, 17.) Es drückt aber der deutsche Ausdruck „an Dem Ich Wohlgefallen habe," das griechische Wort nicht genug aus, und nur die Verbindung zweier anderer Worte entspricht dem griechischen Ausdrucke vollkommen: „An Dem Ich Wonne und Freude habe," oder: „zu Dem Ich herzliche Liebe und Freude habe." Gefühllose Menschen von starrem kalten Gemüth verstehen das nicht. Auf solche deuten die Verse hin:

Die Liebe kenn' ich nicht, ich selber liebe nicht;
Ich ward noch nie geliebt, und nimmer werd' ich lieben. —

Wenn sie nach stoischen Grundsätzen Gott die Liebe absprechen, weil sie in jeder Liebe Thorheit finden, so entgegne ich, daß die Liebe, wenn sie eine geregelte, vernünftige Liebe ist, mit nichten Thorheit ist, obgleich sich ihr in der verderbten Menschennatur leicht etwas Thörichtes beimischen mag; denn sie ist an sich etwas von Gott Geordnetes, mithin ein Gut. In Gott und in den Seligen ist die Liebe ohne Thorheit. — Eben so unrichtig ist die Behauptung der Stoiker, daß alle Empfindungen ihrem Wesen und ihrer Natur nach etwas Schlechtes, Fehlerhaftes seien. Gott hat auch in Seinem Gesetze Liebe gegen Gott und den Nächsten geboten, und der menschlichen Natur die Empfindungen der Liebe eingeschaffen. Irrig ist es endlich, wenn die Stoiker träumten, die Liebe sei nur eine Einbildung, durch die man bestimmt werde, um eines Andern willen sich großen Mühen zu unterziehen. Aber die Liebe ist von der Einbildung wesentlich verschieden; jene bildet sich im Gehirn, diese hat ihren Sitz im Herzen. —

Da nun die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so stark, ja viel größer ist, als die der Kinder gegen die Aeltern, so wollen wir fleißig bedenken, daß noch weit größer die Liebe Gottes gegen uns ist. Die Liebe Gottes gegen uns konnte nicht größer dargestellt werden, als wenn der Sohn Gottes Ihn bittet, daß der ewige Vater mit derselben Liebe uns umfassen wolle, mit der Er den Sohn umfaßt: „Daß Du sie liebest, gleich wie Du Mich liebest!" (Joh. 17, 23.) In derselben Beziehung sagt Paulus: „Er hat uns angenehm gemacht in dem Geliebten;" (Eph. 1, 6.) und der Täufer: „Und von Seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade." (Joh. 1, 16.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Je vortrefflicher und edler ein Wesen ist, desto stärker ist in ihm die Empfindung der Liebe. Es wird aber die Macht der Liebe und des natürlichen Wohlwollens mehr im Unglück als im Glück erkannt, weßhalb ich oft sage, nächst der Empfindung der göttlichen Ungnade sei der höchste Schmerz der, welchen Aeltern bei der Noth und dem Leiden ihrer Kinder empfinden. — Dieser Schmerz ist viel größer, als der, den eigenes Leiden verursacht. Die Aegyptier hatten ein Gesetz, daß der Vater, wenn er sein Kind umgebracht hatte, nicht ebenfalls umgebracht werden sollte, sondern er mußte drei Tage lang bei der Leiche des Kindes sitzen, weil sie es für die furchtbarste Qual hielten, wenn Aeltern neben der Leiche des von ihnen umgebrachten Kindes sitzen, und das traurigste Schauspiel vor Augen haben mußten. In der That ein unaussprechlicher Schmerz!

Bedenke wohl, daß du ein Mensch geboren, und zwar von ehrbaren Aeltern geboren bist! Beherzige es, mit welcher Gesinnung sie dich umfassen, und welche Gesinnung du hinwiederum ihnen bezeigen sollst! Die menschliche Natur soll nicht der des wilden Thieres gleichen; wiewohl auch die Thiere empfinden, bis zu der Zeit, wo sie erwachsen, eine gewisse natürliche Liebe. Die Kuh hat ihre Brüste am Bauche; — aber die Mutterbrust ruht über dem Herzen, weil die menschliche Mutter die Liebe, oder die ihr Herz belebenden Gefühle, dem Kinde einflößt, damit gegenseitig die Liebe sei, und damit die Mutter erinnert werde, daß sie nicht nur ihre Liebe auf ihr Kleines übertragen, sondern ihm auch Belehrung ertheilen solle, was die Thiere nicht thun, da sie ihren Jungen nur Nahrung mittheilen.

Das soll die Jugend wohl bedenken, und jene stoischen Phantasieen verachten; wie es denn gar Viele für eine besondere Weisheit halten, wenn sie abgeschmackte und den Widerspruch herausfordernde Meinungen vertheidigen. Wir sollen lernen, was wahr und gut ist, und die Werke Gottes in der Natur fleißig betrachten! So wollen wir denn auch in dieser Erzählung auf jenes tiefe Leid, auf jene mächtige Bewegung in der mütterlichen Brust achten, welche diesem Weibe den Ausruf abdringt: „Erbarme Dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt!" Es sieht diese Mutter das furchtbare Elend ihrer Tochter, sie fühlt den unaussprechlichen Schmerz derselben, und leidet in ihrer Sele nicht weniger, als die Tochter körperlich. — Der traurigste Anblick mochte wohl der eines solchen besessenen Unglücklichen sein, der vom Satan auf die furcht-

barste Weise gequält wurde. Drum vermögen wir auch den Schmerz jener Mutter nicht mit Worten zu schildern; vorstellen jedoch können wir uns ihn einigermaßen. Wer selbst Vater oder Mutter ist, weiß Etwas von solchen Sachen, weil „schmerzliche Erfahrungen belehren." Und doch hat oft Einer weit mehr und Härteres zu tragen, als mancher Andere, und zu bewundern ist, daß ein Mensch leben kann, der viel Elend an den Seinigen erfährt. —

Es bringt also dieses Weib einen großen Schmerz zu Christus, und fleht Ihn mit unaussprechlichem Seufzen um Hilfe. Das führt uns auf die Lehre vom Gebet und von den Anfechtungen des Glaubens. Es soll uns dieses Weib ein Vorbild sein, wie man beten, und die göttliche Hilfe erflehen müsse; und weil sodann Christus ihren Glauben rühmt, soll sie uns zugleich Muster sein, wie man den Glauben üben müsse.

Die Lehre vom Gebet —

fasse ich gewöhnlich im Allgemeinen in diesen Hauptsätzen zusammen: Erstlich mußt du wissen, zu wem du betest; zweitens mußt du das Gebot erwägen, welches dich beten heißt. Drittens mußt du der Verheißungen eingedenk sein. Viertens sollst du auch Glauben mitbringen, der zugleich die wahre Erhebung des Herzens zu Gott in sich faßt. Fünftens mußt du den Gegenstand deines Gebets ausdrücken.

Jedweder Mensch soll lernen, wie das Gebet einzurichten ist, weil das Gebet der höchste und ein der Kirche eigenthümlicher Gottesdienst ist. Die Heiden mögen wohl bürgerliche Pflichten erfüllen, wie: du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; aber das Gebet können sie nicht darbringen. Das ist der vornehmste Dienst in der Kirche, von dem es heißt: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden." (Apostelgesch. 2, 21.) Dieser Ausspruch muß aber richtig verstanden werden. Legen wir uns zur Verdeutlichung desselben diesen Schluß vor: Jeder, der den Schöpfer des Himmels und der Erde anruft, ruft den wahren Gott an; die Muhamedaner rufen den Schöpfer des Himmels und der Erde an: mithin rufen die Muhamedaner den wahren Gott an. — Wir antworten in Beziehung auf das zweite Urtheil: Die Muhamedaner verfehlen den wahren Gott in zwiefacher Hinsicht. Einmal was das Wesen desselben betrifft, weil sie nicht den Gott anrufen, der sich in der Schenkung Seines Sohnes und der Sen-

dung des h. Geistes geoffenbaret hat, sondern irgend ein Wesen als Gott und Schöpfer der Welt annehmen, welches jedoch nicht der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist. Sodann verfehlen sie Ihn hinsichtlich ihrer Gesinnung, weil sie nicht wissen, ob sie erhört werden, und warum sie erhört werden. Denn sie nahen zu Gott ohne Kenntniß Seines Gebotes und Seiner Verheißung, und ohne Vertrauen auf den Sohn als Mittler. Wir, so oft wir beten, müssen uns den durch den Sohn geoffenbarten Vater vorstellen, und ausdrücklich das Wort aussprechen, welches uns von Gott und Seinen Vorschriften über das Gebet und in den Verheißungen Seiner Gnade und leiblicher Güter an die Hand gegeben worden ist, und also den Glauben erwecken, und in diesem Glauben eben die Nothwendigkeit, die uns treibt, oder das zu erbittende Gut, sei es nun ein leibliches oder ein geistiges, namhaft machen. Wer die Verheißung verachtet, bleibt schlechthin in Zweifel und Ungewißheit, und ein Gebet ohne Glaube ist Sünde, wie Augustinus sagt. Wie träge und schüchtern wird aber gewöhnlich gebetet! Ja, Viele bleiben müßig sitzen, bis sie die Gewalt der Noth dazu zieht! Und doch ist uns eben deßhalb das Gebot des Gebets gegeben, damit wir dasselbe üben sollen; denn es heißt ja: „Bittet, so wird euch gegeben!" (Matth. 7, 7.) Dieses Wort wollen wir beachten, und unsern Glauben durch die Versicherungen kräftigen: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen." (Ps. 34, 7.) Ferner: „Betet ohn' Unterlaß!" (1. Thess. 5, 17.) Stets haftet selbst in den Heiligen noch viel Zweifel. Gegen diesen sollen wir uns durch Vergegenwärtigung der Verheißungen Gottes erheben, unter denen man vor allen die Verheißung der Gnade ergreifen, und dieselbe durch den Glauben sich aneignen muß, der alle Artikel des Glaubens und namentlich den: „Ich glaube die Vergebung der Sünde," umfaßt, auf den alle übrigen sich beziehen. Und wenn der Gedanke, daß wir Sünder sind, und daß Gott keinen Sünder, mithin auch uns nicht erhören könne, uns kleinmüthig und verzagt machen, unser Gebet stören will, so sollen wir bedenken, daß jener Ausspruch, „daß Gott die Sünder nicht höret," (Joh. 9, 31.) nur von Solchen, die in Sünden gegen ihr Gewissen verharren, nicht aber von denen gilt, welche Buße thun, im tiefen Schmerz über ihre Vergehungen Vergebung suchen, der Ueberzeugung sind, daß ihnen um des Mittlers willen ihre Sünden gewißlich vergeben werden,

und dieselben abzulegen sich ernstlich bemühen. Denn Niemand kann wahrhaft beten mit dem Vorsatz, in seiner Lasterhaftigkeit zu bleiben, und der Glaube und der Vorsatz zu sündigen können nicht neben einander sein. Darum muß bei jedem Gebet der Gedanke an Buße und an den Trost des Glaubens sein. Das meint jenes Wort des Sirach: „Wenn du betest, so zweifle nicht!" (Kap. 7, 10.) d. h., bitte mit Zuversicht, und bitte um Vieles und Großes, nämlich was zu deinem Heil, zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der Kirche und des allgemeinen Wohles Noth ist. Nächst diesem magst du auch um Bedürfnisse des äußerlichen Lebens, sowohl um besondere als allgemeine bitten. Oft jedoch bleibt der Erfolg lange aus. Auch da muß man den Glauben durch das Gebet und die Verheißungen Gottes stärken: „Und ob Er verzieht, sei getrost und harre des Herrn!" (Psalm 27, 14.) Auf diese allgemeine Lehre vom Gebet läßt sich nun sehr leicht das Beispiel des kananäischen Weibes anwenden. Sie nahet sich Christo, den sie als den Messias anerkannt. Die Noth, welche sie treibt, gilt ihr anstatt des Befehls. Sie ist der göttlichen Verheißung eingedenk, indem sie Christum „Du Sohn Davids" nennt. Ein Beweis für ihren Glauben ist der Ruf: „Erbarme Dich meiner!" Endlich drückt sie auch den Gegenstand ihres Flehens in den Worten aus: „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt." Ihr Glaube wächst aber in dem Kampfe, der in seiner Art einzig, in dieser Erzählung höchst bedeutungsvoll ist; denn er stellt uns vornehmlich

die Anfechtungen des Glaubens bei dem Gebete

sehr anschaulich vor Augen, welche auch uns wohl während des Betens nahen. Erstens: „der Herr antwortet ihr nicht." Hiermit wird angedeutet die Verzögerung der Hilfe, mit der gewöhnlich die Prüfung verbunden ist, daß es scheint, als ob uns Gott versäume, als ob Er nicht für uns Sorge trage, unserer Noth nicht achte. Ein ander Mal wieder scheint der Herr den Bittenden zuvor zu kommen. Aber hier hat Sein Schweigen den Schein einer Zurückweisung, die sehr hart ist. Doch das Weib läßt nicht ab mit Bitten; sie läßt sich das in ihrem Herzen glimmende Glaubensfünkchen durch diesen Aufschub nicht wie viele Andere, ertödten. Wir, wenn der Erfolg unsern Erwartungen nicht entspricht, oder wenn die Hilfe nicht auf der Stelle kommt, denken dann wohl: „Siehe, du hast nun schon so viele Jahre ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fleht, daß Gott deine Noth lindern möchte, und doch nahet Er nicht mit Seiner Hilfe!" Solche Schwachheit ist gewöhnlich in uns. Einige aber überwinden doch, und harren aus; und ob sie gleich nicht ohne große Qual empfinden, welch eine schwere Anfechtung der Verzug der göttlichen Hilfe sei, so erwarten sie doch die Zeit, die Er bestimmt hat, und rufen unablässig Ihn an, wie Christus in jenem Gleichniß empfiehlt, daß man „allezeit beten, und nicht laß werden soll" (Luk. 18, 1. ff.), weil die Erhörung, wenn auch nicht sogleich, zuletzt dennoch erfolgen wird. Salomo spricht: „die Hoffnung, die verzieht, ängstigt das Herz" (Sprichw. 13, 12.), und das Sprichwort sagt: „Schleunige Gabe ist doppelte Gabe;" und:

„Dem verzögerten Dienst raubt der Verzug seinen Werth." —

Doch könnte man auch ebenfalls sprichwörtlich entgegnen:

„Harre, kleiner Verschub bringt oftmals größeren Vortheil."

Oder:

„Langsam nahen die himmlischen Gaben; doch reichlich erstattet
Wird der kurze Verzug stets durch erhöhten Gewinn." —

— So besiegte das Weib die erste Anfechtung, weil sie sich durch das Schweigen Christi, welches ihr nicht nur als ein Beweis von Gleichgiltigkeit erscheinen, sondern auch wegen der Verzögerung der Rettung ihr drückend sein mußte, nicht abschrecken ließ, sondern anhielt mit Bitten, und immer lauter rief. Nun verwenden sich die Jünger für sie. Der Herr antwortet zwar, aber mit einem Vorwurf gegen die Jünger, und wenn ihn das Weib vernahm, so mußte für sie diese Antwort weit härter noch, als Sein Schweigen sein. „Ich bin nicht gesandt," spricht Er, „denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel."

Hier wird uns die Anfechtung in Ansehung der besondern Erwählung (Gnadenwahl) vor Augen gestellt; denn jenem Weibe wird eingewendet, daß sie nicht zu Israel gehöre. So denken auch wir wohl: Gott hat ein bestimmtes Verzeichniß Auserwählter; bin ich nicht in demselben aufgezeichnet, so bete ich vergebens. Oder: Gott hat Freiheit, zu erwählen, welche Er will. Ich kann aber nicht wissen, ob ich erwählt sei. Gegen diese schwere, qualvolle Anfechtung sollst du wissen, daß du nicht darfst in dem geheimen Rathschluß der Gottheit erforschen wollen, ob du zu den Auserwählten gehörst oder nicht, sondern aus dem geoffenbarten Worte, aus dem Evangelium, welches Erkenntniß dei-

ner Sündhaftigkeit und Glauben an Christus fordert, magst du Solches lernen. Ist nun ein Anfang wahrer Buße und Glaubens, wenn auch ein geringer, geschehen, so darfst du dich versichert halten, du werdest nach der Zusage des Evangelium, um Christi willen, von Gott zu Gnaden angenommen werden, und ein Erbe des ewigen Lebens sein; du gehöreſt also zur Zahl der Auserwählten. Und das können auch Andere über dich urtheilen, wofern du in diesem Glauben bis zum letzten Hauche bleibeſt, nach den Sprüchen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben;“ und: „Sei getreu bis an den Tod, so will Ich dir die Krone des Lebens geben!“ (Offenb. Joh. 14, 13. und 2, 10.)

Das Zweite, was bei dieser Zweifelsfrage zu erwägen, ist, daß wir wissen, in welcher Ordnung Gott in uns Bekehrung und Glauben erweckt. Denn eine andere Ordnung hat die Philosophie, eine andere das Evangelium. In jener wollen wir erst durch Erfahrung uns überzeugen, dann folgt der Beifall, und sowohl in Betreff physischer als moralischer Gegenstände geht auf der Bahn der Philosophie die Erfahrung dem Beifall voran. Aber was die göttliche Tröstung anlangt, so muß man vorerst das Wort, d. h. die Verheißung mit Beifall aufnehmen, dann folgt das Bewußtsein des Trostes, wie der Spruch sagt: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott. (Röm. 5, 1.) Wir empfinden nicht eher das freudige Gefühl des Trostes, als bis der Glaube in unsern Herzen begonnen hat. Diese Ordnung wird von Schwärmern vielfältig verkehrt. Sie führen die Gemüther vom Worte ab, und heißen sie innere Eingebungen abwarten. Dann lassen sie dieselben in Ungewißheit, bis sie außerordentliche Regungen des Glaubens in sich verspüren, und heißen sie dann erst glauben, wenn sie sich dazu gezogen, und widerstrebend dazu gedrungen fühlen. Dagegen sollen wir wissen, daß man nicht jene besondern Eingebungen abwarten, noch die Empfindung des Trostes an das Gefühl einer innern Entrückung oder ungewöhnlicher Antriebe binden, sondern vom Worte Gottes beginnen, das Evangelium hören und betrachten müsse, durch welches Gott in uns wirksam sein und die Herzen ziehen will. Zugleich sollen wir auch das wahrnehmen, daß wir auch in schweren Anfechtungen, wo wir kaum noch ein Fünklein des Glaubens in uns empfinden, unerschütterlich auf das Wort uns stützen sollen, wie es dort heißt: „Meine Sele harret des Herrn, und ich

hoffe auf Sein Wort." (Ps. 130, 5.) In unserm Schmerze sollen wir nicht auf unsre Tugenden, oder unsern erneuerten Sinn, sondern allein auf den im Worte uns vorgehaltenen Mittler hinschauen, und durch die Betrachtung der geschriebenen Verheißung uns aufrichtend, mit Jenem ausrufen: „Ich glaube, lieber Herr, aber hilf meinem Unglauben! (Mark. 9, 24.)

Drittens muß man gegen jene Anfechtung in Ansehung der Erwählung die allgemeinen Verheißungen aufsuchen und festhalten. Denn wenn auch nicht alle Menschen das Evangelium annehmen, so ist doch die Verheißung allgemein, und gewiß ist, daß sie auch Alle angeht, welche dieselbe annehmen. Dergleichen sind: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken!" — „Auf daß Alle, die an den Sohn glauben, nicht verloren werden." — „Es ist Aller zumal Ein Herr, reich über Alle, die Ihn anrufen." — „Wohl Allen, die auf Ihn trauen!" (Matth. 11, 28. Joh. 3, 16. Röm. 10, 12. Ps. 2, 12.) Wie diese Verheißungen allgemein sind, so schließen sie auch uns und jeden Einzelnen ein. —

Nehmen wir noch dazu jenes höchste und unwandelbare Gebot: „daß sie Alle an den Sohn Gottes glauben." Diesem Gebote müssen Alle Folge leisten; denn es ist ein allgemeines, und es verbindet mehr als jedes andere, wenn Gott selbst spricht: „Dieser ist Mein lieber Sohn, — Den sollt ihr hören!" (Matth. 17, 25.) und: „Küsset den Sohn!" (Ps. 2, 12.) Darum heißt es auch: „Der heilige Geist wird die Welt strafen um die Sünde, — daß sie nicht glauben an Mich!" und: „Wer nicht an den Sohn glaubt, der ist schon gerichtet, und der Zorn Gottes bleibt über ihm." (Joh. 16, 18. 19. Kap. 3, 18.)

Einen andern Willen Gottes wollen wir nicht erklügeln, als wie wir ihn nothwendig in der Sendung des Sohnes, und in dem Evangelium, das Er aus des Vaters Schoß gebracht, zu suchen haben. Gott ist wahrhaftig, und wer Ihm nicht glaubt, macht Ihn zum Lügner. Eben so wenig wollen wir wähnen, daß in den Dingen, welche das ewige Leben betreffen, das Ansehen der Person Etwas vor Ihm gelte. Ertheilt Er auch nicht allen Gläubigen gleiche Gaben und gleiche Vorzüge; denn diese richten sich je nach dem jedesmaligen besondern Beruf des Einzelnen in diesem Leben; — so haben wir

doch in Ansehung unsers ewigen Heils die allgemeine Verheißung: „Alle, die an Christum glauben!“ ohne irgend eine Ausnahme, und Er ist gleichgesinnt gegen alle Gläubigen, ihnen Vergebung der Sünde und die Erbschaft des ewigen Lebens zu schenken. — Er nimmt Alle an, die Ihn anrufen, nach dem Zeugniß: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden!“ — — —

Wie verträgt sich aber mit der allgemeinen Verheißung der Ausspruch Christi: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel?“ Ist das nicht eine ausdrückliche Verwerfung der Heiden? Ich antworte: Dieser Ausspruch ist nur von Seinem äußerlichen Amte zu verstehen. In Ansehung dieses war Er allerdings nur, wie Paulus sagt, „ein Diener der Beschneidung“ (Röm. 15, 8.), d. i. des beschnittenen jüdischen Volkes. Die Segnungen Christi und des Evangelium aber beziehen sich auch auf die Heiden, wie denn auch die Verheißung: „In deinem Namen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden;“ so wie alle übrigen Verheißungen vom Messias immer die Heiden mit in sich fassen. — Diese einander scheinbar widersprechenden Aussprüche wußte denn auch jenes Weib recht gut mit einander zu vereinigen. Sie gibt den Satz zu, daß Christus um des Hauses Israel willen gekommen sei, nämlich in Ansehung Seines äußerlichen Amtes; dennoch wiederholt sie beharrlich ihre Bitte, die nun fast wie eine Zurechtweisung klingt, wenn sie von Neuem ruft: Herr, hilf mir!“

Hier tritt ihr aber eine neue Anfechtung entgegen. Der Herr wendet ihr ein: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ Er scheint sie durch ein ihre Unwürdigkeit ausdrückendes Schmähwort von Sich entfernen zu wollen, indem Er ihr den Namen eines Thieres gibt, das bei den Juden für unrein galt. Das ist das Bild der dritten Anfechtung, die sich in unser Gebet eindrängt. Stets schreit das Gesetz in unserm Gewissen, nur der Würdigen und Gerechten nehme Sich Gott an, und erhöre und beselige sie; wir aber seien ungerecht, unwürdig, befleckt, wie die Hunde. Dieses peinigende Gefühl der Unwürdigkeit quält wohl aller Menschen Gemüther. Achte nur Jeder auf sein Herz! Wenn wir uns Gott nahen, so erbebt unser Inneres im Bewußtsein unsrer Sünde, nach dem Worte: „Es ist kein Friede in meinen Gebeinen!“ und: „meine

Sünde ist immer vor mir." (Ps. 51, 5.) Der Hinblick auf unsere Sünde schreckt uns zurück, daß wir uns nicht getrauen vor Ihn zu kommen; oder wenn wir auch dieses noch wagen, so raubt uns doch das Bewußtsein unserer Sünden allen Muth, Hilfe zu hoffen, zu erflehen, zu erwarten, betreffe es nun leibliche oder geistliche Angelegenheiten, weil ja jeder Art von Bitte, auch der um leibliche Güter, der Gedanke an die Sündenvergebung, Begnadigung, Versöhnung und Rechtfertigung voraus gehen muß. So liegen wir nun tief gebeugt vor Gott, und bringen unsere Noth, unsern Kummer, unsere Schmerzen vor Ihn, wie der Psalm (130, 1.) spricht: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!" — „Straf mich nicht in Deinem Zorn!" (Ps. 6, 2. — 38, 2.) Aber wir haben einen heißen Kampf mit dem peinigenden Gedanken zu kämpfen: Du bist ein Unwürdiger, darum wirst du nicht erhört werden; du hast Strafe verdient, trage sie also. So zagen wir allesammt als vielfach befleckte Sünder vor Ihm; wir seufzen und flehen um Abwendung, oder Linderung unserer Noth. Aber unser Gewissen klagt uns an und verdammt uns, und es muß Jeder bekennen, daß er unwürdig sei, nach den Worten des Psalm: „Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen!" (Ps. 32, 5.)

Doch dieser Anfechtung muß man die Stimme des Evangelium von der Rechtfertigung aus Gnaden, ohne eigenes Verdienst entgegen stellen, und die Zeugnisse sich vergegenwärtigen, welche erklären, daß auch die Unwürdigen, Ungerechten begnadigt werden. „Wir werden ohne Verdienst gerecht — allein durch den Glauben!" (Röm. 3, 24 u. 28.) d. h., um des Mittlers willen, ohne einiges unser Verdienst wird die Sünde uns vergeben. —

Gott hat gewollt, daß Seiner Gerechtigkeit genug gethan würde. In ein wunderbares Wechselverhältniß tritt mit Seiner Gerechtigkeit Seine Barmherzigkeit zur Erlösung des Menschen. Gott erbarmt Sich des Menschengeschlechts nach dem Falle, und fordert jedoch, weil Er gerecht ist, Bezahlung des Lösegeldes; Er fordert es aber im Sohne. Die Ursachen dieses wunderbaren Rathschlusses werden wir einst, in der Ewigkeit, kennen lernen. In dem gegenwärtigen Dunkel aber sollen wir, wenn wir auch denselben nicht zu fassen vermögen, unser Gemüth wenigstens auf das Nachdenken über denselben richten, und nicht die rohe Gleichgiltigkeit Derer theilen, die gar nicht darüber nachden-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ken, warum Gott den Sohn gesandt hat. — — Es ist demnach die Wahrheit fest zu halten, daß die Sünder, die Bußfertigen nämlich, erhört werden, aber auch sie nur um des Sohnes und Mittlers willen, nicht wegen eigener Würdigkeit; denn es heißt: „So ihr den Vater Etwas bitten werdet in Meinem Namen, so wird Er's euch geben. (Joh. 16, 24.) Auf solche Weise also wird die Anfechtung in Ansehung des Bewußtseins unsrer Unwürdigkeit durch die Worte: „aus Gnaden," und durch das Vertrauen auf den Mittler beseitigt. Man muß hier Sünde und Gnade vergleichend zusammen stellen, wie Paulus thut, wenn er sagt, „die Gnade sei mächtiger als die Sünde." (Röm. 6, 1.) Wenn auch meine und deine Sünden sehr groß wären, wie sie es denn in der That sind, so darf ich doch dem Sohne Gottes nicht die Schmach anthun, als ob meine Sünden größer als Sein Verdienst wären. Der Sohn Gottes und Sein Opfer ist höher, als unsere Sünde zu achten. Der Gehorsam des Sohnes Gottes wiegt die Sünden der ganzen Welt auf. Das Lösegeld, das der Sohn Gottes darbringt, ist weit größer und köstlicher, als daß es durch die Sünden der ganzen Welt überwogen werden könnte. Das ist der Trost, den man festhalten muß. —

Es wird aber in den Worten: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde" nicht allein die Anfechtung in Ansehung des Gefühls unsrer Unwürdigkeit, sondern auch das Vorrecht des jüdischen Volkes veranschaulicht. Die Juden werden die Kinder genannt; denn ihnen sind die Verheißungen ertheilt worden; aus ihrem Geschlechte ist der Messias geboren worden, ihnen mußte der Messias zuerst gepredigt werden; ja Christus wollte selbst sichtbar unter ihnen auftreten und Sich hören lassen. Das ist ein großes Vorrecht, und als ein solches betrachtet es auch Paulus, Röm. 9, 4. 5. Die ganze äußere Verfassung derselben ist zu dem Zwecke gegründet und erhalten worden, damit ein bestimmter Ort vorhanden wäre, wo der Sohn geboren werden, sichtbar wandeln, lehren, leiden, auferstehen könnte, und wo von Zeit zu Zeit Zeugnisse vom Messias hervortreten sollten. Es war das eine große Wohlthat, daß die Kirche an einen bestimmten Ort gebunden wurde, und sie hat sich bei jenem Volke fast 2000 Jahre von Abraham bis Christus erhalten.

Unbeschadet diesem Vorrecht jedoch waren die übrigen Völker

auch während des Bestehens jener Verfassung keineswegs gänzlich ausgeschlossen. Von Zeit zu Zeit wurden auch Heiden berufen, und was das Verdienst anlangt, so stellt Paulus die Heiden den Juden gleich. „Sie sind allzumal Sünder," spricht er (Röm. 3, 23.); es findet hier kein Unterschied, kein Vorrecht Statt. Nicht nur die Heiden, auch die Juden müssen bekennen, daß sie kein Verdienst besitzen, daß sie vor Gott nicht würdig sind. Im Aeußerlichen zeigte sich bei den Juden etwas mehr Ehrbarkeit, als bei den Heiden. Deßhalb vergleicht Christus diese den Hunden, nämlich mit Rücksicht auf den größern sittlichen Verfall, und auf die Unreinheit des äußern Wandels bei ihnen.

Was aber das Urtheil Gottes anlangt, so „ermangeln Alle," sowohl Juden als Heiden, des Ruhmes, „den sie vor Ihm haben sollen, auf daß Aller Mund verstopfet werde, und alle Welt Gott schuldig sei. Denn Gott hat Alles beschlossen unter die Sünde (den Ungehorsam), auf daß Er sich Aller erbarme." (Röm. 3, 19. Kap. 11, 32.)

Da nun aber dem heidnischen Weibe nicht nur ihre Unwürdigkeit vorgehalten, sondern zugleich auch die Anfechtung hinsichtlich der besondern Erwählung mit einbegriffen wird, so laßt uns beachten, wie treffend sie antwortet. Sie gesteht zu, daß man das Brot der Kinder nicht den Hunden vorwerfen dürfe, d. h. sie bekennt, daß sie unwerth und unrein ist, und daß die Juden ein großes Vorrecht besitzen. Bald aber fügt sie eine Umkehrung hinzu, und indem sie eben jenes Gleichniß zu einer dringendern Rechtfertigung ihrer Bitte festhält, verbessert sie, was sie zugestanden und widerlegt den Schluß des Herrn, der gleich einem gewaltigen Blitzstrahl gegen sie gezückt worden war. „Ja, Herr," spricht sie, „aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen." Wie hätte sie sich feiner und gewandter, wie zierlicher ausdrücken können? Es war ein sehr hartes Wort: „Es ziemt sich nicht, das Brot der Kinder den Hunden zu geben;" aber sie setzt hinzu, es gäbe eine Ausnahme von der Regel. Schnell greift sie als Anhaltpunkt für ihre Bitte das Bild von den Hunden auf, das ihr der Herr entgegen gestellt hat; sie gibt zu, daß sie ein Hündchen, die Juden aber Kinder des Hauses seien. Aber sie bekennt auch ihren Glauben, daß sie wohl um dieses Herrn, nicht um des Gesetzes willen, werde angenommen wer-

den, und weiß, Gott wolle, daß der Mensch nicht durch scheues Zurückweichen, nicht durch unzufriedenes Murren gegen Ihn, sondern durch das Bekenntniß seines Elendes und durch gläubiges Vertrauen auf Seine Erbarmung Ihn verehre. Zugleich spricht sie ihren Glauben aus, daß die Brosamen des Evangelium auch für die Heiden gehören. Ihre Antwort beurkundet einen feinen Witz, und die überraschende Umkehrung, die derselben zum Grunde liegt, hat etwas Zwingendes. — Paulus bedient sich dieser Form oft mit Vortheil. — Ueberhaupt ist's rathsam, daß man in Büchern, oder in der Unterhaltung mit geistreichen Menschen Beispiele von Witz beachte, welcher in der Gewandtheit des Geistes besteht, die Aehnlichkeiten an verschiedenartigen Dingen leicht und schnell aufzufassen, oder das Wechselverhältniß der Ursachen geschickt darzustellen, oder überhaupt der Rede eine überraschende Wendung zu geben, geschehe es nun, um Andere zu ermahnen, oder zu versöhnen, zu trösten, anzuregen oder zu widerlegen, wie es eben die Gelegenheit fordert.

Die Wirkungen des Gebets und des Glaubens.

Nachdem jenes gar gewandte Weib durch seine witzige Erwiederung Christum gleichsam in Seinen eigenen Worten fast verstrickt hat, erlangt sie endlich von Ihm das ehrende Zeugniß: „O Weib, dein Glaube ist groß;" und daß dieser Glaube nicht vergeblich sei, und eines guten Erfolgs nicht verfehle, bezeugt das andere Wort Christi: „Dir geschehe, wie du willst." Hiermit sagt Er mehr, als wenn Er nur gesprochen hätte: Deine Tochter sei gesund, sei gerettet! Es entsprach auch der Erfolg; „Sie ward gesund zu derselbigen Stunde." So sollen wir, wenn unser Glaube auch durch mannichfache Anfechtungen geprüft wird, doch nicht ablassen vom Gebet, und mit Hilfe des Glaubens uns durch alle Hindernisse hindurch ringen, die uns entgegen gestellt werden. Wir wollen diese Geschichte als einen Spiegel des Gebets und des aus den schwersten Anfechtungen sich heraus ringenden Glaubens uns vor Augen halten Ist auch in uns nicht gleiche Erleuchtung, gleiche Inbrunst, so wollen wir doch bei jedem Gebete rufen: „Ich glaube, lieber Herr; aber hilf Du meinem Unglauben!" (Mark. 9, 24.)

Zugleich laßt uns einen Blick auf das Bild der aus allen Völkern gesammelten Kirche richten, welche die Brosamen, d. h. die von den Propheten und Patriarchen im Volke Israel hinterlassene Lehre genießt. Auch dieses wird uns in der Syrophö-

nizierinn dargestellt. Sie klagt schmerzlich, daß ihre Tochter vom Teufel beunruhigt werde. Die Heiligen werden zu allen Zeiten schrecklich gepeinigt, weil der größte Theil des menschlichen Geschlechts unter Irrthum und Aberglauben und andern fürchterlichen Uebeln schmachtet. Fraget auch jetzt nicht die Wahnwitzigen, sondern die Vernünftigen in der Kirche, welchen Schmerz ihnen die Spaltungen in derselben, die Irrthümer, der Aberglaube unter dem Menschengeschlechte verursachen! Ich sage von mir in Wahrheit, daß ich keinen größern Schmerz habe, als eben diesen, und daß ich gern sterben wollte, wenn ich damit diese traurigen Wunden heilen könnte. — Auch wir wollen jene Krankheiten und Wunden, an denen die Kirche leidet, uns recht vorstellen; denn wo keine Vorstellung von dem Uebel, wo gar keine Empfindung desselben vorhanden ist, wie mag da Gebet Statt finden? Die Heiligen können nichts Anderes thun, als gleich jenem Weibe zum Herrn rufen: „Herr hilf!“ So wollen denn auch wir flehen, daß Gott jene Uebel mildere, unsere Wunden heile, und auch hoffen, Gott werde das Seufzen der Ihn Anrufenden erhören und uns Hilfe schenken. Wir wollen nicht unempfindlich bleiben bei den allgemeinen Uebeln, sondern erst unser Heil dem Herrn empfehlen, unsere eigene besondere Noth anerkennen, und um Abstellung oder Linderung derselben bitten; sodann aber wollen wir auch für Andere beten, und in unserm Gebet immer die ganze Kirche umfassen. Wir wollen denken, wir ständen, wie jenes kananäische Weib, vor Christo, und Jeder Ihn bitten, daß Er unsere und der Kirche Wunden heilen möge. Um mich und Andere zu einem solchen Gebete zu erwecken, lege ich folgende Verse vor, welche die, so mehr Dichtertalent besitzen, verbessern mögen:

Welchen gewaltigen Schmerz empfindet die heidnische Mutter,
Wenn des Wahnsinns Gewalt schrecklich die Tochter beherrscht!
Gleiche Schmerzen erfassen auch jetzt die bekümmerte Kirche,
Wenn von Wahnsinn beherrscht, Lehrer und Führer sie sieht.
O Sohn Gottes, erhör' uns, erhöre, wenn seufzend wir flehen;
Nirgend erscheint uns Heil, wolltest nicht Du es verleih'n.
Treibe Du ferne von uns der Eiferer wüthendes Toben;
Dein Wort heile je mehr jegliches krankende Herz!
Drückt auch der Zorn des Vaters verdient uns, erscheinen wir Alle
Gleich den Hunden vor Dir, eine verschuldete Schar;
Doch wie unter dem Tische des Herren das hungernde Hündlein
Schüchtern der Brocken harrt, welche die Milde ihm beut;
So wenn gieriger Hunger auch unsere Kräfte verzehret,
Christus! suchen bei Dir wir auch erquickende Kost.

Göttlicher Sohn, Du kleidest Dich ein in die Masse der Menschheit;
Deine belebende Kraft trägt nun das schwache Geschlecht.
Du, o mächtiges Wort, gezeugt vom ewigen Vater,
Wollest immer fortan Haupt und Beschützer uns sein!

Am fünften Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Luk. 5, 1—11.

Der See Genezareth, der auch das Meer von Tiberias und das galiläische Meer heißt, ist ein großer Landsee, dessen Länge fast drei Meilen, die Breite etwas mehr als eine deutsche Meile beträgt. — Er enthielt klares, trinkbares, süßes, mäßig kühles Wasser, war darum sehr fischreich, und an seinen Ufern hielten sich viele Fischer auf, welche hier einen einträglichen Erwerb hatten, weil sie die Fische nicht nur frisch verkauften, sondern sie auch eingesalzen verschickten. Der Jordan fließt in diesen See, geht mitten durch, bis er wieder heraustritt und ins todte Meer sich ergießt. — Der Name Genezareth scheint mir von dem Worte Nazareth gebildet zu sein, welches einen Sprößling, „ein schönes Zweiglein" bezeichnet. Denn es war daselbst die reizendste Küste Galiläa's, die viele Arten der edelsten Gewächse hervorbrachte, z. B. die Balsamstaude, die außerdem nirgends auf der ganzen Erde wuchs *); deßgleichen waren auch die Dattelpalmen daselbst vorzüglicher als irgendwo. Christus hielt sich sehr gern in dieser Gegend auf. — Das galiläische Meer wurde jener See genannt, weil er jene ganze Küste von Galiläa bewässerte. Galiläa ist aber so viel als ein Gränzland, eine Mark, weil diese Landschaft das äußerste Ende des Landes Kanaan nach Phönizien und Sidon hin war. Er hieß endlich das Meer von Tiberias, von einer Stadt dieses Namens, welche am Ufer dieses Sees lag; und daß man einen See auch Meer nennt, kommt

*) S. Plin. hist. nat. XII, 54.

öfters vor. Nach der Angabe des Josephus hatte der See Genezareth in die Länge 100, in die Breite 40 Stadien *).

Zwei Hauptpunkte vornehmlich enthält die vorliegende Erzählung. Der erste:

Von der Berufsverwaltung,

wird sehr reizend im Fischzuge abgebildet, wie ja einzelne Handlungen und Begebenheiten stets Gemälde von wichtigen Dingen sind. Ja auch in der sichtbaren Natur hat Gott vieles Wichtige vorgemalt, nach dem Ausspruche: „Die Weisheit Gottes spielet auf Seinem Erdboden." (Spr. Salom. 8, 31.) Sehen wir doch täglich, welche Gemälde, oder gleichsam Spiele der göttlichen Weisheit die Pflanzen und Blumen uns vor die Augen stellen. Es sind diese nur geringe Gegenstände, und doch an Farben, Wirkungen und andern Eigenschaften so verschieden, daß sie Abbildungen von den wichtigsten Dingen enthalten, welche, auf die rechte Weise benutzt, mit wundersamer Gewalt das Gemüth zur Betrachtung der Spuren der göttlichen Weisheit anregen.

So spielt gleichsam auch hier Christus, und stellt uns einen hochwichtigen Gegenstand im Bilde vor, wenn Er das Schiff auf die Höhe zu führen, und die Netze auszuwerfen befiehlt, worauf eine so große Menge Fische gefangen wird, daß das Netz zerreißt, und die von dem andern Schiffe herzugerufen werden müssen, um den Zug einbringen zu helfen. Petrus hatte zuvor geklagt, daß er die ganze vergangene Nacht gearbeitet habe, daß aber seine Arbeit umsonst gewesen. Aber auf das Geheiß Christi spricht er: „Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen." In diesem ganzen Bilde wird ausgedrückt, daß jedes öffentliche Amt, jede Berufsweise in der Kirche, im Staate und im Hause, nur dann gesegnet ist, wenn Gott dieselbe fördert; „wenn Er Hilfe und Glück dazu gibt, so geht's von Statten." Wenn Gott unsere Plane und Absichten, unsere Unternehmungen und Mühen leitet und segnet, nur dann begleiten erwünschte Erfolge dieselben. Er unterstützt und fördert aber die, so mit Gebet ihren Beruf treiben. Ich habe dieß in folgenden Versen zusammengefaßt:

*) Stadium ein Längenmaß von 600 Fuß; man rechnet nach der Verschiedenheit des Maßstabes eine verschiedene Zahl Stadien, gewöhnlich 40 bis 50 auf die geographische Meile.

„Nimmer ist glücklich dein Werk, und gedeihlich nie dein Beginnen,
Wenn der Allmächtige nicht Rath und Gelingen verleiht.
Dann nur hilft Er jedoch, wenn, kräftig im guten Bewußtsein
Des befohlnen Berufs Pflichten du treulich erfüllst,
Wenn von Christus zugleich, dem hilfreich nahen Erlöser,
Hilfe du forderst, von Ihm gläubig vertrauend sie hofft.
So wird dir und dem Volke dein Werk zum Segen gedeihen,
Und ein günstiger Wind leiten die fernere Fahrt.
Keine Gewalt wird hemmen des Herrn unbesiegliche Rechte;
Alles bezwinget und beugt Gottes unendliche Macht!"

Das ist die allgemeine Lehre der Kirche, welche durch die ganze Schrift sich mannichfach wiederholt. So heißt es im Johannes: „Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel (Joh. 3, 27.); und Christus spricht: „Ohne Mich könnet ihr Nichts thun. Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben; wer in Mir bleibet, der bringet viel Frucht." (Joh. 15, 5. 6.) Und so gibt es noch viele ähnliche Aussprüche, welche lehren, daß Berufsgeschäfte nur dann, und nur so lange glücklich von Statten gehen, als Gott dabei ist, und uns bei unserer Arbeit unterstützt. Laßt uns darum lernen, daß die Menschen nicht durch menschliche Klugheit ihre Lebensbahn und ihren Beruf leiten können. Alle Menschen, welche in einem, wenn auch noch so unbedeutenden Beruf gestanden haben, oder noch stehen, erfahren große Schwierigkeiten und mannichfaltige Hindernisse. Ja unser ganzes Leben überhaupt wird gar oft von Geschäften durchkreuzt, welche durch menschliche Kraft und Klugheit nicht zu entwirren sind. Selbst ein kleines Haus mag man nicht ohne manche Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Plagen verwalten. Weit schwieriger sind politische Geschäfte, am schwierigsten jedoch ist die Verwaltung der Kirche. Soll man nun etwa deßwegen seinen Beruf verlassen? Das sei ferne! Vielmehr muß man nur beharrlicher denselben verfolgen, und, treu der Gesellschaft dienend, den Trost festhalten, daß Gott denen, welche ihre Berufsgeschäfte unter Gebet und Flehen treu erfüllen, beistehen wolle, wie der Psalm spricht: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen." (Ps. 37, 5.) Es werden auch wohl weise Menschen von solchen Gedanken angefochten. Sie meinen, durch eigne Anstrengung und Klugheit ihre Berufsgeschäfte leiten und die Gefahren abwenden zu können. Aber gerade diese Weisen finden sehr oft Anstoß, und thun einen schaudervollen Fall. Treten nun störende Widerwärtigkei-

ten ein, die sie nicht vorher gesehen, nicht berechnet hatten, dann fällt solchen Weisen der Muth, daß sie ihren Beruf verlassen wollen; denn es ist mit dem Vertrauen auf die eigne Weisheit gemeinlich die Ungeduld verbunden, zumal wenn die Erfolge nicht der Berechnung des Herzens entsprechen. — Kindisch ist's, wenn Manche behaupten, man dürfe keinen bestimmten Beruf suchen oder übernehmen, indem es unmöglich sei, irgend einen ganz zu erfüllen. Freilich was uns anlangt, so ist's unmöglich, wohl aber wird es durch die Hilfe Gottes möglich. Man muß nothwendig einem Berufe folgen, muß Hausvater werden, in der bürgerlichen wie in der kirchlichen Verwaltung Lasten übernehmen; es müssen Männer da sein, um Staatsgeschäfte zu führen, Andere, um in den Schulen und Kirchen zu lehren, weil Gott in diesem Leben mittels des evangelischen Lehramtes Sich die Kirche sammeln, den geselligen Verein des menschlichen Geschlechts durch die Obrigkeit pflegen und schützen, und die Menschen durch mancherlei Aemter, Geschäfte und Pflichten unter einander vereinigt wissen will, damit die Menschheit fortwährend in einem bestimmten gegenseitigen Verbande bestehe. Es würde uns jedoch unmöglich sein, ohne Gott, auf unsre eigne Kraft und Weisheit beschränkt, unsere besondern Verhältnisse zu leiten, oder die öffentlichen Angelegenheiten des Staats, der Kirche zu verwalten, zumal bei der gegenwärtigen furchtbaren Feindschaft und Bosheit des Teufels, der ohn' Unterlaß schaudervolle Verwirrungen im ganzen menschlichen Geschlechte anrichtet. Deßhalb ruft Jeremias (10, 23.) aus: „Ich weiß, Herr, daß des Menschen Thun stehet nicht in seiner Gewalt, und stehet in Niemandes Macht, wie er wandele, oder seinen Gang richte;" als wollt' er sagen: Ich erkenne und erfahre es wohl, daß die Schwachheit der menschlichen Kraft so groß, so gewaltig der Grimm des Teufels ist, daß der Mensch, allein und auf sich geworfen, seinem Beruf nicht vorstehen kann, daß nur, wenn Gott ihm beisteht, sein Beruf glücklich und gesegnet ist. Das sollen wir recht erkennen, und uns antreiben, zu flehen, daß Gott uns regieren, und in unsern Berufsgeschäften uns beistehen, unsere Arbeit segnen, günstige Erfolge uns verleihen, daß Er der Wuth des Teufels Einhalt thun, und in den so traurigen Zerrüttungen, die wir in unsern Tagen überhand nehmen sehen, eine kleine Schar Sich retten und erhalten wolle, wie auch Jesaias (1, 9.) spricht: „Wenn uns der Herr Zebaoth nicht ein Weniges ließe übrig bleiben, so

wären wir wie Sodom." Diese so heilsame, und für alle Menschen in jedem Lebensverhältniß so nothwendige Lehre ist vorzüglich schön, und in den lichtvollsten, anschaulichsten Bildern im 127. Psalm ausgedrückt, dessen Hauptinhalt ist: Menschliche Anschläge und Arbeiten sind nicht glücklich noch heilsam, wenn Gott nicht hilft. — Er spricht, indem er von der Verwaltung des Hauses und des Staats je besonders redet, in Bezug auf jene: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen." Und in Ansehung der Staatsangelegenheiten sagt er: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst." Hierauf gibt er in wenigen Umrissen das Bild des bekümmerten, sorgenvollen Hausvaters und Staatsmannes, wenn Er spricht: „Es ist euch umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet*); d. h., auch angestrengte, rastlose Arbeit, alle Sorgen und Bekümmernisse der Menschen, die vor Tages Anbruch aufstehen und „ihr Brot mit Sorgen essen," sind durchaus vergeblich, wofern sie nicht Gottes Hilfe und Beistand erfahren. Als Gegensatz wird hinzu gefügt: „Seinen Freunden gibt Er's schlafend." Er nennt Gottes Freunde die, so Ihn fürchten und anrufen, und meint: Gott gibt, welchen Er will, und gibt so, daß Er ihnen bei wunderbaren Veranlassungen und wunderbarer Weise seine Segnungen bietet. Er macht ihnen die Arbeit selbst angenehm, und verleiht ihnen zugleich Seelenruhe. —

Es folgt nun im Psalm eine Erweiterung jener Behauptung durch ein Beispiel: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." — Diesen Vers verstehe ich nicht bloß von Kindern und einer gesegneten Nachkommenschaft, sondern allgemeiner aufgefaßt, von ausgezeichnet begabten Menschen überhaupt; denn auch ein ausgezeichneter Krieger, oder Rathsherr, oder Künstler, in irgend welchem Fache, ferner wackere Lehrer, wohlhabende Bürger sind Geschenke Gottes; und wie durch Seinen Beistand ihre Geschäfte gelingen, so sind auch sie hinwiederum heilsame Werkzeuge im menschlichen Geschlecht. Dieß drückt der Psalm in einem treffenden Gleichnisse aus: „Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben." — Knaben, eine rüstige, wackere, kräftige Jugend, d. h. die hochgesinnten wackern Männer, welche Gott besonders erweckt, verfolgen

*) Nach dem Grundtext: „und spät zur Ruhe kommt." —

rasch und kräftig, gleich als Pfeile, ihr Ziel, und bemächtigen sich, durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch dringend, unaufhaltsam der glücklichsten Erfolge. — — Zuletzt folgt noch der Zuruf: „Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat;" d. h., glücklich der Staat, in dem es solche Männer gibt; wo solche hochgesinnte Männer als öffentliche Beamte, Räthe und Krieger eine Herrschaft schmücken, da ist ein glückliches Regiment, da werden leicht die Feinde abgeschlagen. — Denn es wird sogleich hinzu gesetzt: „der wird nicht zu Schanden, wenn er mit seinen Feinden handelt im Thor." Die Thore waren vor Alters befestigte Thürme und zugleich Versammlungsörter der Räthe; — der Sinn ist demnach dieser: eine solche Regierung unterliegt nicht, wird von den Feinden weder durch kluge Anschläge, noch durch Gewalt besiegt. — — Kehren wir jedoch wieder zu unserer evangelischen Erzählung zurück, welche uns in ihrem reichen Gemälde auch noch andere liebliche Züge vorhält. Denn daß bei dem glücklichen Fischzuge das Netz zerreißt, bedeutet, daß auch glückliche Erfolge mit manchen Gefahren, Beschwerlichkeiten und Hindernissen verknüpft sind, und daß Nichts von allen Seiten günstig ist. Unsere Unternehmungen gewinnen, auch wenn sie glücklich von Statten gehen, einen viel andern Ausgang, als unsere Berechnung war. Thukydides sagt in Beziehung auf den Krieg: „In keiner Sache entspricht der Ausgang unsern Absichten weniger, als in den Kriegen." Dasselbe gilt auch von andern Angelegenheiten, welche gemeinlich weit gegen unsere Berechnungen und Wünsche sich entscheiden. Ferner ist in jenem Gemälde auch das ein wohl zu beachtender Zug: Das Netz zerreißt wegen einer so großen Menge von Fischen. So ward zur Zeit Christi und der Apostel die Kirche aus dem Volke der Juden gesammelt. Darauf gingen die Fugen der mosaischen Verfassung aus einander. Ferner, es werden zwei Schiffe mit Fischen angefüllt; gleichermaßen ist die Kirche aus Juden und Heiden gesammelt worden.

Hieran schließt sich der andere Hauptpunkt:

Von der Gewissensangst und dem Troste des Gewissens.

Denn als Petrus dieses Wunder sieht, beginnt er zu erschrekken, wie denn der Mensch bei gar verschiedenen Veranlassungen, der Eine so, der Andere anders, zur innern Zerknirschung gebracht wird. Zakchäus befindet sich auf einem Baume, als ihn Christus

ruft, und nimmt Ihn gastfreundlich auf, als Er ihm zu erkennen gibt, Er wolle bei ihm einkehren. Da erwachen im Zakchäus nie empfundene Regungen der Gewissensangst, und darauf des Trostes. Er sieht auf seine Unwürdigkeit, und erbietet sich zur Wiedererstattung, wenn er fremdes Gut an sich gerissen. Als jene Sünderinn von Christus hört, geht sie hin zu Ihm, bringt ihre Schmerzen vor Ihn, deren Aufrichtigkeit sie mit ihren Thränen bezeugt, und vernimmt Seinen Trost. So sind die Veranlassungen zur Buße gar mannichfach, am gewöhnlichsten aber die, wenn der Mensch in irgend eine große Noth geräth; dann fallen ihm seine Sünden ein, mit welchen er diese Strafen verdient, und er beginnt in Schrecken und Angst zu gerathen; und aus diesem Grunde eben schickt Gott Strafen, damit die Menschen sollen zur Buße gerufen werden, wie Paulus sagt: „Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammt werden." (1. Kor. 11, 32.) So wird Manasse, jener grausame Tyrann und scheußliche Götzendiener, der die Propheten erwürgt und seine Söhne den Götzen geschlachtet hatte, in die Gefangenschaft weggeführt, und in dieser bekehrt er sich zu Gott, weil ihn nämlich diese Strafe an seine Sünden mahnt, und er nun in schmerzlicher Reue erkennt, durch dieselben das Mißfallen Gottes über sich gebracht zu haben. Bei einer andern Veranlassung aber geräth Petrus in Gewissensangst, nämlich bei dem Anblick des Wunders, indem er die Größe des gegenwärtigen Segens betrachtet, und mit demselben seine Unwürdigkeit vergleicht. Denn Gott ist durch dieses Wunder zugleich in ihm selbst wirksam, daß er erkennt, er, ein so großer Sünder, sei nicht würdig, daß ihm von diesem Herrn ein solches Geschenk zu Theil werde. Derselbe Petrus wird bei einer andern Gelegenheit während des Leidens zur Buße erweckt, da wo Christus ihn nach der Verläugnung anblickt. Da empfindet er auf Einmal die peinlichsten Schmerzen der Gewissensangst, so daß er hinaus gehet und bitterlich weinet; welche Thränen jedoch zugleich bezeugen, daß in ihm noch ein Fünklein des Glaubens glimmt, wie denn der Herr auch früher ihn getröstet hatte: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre." (Luk. 22, 32.) So findet auch hier eine Mischung der Gefühle Statt. Es zeigt sich im Petrus eine ungeheure Angst und Bestürzung, verbunden mit Furcht und Schmerz bei dem Bewußtsein seiner Unwürdigkeit, wenn er dieselbe mit diesem

großen Wunder vergleicht. Darum ruft er aus: „Herr, gehe von mir hinaus; ich bin ein sündiger Mensch!" Er überlegt nicht ganz, was er sagt, wie wir denn im Schmerz oft uns nicht bewußt sind, was wir reden. Es drückt jedoch diese ängstliche Bestürzung zugleich seine vor Gott fliehende Gewissensangst aus. Denn weil er selbst nicht aus dem Schiffe entfliehen kann, fordert er Christum auf, Sich von ihm zu entfernen. Es sind demnach Worte des zitternden und fliehenden Gewissens, und eben so sind die Schmerzen der Gewissensangst beschaffen; so lange wir nämlich in derselben ohne Glauben sind, suchet das Herz Gott nicht, sondern fliehet Ihn, und findet doch nicht, wo es sich vor dem Anblick des zürnenden Richters verbergen möge. Diese mit ernster Buße verbundenen Gefühle werden in verschiedenen Stellen der Psalme geschildert; so, wenn es heißt: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist; und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? — Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor Deinem Dräuen, und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde" (Ps. 139, 7. 38, 4.); und Hiskias ruft aus: „Er zerbrach mir alle meine Gebeine, wie ein Löwe." (Jesaias 38, 13.) Christus tröstet aber den bebenden Petrus, wenn Er spricht: „Fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fahen." Mit diesem Trostworte richtet Er ihn auf, heißt ihn alle Furcht und alles Zagen ablegen, und glauben, daß ihm seine Sünden vergeben werden. Auch erwählt Er ihn zum Apostelamt, und verheißt ihm, daß er in diesem Berufe ähnlichen Erfolg haben werde, wie er gegen seine Hoffnung und Erwartung bei diesem Fischzuge gehabt, so daß ihm dieser Fischfang als Zeichen und Unterpfand seiner künftigen Erfolge im apostolischen Berufe dienen solle.

Obwohl nun Christus diesen Trost dem Petrus insbesondre ertheilt, der denn auch durch die Ergreifung desselben aus der Niedergeschlagenheit seines zagenden Gewissens aufgerichtet wird, so haben wir doch aus diesem Beispiele im Allgemeinen zu lernen, daß zu solchen innern Schmerzen Trost sich gesellen muß; wir sollen daher wissen, daß auch uns das Wort gilt: „Fürchte dich nicht," und eingedenk sein, daß das göttliche Gebot ein ewiges, unabänderliches, unwandelbares ist, auf daß wir an die Verheißung glaubea, und in solchem Glauben Gewißheit haben sollen, daß wir wegen des Sohnes Gottes Gnade finden, und daß durch Ihn und um desselben wil-

len uns Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und die Erbschaft des ewigen Lebens geschenkt wird, nach dem Ausspruche: „Von Diesem zeugen alle Propheten, daß durch Seinen Namen Alle, die an Ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen." (Apostelg. 10, 43.) Sodann wollen wir jenes Wort Christi auch auf die Beruhigung derer anwenden, welchen die Verwaltung eines Amtes und Berufs obliegt. Christus spricht zu Petrus: „Fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fahen," als wollt' Er sagen: Du, Petrus, wirst die Kirche verwalten; und es wird das Netz zerreißen; gewaltige Unruhen, furchtbare Gefahren werden eintreten. Du wirst gänzliche Auflösung, allgemeinen Untergang und Verwüstung, Vereitelung aller Mühen und Unternehmungen in deinem Berufe besorgen. Aber „fürchte dich nicht," wisse, daß auch dann Ich mit dir sein, und die Kirche, trotz des Widerstrebens und Gegenkampfes der höllischen Mächte, erhalten werde. „Denn," sagt Er ein ander Mal: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende." (Matth. 28, 20.) „Niemand wird Meine Schafe aus Meiner Hand reißen" (Joh. 10, 28.); und: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es thun; Ich will heben und tragen und erretten." (Jes. 46, 4.) Diese süßen Trostworte muß man bei den gegenwärtigen und drohenden Zerrüttungen und Erschütterungen der ihrem Untergang zueilenden Welt festhalten und gewiß sein, Gott werde einige Reste der Kirche erhalten, und zwar werde Er nicht nur einzelne fromme Familien, sondern auch öffentliche Vereine in Seinen Schutz nehmen, damit die Verwüstung und Zerrüttung nicht allgemein werde. Wende nun Jeder solchen Trost auf sich besonders an. Wie durch Christi Beistand der Fischzug des Petrus glücklich und gesegnet war, so wird auch deine Mühe und Arbeit in deinem Berufe nicht umsonst sein, sondern gewiß mit einigem Erfolg dir lohnen, sollte auch derselbe erst dann sichtbar werden, wenn die Gefahr vorüber gegangen, und die Noth abgestellt oder gelindert sein wird, welche dich jetzt mit Sorge und Kummer erfüllt.

Zu Ende unsers Textes heißt es: „Sie verließen Alles und folgten Ihm nach;" und Petrus spricht einmal: „Siehe, wir haben Alles verlassen, und sind Dir nachgefolget!" (Luk. 18, 28.) Diese Worte darf man nicht in abergläubischem Wahne von gänzlicher Verachtung und Weg-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werfung des Eigenthums verstehen; denn Christus war nach diesem Vorfall bei Petrus, in dessen Hause, als Gast, wo Er auch die Schwiegermutter desselben vom Fieber heilte; und nach der Auferstehung Christi kehrten die Jünger zu ihrem Fischergewerbe zurück; sie besaßen mithin noch Schiffe, Netze und andere Werkzeuge als Eigenthum. Wir haben jene Worte vielmehr also zu verstehen: Sie verließen Alles, und folgten Ihm nach, in soweit nämlich ihr Beruf es gestattete; vorzugsweise gaben sie sich dem Apostelberufe hin; waren sie aber zu Hause, und nahm sie das Lehrgeschäft nicht in Anspruch, dann besorgten sie auch, so viel ihnen möglich, ihre häuslichen Angelegenheiten. Gleicherweise zieht auch der Krieger, oder auch ein Bürger, der Kriegsdienst zu thun sich genöthigt sieht, ins Feld, und folgt dem Heere, und läßt Habe und Eigenthum zurück; jedoch geht er dadurch des Seinen daheim weder verlustig, noch sagt er sich davon los; sondern er behauptet das Eigenthumsrecht und den Besitz, ungeachtet er nicht dafür Sorge tragen kann, weßhalb er auch seinen Sold erhält. Auf diese Art also zogen die Apostel den ihnen gewordenen Beruf ihrer äußern Habe vor. Von ganz anderer Art ist die Verachtung und Ablehnung des Eigenthums, welche die Mönche und die Wiedertäuferischen zur Schau tragen; diese ist durchweg abergläubisch. Gott hat das Menschenleben also geordnet, daß Jeder seinen eigenen Herd und seinen besondern Hausstand haben soll. Außerdem würden die Menschen nicht für das Wohl ihres Körpers sorgen, das Leben der Ihrigen nicht unterhalten können.

So haben wir denn aus der Erzählung in unserm Texte zu unserer Belehrung hauptsächlich zu merken, erstlich die Erinnerungen in Ansehung der Berufsverwaltung, daß wir uns nicht auf unsere Weisheit, Einsicht und Kräfte verlassen, aber hinwiederum durch vorkommende Schwierigkeiten und Hindernisse uns nicht entmuthigen lassen sollen. So wollen wir denn das in unserm Berufe uns befohlene Werk getreulich und mit Anrufung Gottes thun, gewiß, daß mit Seiner Hilfe unsere Arbeit und unser Tagewerk nicht vergeblich, sondern erfolgreich und gesegnet sein werde. Ferner laßt uns auch jenen andern Trost wahrnehmen; bei jeder Gelegenheit, welche in Bestürzung und Niedergeschlagenheit uns versetzt, wollen wir durch die tröstende Stimme des Evangelium uns aufrichten, auf dieselbe uns stützen, und nicht dem Schmerze uns überlassen, weil Schmerz ohne Glaube Flucht vor Gott ist, und das Herz, wenn es den Trost

nicht ergreift, zuletzt Gott sich entfremden muß. Ist es aber durch den Glauben wieder aufgerichtet, dann muß auch neuer Gehorsam, den göttlichen Geboten gemäß, folgen; denn das sind ja die wesentlichen Stücke der wahren Buße, wie ich immer von Neuem bemerklich mache: Schmerz und Trauer, Glaube, der bei dem Sohne Gottes Zuflucht sucht, und neuer Gehorsam. So wird auch hier von Petrus und den übrigen Jüngern gesagt: „Sie verließen Alles und folgten Ihm nach." —

Am neunten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Luk. 16, 1—9.

Die vorliegende Erzählung rügt die menschliche Nachlässigkeit in den Angelegenheiten unsers ewigen Heiles; ferner ist sie eine Belehrung über die Anwendung zeitlicher Güter, und zugleich die herrlichste Zusicherung der göttlichen Vergeltung für geübte Wohlthätigkeit. — — Zuerst also macht sie auf die Verkehrtheit der Menschen aufmerksam, welche nur um die gegenwärtigen vergänglichen Dinge besorgt sind, und das Ewige dabei vernachlässigen; denn sie tadelt jene blinde gränzenlose Sicherheit in den Herzen Derer, welche um das ewige Leben sich keine Sorge machen, und gar nicht an dasselbe denken „wie man siehet, daß die Leute dahin gehen in blinder, tiefer und schläfriger Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit in Ansehung Gottes und des ewigen Lebens."

Die Dinge, welche die Menschen vorzugsweise beschäftigen, sind verschiedener Art. Dieser findet sein Glück in sinnlicher Lust, Jener in Reichthum, ein Dritter in äußerlichem Gepränge, und was des Dings mehr ist. Darüber wird Das versäumt, was der vorzüglichste Gegenstand ihrer Sorge sein müßte. Viele zersplittern ihre Zeit durch Nebendinge; Andere handeln geradezu schlecht; ein großer Theil des Lebens geht durch Nichtsthun verloren. Noch ist das nicht so böse, als das Letzte. Man unterzieht sich Geschäften, die weder befohlen, noch nothwendig sind, und versäumt Das, was befohlen und nöthig ist. So ist

im Allgemeinen das Leben aller Menschen; „wir sind Alle so toll und närrisch, wie ich's nennen soll." Suchen wir Beispiele dazu in dem gewöhnlichen Treiben an den Höfen, oder in dem der öffentlichen Beobachtung mehr entzogenen Privatleben auf; von beiden Seiten treten uns die beklagenswerthesten Belege entgegen. — — Aber auch unsere eignen Fehler wollen wir beherzigen. Jene Nachlässigkeit in Ansehung des Ewigen lassen wir uns Alle zu Schulden kommen, während Jeder in seinem irdischen Streben „die ganze Welt gewinnen möchte." — Das sollen wir wohl beachten, und unsre Herzen im Zaum halten, und uns zu der Ansicht vom Reiche Gottes je mehr erheben, welche wir nach Seinem Willen von demselben haben sollen. „Nun nimmt Christus den Haushalter, der ein schlechter Haushalter war, für sich," und sagt, daß er von seinem Herrn gelobt worden. Hier fragt sich's: Was wird denn an demselben gelobt? Das Allgemeine, was in seiner Handlungsweise bemerklich wird, sein vorsorglicher, betriebsamer Sinn, nicht aber die besondere Aeußerung desselben, nicht die Veruntreuung wird gelobt. Christus will uns an dem Beispiele jenes Diebes zeigen, mit welchem Fleiß diejenigen zu Werke gehen, welche nur sinnliche Güter erstreben, und erweckt uns zu Sorgfalt und Fleiß in der Erstrebung weit wichtigerer Güter, indem Er also schließt: Wenn die Menschen schon die Erlangung irdischer Güter sich so angelegen sein lassen, wie viel mehr sollte dieß in Ansehung geistiger Güter der Fall sein! — Wohl Manchen hat die Frauenliebe zum Thoren, die Ehrsucht Manchen rasend gemacht. „So ein großer Ernst ist es uns in denen Dingen:" in göttlichen Dingen hingegen sind wir völlig kalt und unthätig *). — — — Wie viele Beispiele rechtfertigen den Vorwurf, der hier der menschlichen Schwachheit gemacht wird, daß die Sorge für die geistigen Güter weit geringer, als die für die leiblichen ist! Wir sehen, daß alle Aeltern weit mehr darauf denken, ihren Kindern Geld und Gut zu erwerben, als darauf, ihnen heilsamen Unterricht zu ertheilen. Darum sagt Horaz:

„Lasset uns Gold vor Allem erstreben, ihr herzigen Bürger,
Nach dem Golde die Tugend!" (Epist. I, 1, 53.)

Die wichtigste Sorge müßte doch die sein, die Kinder aufzuziehen „in der Furcht und Vermahnung zum Herrn"

*) Das Folgende ist aus den in verschiedenen Jahren demselben Evangelium beigefügten Anmerkungen entlehnt und hier eingeschaltet.

(Eph. 6, 4.); und als erste Regel in Ansehung unsers häuslichen Berufs müßte gelten das Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes" u. s. f.; aber wir kehren's um. Wir sehen, wie in den Zeiten drückenden Mangels oder großer Gefahren das Menschenherz sich ängstigt, wie schwer es ihm wird, einen zeitlichen Verlust zu überwinden. Der Eine wird durch diese, der Andere durch eine andere Erfahrung mehr oder weniger unangenehm berührt; wir sind jedoch allesammt so beschaffen, daß irdischer Verlust einen sehr schmerzlichen Eindruck auf uns macht. Wie Viele bringt eine erlittene Kränkung ihrer Ehre, oder unverdiente Schmähung zum Wahnsinn! Mit Einem Worte: Allen Menschen verursacht irdischer zeitlicher Verlust weit größern Kummer und Schmerz, als der Verlust ewiger Güter. Man sieht es ja, welche schmerzliche Unruhe, welche ängstliche Besorgniß das Herz des Menschen ergreift, wenn er darbt, oder Verlust an seinem zeitlichen Gute erleidet, oder wenn er sich der Verachtung ausgesetzt sieht. Cicero spricht: „Wenn du nicht mehr bist, wer du zuvor gewesen, wie kannst du dann wünschen wollen, länger zu leben?" (ep. ad div. VII, 3.) Jene Bekümmerniß, jene Bangigkeit und Schmerz ist uns Allen wohl bekannt. Mit solchen Empfindungen nun sollten uns die Güter der Ewigkeit erfüllen. Aber wenn auch einmal eine Solche in uns wach wird, wie ist sie dann so schwach und vorübergehend! Sage mir, verursachen dir deine Sünden eine so schmerzliche Bangigkeit, wie dein Geld, wenn es dir nicht sogleich zu der bestimmten Zeit geschickt wird? Wahrlich, nein! jener Schmerz über die Sünde geht schneller vorüber, aber die peinliche Sorge um Geld und Nahrung haftet tiefer und fester. Wohl ist eine schwere Bürde die Armuth, und das Sprichwort sagt: „Armuth wehe thut;" aber es sollte auch Schmerz über unsre Sünden in uns sein. Mit welcher Sorgfalt sucht man Verlust an zeitlichem Vermögen zu verhüten! Es müßte aber viel größer die Sorge sein, wie wir uns vor Sünden hüten können, als die Begierde, zeitliches Gut zu erwerben, ist. Es wird Jedermann gewaltig aufgebracht, wenn ihm Etwas entzogen wird; es sollte aber auch das uns mit Unmuth und Schmerz erfüllen, daß wir Sünder, daß wir so gar unrein, so geneigt zur Sünde sind. Laßt uns aber unsern Wandel bessern, und Gott darum anrufen, von Dem es heißt: „Wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten!" (Luk. 11, 13.) Solche ungöttliche Gesinnung, solche Entwei-

hung der menschlichen Natur, solche fleischliche Sicherheit in göttlichen Dingen rügt Christus im Evangelium. — —

Der zweite Hauptpunkt hat die Anwendung des zeitlichen Guts zum Gegenstande. Wir erkennen es als eine göttliche Einrichtung, daß Einige reich, Andere arm sind, und schon Salomo spricht: „Reiche und Arme müssen unter einander sein; der Herr hat sie Alle gemacht." (Sprichw. 22, 2.) Gott will's also haben, und es muß auch also sein: wir können nicht Alle reich sein. Es muß jedoch Welche geben, die vor Andern begütert sind, „sonst könnte man im menschlichen Leben Nichts ausrichten." Aber es findet auch vielfacher Mißbrauch des Reichthums Statt. Ihrer wahren Bestimmung nach müssen zeitliche Güter verwendet werden, erstens: zur Beförderung der Ehre Gottes, wie schon heidnische Weise ausgesprochen haben, es müsse einzelne Reiche geben, um den Opfercultus zu unterhalten. Richtiger behaupten wir, daß von Reichthümern das evangelische Lehramt und die Kirche unterstützt werden müsse; zweitens bedarf es zeitlichen Vermögens, um den Unterhalt für uns und unsre Kinder zu bestreiten; drittens, zur Unterstützung des bürgerlichen Gemeinwesens; viertens, um den Armen, so viel wir können, Hilfe angedeihen zu lassen. Wenige aber wenden so ihr Vermögen an. Viele vergeuden ihre Habe auf thörichte Weise. Drum nennt Christus zeitliches Gut „ungerechten Mammon," weil immer einiges Unrecht sowohl im Erwerb, als Gebrauch dazu kommt. Wir verschwenden in den Genüssen der Tafel, der Italiener im Ehrgeiz und andern Eitelkeiten. So hab' ich einen Spanier gesehen, der stolzierte in einem goldgestickten Rocke einher, und wenn er essen wollte, ging er erst zum Brunnen, trank Wasser, fraß Sallat, obgleich er doch auch verhältnißmäßig seinem Leibe die gehörige Kost hätte reichen müssen. So macht im gemeinen Leben der Eine gern Einkäufe, der Andere reist gern und bringt auf Reisen Viel durch; ein Dritter baut gern, und macht auch auf diese Weise viel unnützen Aufwand; kurz, Keiner ist, der nicht auf irgend eine Weise sein Vermögen mißbraucht, und Niemand geht damit auf die rechte Weise um.

Der dritte Hauptpunkt handelt von der Vergeltung geübter Wohlthätigkeit. „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon," heißt es, „auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Wen nennt hier das Evangelium Freunde? Christum, und

die Armen, nämlich die Kirche, fromme christliche Brüder, darbende Geistliche, wahre Diener des Evangelium, arme Schullehrer, und dann auch andere Bedürftige. Zuerst macht euch Christum zum Freunde! Er ist der Aermste, Dürftigste auf der Welt. Seine Ehre ist auf eine schaudervolle Weise Preis gegeben. Dann die Diener des Evangelium und andere wirklich Bedürftige. Ich rede aber nicht von jenen wohlgenährten Bettlern, jenen schlauen, ränkevollen Buben! Wenn Christus hier spricht: „auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten," so kann dieß kaum dem Mißverstande ausgesetzt sein, als verliehen heilige Menschen das ewige Leben, als sei darin der Heiligendienst begründet. Christus redet nicht nur von jenem seligen Leben nach dem Tode, sondern von der Gemeinschaft aller Frommen in der Kirche, sowohl in diesem, als nach diesem Leben. Dann werden sie euch aufnehmen, verstehe Christus und die Heiligen. Christus wird euch aufnehmen, als der Geber der Seligkeit, die Heiligen als Seine Zeugen. Christus nimmt uns auf, so wie Er es kann, und jene auch nach ihrem Vermögen. Christus nimmt als der Geber des Lebens, als der Erlöser uns auf, und ertheilt uns Segnungen, theils in diesem, theils in jenem Leben. Denn es bleibt die Regel: „Gebet, so wird euch gegeben." (Luk. 6, 38.) Diese Erklärung gebietet das ganze Evangelium; denn Christus ist nicht im Widerspruch mit Sich, und thut mit nichten jener Lehre Abbruch, daß wir „durch den Glauben gerechtfertigt, Frieden hätten;" sondern die Heiligen nehmen auf in die ewigen Hütten, d. i. in die Gemeinschaft aller Frommen in der Kirche, weil sie für dieselbe beten, und in ihrem Gebete alle Diejenigen Gott empfehlen, welche gegen die Kirche wohlwollend gesinnt sind, und weil sie zu Gott flehen, daß Er Frieden, ruhige Zeiten und andere Güter verleihen wolle. Um der Kirche willen gibt Gott dem babylonischen Reiche Frieden (Jerem. 29, 7.); weniger Frommen wegen will Gott Sodom verschonen; um weniger wahrhaft Bußfertigen willen begnadigt Er Ninive. So nimmt Christus uns auf als die Ursache, indem Er das ewige Leben, durch Sein Verdienst erworben, uns gibt; die Heiligen nehmen uns auf durch ihr Gebet in diesem Leben, und indem sie in einem andern Leben von unsrer Wohlthätigkeit Zeugniß ablegen. Hast du einem Frommen Gutes erzeigt, so wird Gott ohne allen Zweifel dir wiederum Gutes widerfahren lassen. „Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die

dich verfluchen." (1. B. Mose 12, 3.) „Wer dieser Geringsten Einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, — wahrlich es wird ihm nicht unbelohnt bleiben!" —

Am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Matth. 6, 24—34.

— In diesem Evangelium ist hohe Weisheit niedergelegt. Es ist schier unmöglich, die Fülle der erhabenen Wahrheiten gebührend auszusprechen, welche der Herr in demselben umfaßt hat. Die Weisheit Gottes redet hier. — Es verbreitet sich aber der Inhalt unsers Textes zunächst über folgende, hochwichtige, die vielfachste Anwendung im Leben findende Wahrheiten: Zuerst redet er von der allgemein herrschenden Sorge um die sinnlichen Lebensgüter, über welcher die Menschen die ewigen versäumen, und spricht in dieser Beziehung einen sehr schmerzlichen Vorwurf und Tadel aus. Er enthält aber auch auf der andern Seite einen sehr süßen Trost für die Frommen. Als der König Demetrius von den Athenienſern den Göttern beigezählt zu werden begehrte, traten Viele, welche durch diese entehrende Forderung sowohl, als auch durch die niedrige Schmeichelei Derer, die ihr beistimmten, empfindlich gekränkt wurden, voll tiefen Unwillens solchem schimpflichen Ansinnen entgegen. Da sprach der Redner Demades zu den Athenern: „Sehet wohl zu, daß ihr nicht, indem ihr den Himmel vertheidigt, die Erde verliert." Das war das Wort eines Höflings; aber wahrlich, es ist dieß auch der gemeinsame Wahn des größten Theils der Menschen, dem gemäß sie um des Zeitlichen willen das Ewige hintansetzen. Nur geschieht das nicht auf eine und dieselbe Weise. Es ist aber zu beklagen, daß der Mensch, ein so armseliges, gebrechliches, schwaches Geschöpf, um so unzuverlässiger, flüchtiger Dinge willen, Gott nachsetzt, da er doch nicht weiß, ob er den nächsten Augenblick noch leben, ob er die zeitlichen Güter, wornach er vor Allem trachtet, in deren Besitz er sein Glück setzt, an denen sein Herz haftet, nur noch

eine Stunde genießen werde. Solchen irdischen, fleischlichen, gottesvergessenen Sinn rügt und tadelt diese Predigt Christi; sie enthält aber auch auf der andern Seite wohlthätigen Trost für alle Die, welche Gefahren und Mühen um Gottes willen bestehen. Endlich schließt sie einige wichtige Lebensregeln daran, indem sie mit den Worten endigt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen." Und diese wollen wir kürzlich entwickeln. —

Es gibt eine gewisse Barbarei der Sitten. Sie ist Eins mit einem ungeregelten, unordentlichen Leben, welches zu dem geregelten, ordentlichen in einem Gegensatze steht, wie der Teufel zu Gott. In dem, was göttlich, ist Regel und Ordnung, es stimmt mit der Norm des Gesetzes überein; das Teuflische hingegen ist regellos, und außer der Norm der göttlichen Ordnung. Diese Wahrheit ist ganz in dem Ausspruch begriffen: „Sünde ist Gesetzlosigkeit." Der Mensch soll nach Regel und Gesetz leben. Gott hat aber dem Menschen eine Regel eingeschaffen; Er hat Seine Weisheit in ihn gesenkt, „daß sein Leben einer beharrlichen Regel unterworfen sei, daß er eine Ordnung habe." Gott hat Alles nach Ordnung gemacht, gleicherweise will Er, daß der Mensch nach Ordnung lebe, und hat ihm zu dem Zwecke nicht nur ein natürliches Licht verliehen, sondern dazu noch Sein Wort gefügt; Er hat Sich uns geoffenbart, und die Lehre des Gesetzes und des Evangelium uns gegeben, „daß wir regulariter sein sollen, daß wir nicht hingehen wie ein Hund oder unfläthig Viehe; wiewohl das Viehe dennoch auch bei seiner Regel bleibet," nur daß ein Thier mehr, das andere weniger einer bestimmten Ordnung folgt. — Der Mensch aber hat seine bestimmte Regel am Worte Gottes, und aus natürlicher Erkenntniß. Das göttliche Wort soll sein die Leuchte unsrer Füße; durch das Wort soll das Leben geregelt werden. Das gehet auch die Jugend an, denn der Psalm spricht: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach Deinen Worten." (Ps. 119, 9.) Es handelt dieser ganze Psalm von dem einen Gebote: Der Mensch lebe nach Gesetz und Regel, und Regel soll ihm das Wort Gottes sein. Barbarei aber „heißt das unordentliche Wesen, das ihr in vielen Menschen sehet, das keine Weise und Maß hat." Sie ist etwas Teuflisches; denn der Teufel ist der Urheber der Unordnung und Verirrung; Gott hingegen will,

„daß wir in einem ordentlichen Thun leben sollen." In jener sittlichen Barbarei lebt, „der da mit einem wilden, tollen, unsinnigen Kopf fort fährt," der da lebt ohne Recht und Gesetz, zügellos und ohne Bande der Zucht; „muß nur Alles wild und unfläthig sein, mit Fressen und Saufen und roher Wollust, mit Pochen, Scharren und was einem solchen Narren in den Sinn kommt."

Welches ist aber die oberste und vornehmste Regel für unser Leben? Es ist keine andere, als die: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes — so wird euch das Uebrige Alles zufallen." Oder wenn wir noch einige andere deutlichere Aussprüche dazu nehmen wollen, so ist die oberste und vornehmste und allgemeinste Lebensregel: „Uebe eine gute Ritterschaft. — Halte Glauben und ein gutes Gewissen!" (1. Tim. 6, 12. vergl. mit 1, 18.) Hierin liegen die Regeln, die wir täglich vor Augen haben sollen. „Es ist viel daran gelegen, daß sich ein Mensch gewöhne, sein Leben nach einer festen Regel und Norm zu ordnen." Die Grundlage aller Regeln aber ist das in den zehn Geboten ausgesprochene Gesetz. „Das ist die höchste und fürnehmste Regel." Das Gesetz muß hinwiederum durch das Evangelium gedeutet werden. „Da kommt denn die oben aufgestellte Regel: Uebe eine gute Ritterschaft," u. s. w. Diese bedarf einer ausführlichern Erklärung. Die zweite Regel ist also: Der Glaube wird durch das Evangelium bestimmt; das gute Gewissen durch das Gesetz. Die dritte Regel: Die zehn Gebote enthalten die Vorschriften in Ansehung des Berufs. — Sie stellen verschiedene Berufsarten und Stände auf. Da sind bei jedem Gebote die einzelnen in Betracht kommenden Tugenden, und eben so die entgegen stehenden Fehler einzuschließen. Der, welcher nicht arbeitet, macht fremdes Eigenthum zu seinem Raube, und ist ein Dieb; „er muß stehlen, wie wir sehen, wie es zugehet. Wer will mehr verzehren, denn sein Pflug kann ernähren, der muß zuletzt verderben, und vielleicht am Galgen sterben." — Die vierte Regel ist: Diene treu deinem Beruf, und laß dich nicht von Ungeduld oder Verzweiflung überwältigen. — Die fünfte Regel heißt: Erflehe und erwarte von Gott im Vertrauen auf den Sohn, Beistand, gesegnete Erfolge und das ewige Leben. „Diese fünf Regeln merket;" steckt sie an die fünf Finger! „Das ist eben auch die Predigt Christi an diesem Ort: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon; sorget nicht; — trachtet

am ersten nach dem Reiche Gottes; — es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe." Wenn das Herz nicht durch den Glauben aufgerichtet und befestigt und auf Gott gestützt ist, „wo es nicht zu Gott steht," da ist ein ungeregeltes Leben, da ist das Herz ein unstät erregtes Meer; — „es siedet und wallet in ihm selbst, und fleußet hin und her." — Auf eine gar merkwürdige Weise wechselt im menschlichen Herzen die Ebbe und Fluth von unstäten Gedanken, Planen, Gefühlen. Was ist unbeständiger als das Menschenherz? Ist's doch wie ein Meer, da ein Sturm den andern jagt. Bald wird es von Liebe, bald von Haß, bald von Schmerzen, jetzt von Furcht, jetzt von Hoffnung gewaltsam aufgeregt. Ganz geringfügige Dinge sind es, welche die heftigsten Gemüthsbewegungen hervorbringen können. „Ein gering Ding ist es, das einen großen Menschen hoch betrüben kann." — Von dieser Unstätigkeit des menschlichen Herzens, von diesen heftigen Aufregungen, Bekümmernissen, Aengsten, welche aus verschiedenen Berührungen mit der Außenwelt und aus andern Ursachen hervorgehen, redet Christus. Das menschliche Herz kann nicht ruhig sein, wenn es nicht auf Gott sich stützt, wenn es nicht in Ihm, als seinem Grunde, ruht. — Wenn dort Moses Gott bittet, daß Er Sich ihm zeigen wolle, auf daß er Ihn schaue, so heißt ihn Gott auf einem Felsen, d. i. auf Christus fußen. Jesaias spricht: „Ein gottlos Herz kann keinen Frieden haben." (Jes. 48, 22.) Dieses bekannte Wort läßt sich vielfach anwenden. So ist das menschliche Herz, wenn es außer Gott ist, „wenn es nicht in den Regeln stehet und gehet, von denen ich geredet habe." Wenn der Mensch nicht jene Regeln zur Richtschnur seines Lebens macht, dann wird er von Sorgen um Unterhalt, äußern Schutz und Sicherheit, guten Namen und viele andere Dinge gepeinigt, „die Einem angelegen sind. Ein Hausvater, der Weib und Kind hat, und kein Brot im Hause, dem wird bange." Wenn der einsichtsvolle Bürger sich mit Krieg und den vielfachen Gefahren desselben umgeben, wenn er die Nothwendigkeit der Auswanderung, des traurigen Herumirrens auf fremdem Boden und das damit verbundene Ungemach vor sich sieht, da müssen wohl die peinlichsten Gefühle sein Inneres erfüllen. — Der weise und treue Pfarrer kann bei allgemeinen Gefahren nicht anders, als von den mannichfaltigsten Besorgnissen für seine Kirche ergriffen werden. Er beobachtet das Wüthen der Fürsten, die seltsamen Bestrebungen und Absichten Vieler. Der will diese, jener eine andere Re-

formation vornehmen. Er sieht die wüthenden Kämpfe der öffentlichen Lehrer, die Wankelmüthigkeit des großen Haufen, „daß er nicht weiß, wo er bleiben soll, wofern er nicht auf Gott gegründet ist." Solche Sorgen und Bekümmernisse müssen wir im Auge haben, wenn wir von dieser Predigt Christi reden wollen, die auch jene von uns oben als die vierte aufgestellte Regel in sich schließt: Diene treulich deinem Beruf, und laß dich nicht von Ungeduld und Verzweiflung überwältigen. An diese schließt sich der in der fünften Regel ausgesprochene Trost: Erflehe und erwarte Beistand von Gott, u. s. w. Durch unsre ganze Lebenszeit ziehen sich so manche und zwar große Widerwärtigkeiten; es treten Hindernisse und schwere Anfechtungen ein, die unsere Berufsbahn hemmen; „da fehlt's an Nahrung, da an andern Dingen." Der Eine seufzt unter dieser, ein Anderer unter einer andern Last. Hier beut nun Christus uns Trost, und sagt: „Sorget nicht! — es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." Das sind Worte des Trostes, gegen die Ungeduld und Verzweiflung gerichtet. Gegen die Ungeduld, weil Viele, durch Schmerz und Ungeduld überwältigt, ihren Beruf verlassen; — gegen die Verzweiflung; denn Mancher denkt: Was willst du thun? Du bringst nur Unruhe und Verwirrung über das Land und gewinnst Nichts dabei. Es ist die größte Thorheit, seine Kraft an Bestrebungen zu setzen, bei welchen man keinen Erfolg erwarten kann, sondern nur gehässiger Beurtheilung sich aussetzt. Sokrates sagt, er habe Staatsgeschäfte geflohen, weil er gesehen, daß der Staat nur unter großen Unruhen, blutigen Kämpfen und Verbannungen einer Verbesserung fähig sei. Seht da, in welcher stürmischen Unruhe sich Die befinden mögen, die „viel prakticiren," um ihre Macht zu befestigen und sie auf alle Weise zu behaupten. Der Papst (Paul III.) erregt einen Krieg in Italien, um dem Concilium auszuweichen. Die Absichten des Einen sind denen des Andern schroff entgegen gerichtet. — Das sind Alles stürmische Bewegungen im Innern; „dieselben Leut' kennen nicht die Regel: „„Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe."" Die große Angst läßt sie nicht ruhen, sondern sie häufen Unheil auf Unheil." — Gegen solches Alles beut Christus uns Seinen Trost. „Wir sind ja arme elende Leut';" dennoch ist einem Jeden ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen; wir sollen lehren und lernen; der öffentliche Beamte soll die ihm Untergebenen regieren; der Hausvater soll seiner Familie vorstehen,

und auf seinem Posten bleiben, „er muß nicht davon laufen, wenn's Wetter kommt," wie Viele thun. Gegen dieß Alles ermahnt der Herr: „Sorget nicht für den andern Morgen!" ob auch an demselben die Früchte eurer Arbeit, und Unterhalt und Gesundheit gesichert sein werden. Was soll ich denn nun thun? Wie kann ich jene Sorgen fern von mir halten? Hier kommt die Regel: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes; — euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet." — Magst du auch in einer aufgeregten unheilvollen Zeit nicht aller Beunruhigung dich entschlagen können, nur laß den Muth nicht sinken; tritt ihr gekräftigt durch die göttliche Aufforderung und Verheißung entgegen: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen." (Ps. 37, 5.) Das ist die fünfte Regel. „Ihr dürft nicht anders gedenken; es kann kein Mensch Ruhe haben, außer wenn zu Gott seine Zuversicht steht," wie Paulus sagt: „Der Friede Gottes regiere in euren Herzen." (Kol. 3, 15.) Das meinte ich, wenn ich als oberste Regel und Richtschnur des Lebens aufstellte: Uebe eine gute Ritterschaft, — halte Glauben und ein gutes Gewissen; d. h., befleißige dich einer reinen Erkenntniß Gottes, daß du wissest, wie Er will, daß du Ihn fürchten, und Ihm glauben sollst, daß Er um des Sohnes willen uns zu Gnaden annehmen, erhören, leiten und regieren will. „Da gehört die ganze Glaubenslehre dazu." Ferner: Habe ein gutes Gewissen, erwäge, welche Pflichten du üben sollst. Das zeigen die zehen Gebote. „Ein Jeglicher hat sein Amt;" die Hausmutter, daß sie ihre Kinder wohl erziehe, und in ihrem Hauswesen nach Kräften walte. Andere Pflichten hat der Gatte, andere der Rathsherr, andere der Geistliche, andere der Zuhörer, andere der öffentliche Staatsdiener, u. s. w. Welchem Beruf du auch angehörest, führe ihn mit Treue und Gewissenhaftigkeit; laß nicht durch schmerzliche Erfahrungen oder Ungeduld und Verzweiflung dir den Muth zur Ausdauer rauben. Aber wie mag ich, sprichst du, wie mag ich den Unmuth abwehren, und bei so vielen Hindernissen und Widerwärtigkeiten die Hoffnung nicht aufgeben? Darauf antwortet fünftens der Trost: Erflehe und erwarte von Gott Rath und Hilfe! Das ist auch die Regel im Psalm: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen." Dieß stehet auch hier: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes;" — „es ist

genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." Auf sie weist die Schrift in vielen ähnlichen Stellen dich hin, wenn sie spricht: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn!" (Ps. 55, 23.) „Ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn" (1. Kor. 15, 58.) „Die auf den Herrn hoffen, werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion." (Ps. 125, 1.) — —

Dieser Regeln wollen wir stets eingedenk sein, die tiefe Weisheit Gottes, die sie enthalten, beachten, und unser Leben beharrlich denselben gemäß einrichten. „Es ist hier eine hohe Philosophie," wenn man Philosophie die hohe Weisheit nennen will, welche für alle Philosophen Gegenstand der Forschung ist. Denn was thun sie Anderes, als daß sie eben jene wichtige Frage über die Widerwärtigkeiten des Lebens verhandeln, und das möglichst beste Mittel dagegen suchen, „und kommen endlich dahin: Das Schicksal bestimmt das Leben, nicht die Weisheit; werden irre und wissen nicht, wie sie drinnen sind." — Keine Philosophie mag Den heilen, der feig und verzagt vor den Mühen und Widerwärtigkeiten des Lebens zurücktritt. Wir in der Kirche aber haben das Gebot Gottes und seine Verheißungen. Diese heißen uns treu unsern Beruf erfüllen, und den Erfolg Gott anheim stellen, gewiß, daß Er ihn zu unserm Besten lenken werde. — Zu diesem Vertrauen berechtigt uns die Geschichte der wunderbaren Erhaltung der Kirche und ihrer erhabenen Zeugen in den gefahrvollsten Zeiten und Umständen. — Wollte man aber einwenden, es fordere das Gebot: „Sorget nicht," etwas Unmögliches, und sei darum nicht als verpflichtend zu betrachten, so würde dem zu entgegnen sein, daß die Befolgung desselben mit Hilfe Gottes allerdings möglich ist. Nicht als ob man überhaupt von keiner Sorge berührt werden dürfe. Eine solche Vollkommenheit würde man von dem Menschen, eben weil er Mensch ist, vergeblich erwarten. Wir sollen uns nur nicht von den Sorgen überwältigen lassen, sondern dieselben durch den Glauben beherrschen, und sie dem Vertrauen auf Gott, der Erwartung seiner Hilfe und dem Gehorsam gegen Ihn unterordnen. Gott will, daß wir Seiner Gegenwärtigkeit und Kraft in unserer Schwachheit uns bewußt werden sollen. Christus setzt hinzu: „Der morgende Tag wird für das Seine sorgen," d. h., gibt es dennoch Etwas zu leiden, so vermehrt nicht unnütz eure Noth. Plautus sagt: „Wenn Einer einen guten Muth hat,

wird ihm das Unglück nicht halb so schwer;" — aber „er redet davon als ein guter Zechbruder." — Ihr seht, wie viel im Kranken Seelenstärke vermag, und wie sehr hingegen Sorge und Bekümmerniß die Kraft des Herzens bricht, wenn wir uns, der Vorschrift Gottes entgegen, peinigenden Besorgnissen überlassen. „Traurigkeit," spricht Sirach (30, 25.), „tödtet viele Leute, und dienet doch nirgend zu." Wir sollen eben in der Noth Gott unsern Gehorsam bewähren, nach dem Worte: „Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes" (1. Petr. 5, 6.), und nicht durch Hingabe in die Traurigkeit, oder durch Zweifel und Verläugnung des Glaubens unsere Noth häufen. Davon redet hier Christus, und wenn Er hinzu setzt: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe," so meinet Er damit, daß du in der Gegenwart, in deinem Berufe getreu, die Erfolge Gott überlassend, nicht „Uebel durch Uebel" vertreiben wollen, sondern an der gegenwärtigen Noth dir genügen lassen, und nicht noch mehr Uebel herbeiziehen sollst. „Es ist gemein, daß wenn Einer anhebt irre zu werden aus Sorge und Bekümmerniß, so thut er Eins über das Ander." So will David, nachdem er die Gattinn eines Andern sich ungerechter Weise zugeeignet, diese Verirrung verbessern, und läßt den Urias umbringen, damit die Sache verborgen bleiben sollte. „Man soll's nicht inne werden; ja es ist sehr wohl corrigiret!" — Nicht zu zählen sind die Verirrungen, zu welchen die Menschen wegen gehoffter oder gefürchteter Möglichkeiten sich hinreißen lassen, die doch nie wirklich werden. Drum soll eben ein Jeder in der Gegenwart thun, was recht ist, und sich weder durch thörichtes Hoffen oder Fürchten von seinem Berufe oder irgend einem guten Vorhaben abziehen, noch seinen Muth in den Schmerzen gegenwärtiger Uebel untergehen lassen. Kämpfen sollst du vielmehr mit deinen Schmerzen, und dich aufrichten im Glauben an den Sohn Gottes, und überzeugt sein, daß Er für dich sorgt, daß Er am Steuer sitzt, und als Beschützer und Helfer mit in diesem Nachen ist. „Zu allen Zeiten" spricht Irenäus, „war „„das Wort"" bei dem Geschlecht der Menschen." Stets ist Er der Hüter Seiner Kirche gewesen, wie Er selbst spricht: „Niemand wird Mir Meine Schafe aus Meiner Hand reißen." (Joh. 10, 28.) Durch solchen Trost wollen wir uns bei den jetzigen Gefahren ermuthigen, und auf dem Felsen, Christus, stehend, der Hilfe Gottes harren. —

Das Wort „Mammon" bedeutet Reichthum. Die Frage, ob es erlaubt sei, Reichthum zu erstreben, ist zu bejahen; nur muß solches Streben ein geordnetes Streben sein. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Du sollst Gott mehr lieben, mehr fürchten, Ihm mehr vertrauen, als irgend einem Geschöpfe. Dann, nach Gott und in der rechten Ordnung magst du auch Reichthum suchen, eben so Nahrung und Unterhalt, guten Namen und alle äußern Lebensgüter; Alles nach Gott und in der gehörigen Ordnung, so daß du nicht gegen das Gebot Gottes sündigest, und des Glaubens verlustig gehest. Darum steht hier das Wort: Gott und dem Mammon dienen, gleich als wollte Christus sagen: der Mammon soll nicht ein deinen wahren Herrn bestreitender Herr über dich sein. Er will nicht die Betriebsamkeit und den Fleiß in der Erwerbung der Mittel zum Unterhalt beschränken, es soll aber Furcht und Liebe Gottes, Glaube und Hoffnung auf Ihn ein reines helles Licht darüber verbreiten. Deßhalb wird auch gesagt: „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet." — „Gott weiß wohl, daß wir müssen Hüttlein haben und für unsre kleine Kinder warme Stuben" u. s. w.; das gibt Gott auch, wiewohl auch Züchtigungen nicht ausbleiben. Aber Er ist auch in Seinem Zorne Seiner Barmherzigkeit eingedenk, und lindert und mildert dieselben, wenn wir Ihn, wie Er es will, anrufen. Auch in dieser Beziehung heißt es hier: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes," u. s. w. Hierin ist die ganze Lehre des Evangelium, Erkenntniß, Furcht, Verehrung Gottes, Hoffnung, Glaube, Gebet zusammengefaßt. „So wird euch solches Alles zufallen," d. h., ihr werdet Wohnung, Unterhalt, äußern Frieden, Gesundheit haben. Und kommt auch ein Leiden, tragt's geduldig, und bittet Gott, daß Er es lindere. Vermehrt eure Noth nicht selbst, „es wird wohl kommen ohne das." —

Am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Luk. 7, 11—17.

— Wunder werden erzählt, um 1) Zeugnisse der Lehre, 2) Zeugnisse der Verheißungen zu sein, und 3) zur Anwendung zu ermahnen. Das ist das Vornehmste in Seiner Geschichte, daß die Kirche Zeugnisse hat, daß diese Lehre von Gott geoffenbart ist, und solche Zeugnisse, welche der Teufel nicht nachahmen kann. Alle Religionen, auch die falschen, haben ihre Wunder, weil der Teufel auf's listigste die Werke Gottes nachahmt, — — aber er kann doch nicht alle Werke Gottes nachahmen.

Keine Religion hatte Todtenerweckungen; sie sind der Kirche eigenthümlich. — Todte wieder beleben ist allein Gottes Werk. Kein Geschöpf vermag dieß nachzuahmen. Wenn Elias, Elisa und die Apostel Todte erweckten, so that dieß Gott durch Seine Macht, und auch Christus weckte durch göttliche Kraft Todte auf; es war dieselbe jedoch Seine eigene, weil nur die Schöpferkraft Solches thut. Jene Todtenerweckungen aber bezeugen die Lehre, welche Christus, Elias, Elisa und die Apostel vorgetragen, denn sie sind Zeugnisse, daß Gott der Urheber und Bestätiger derselben ist. Wir sollen es wohl erwägen, wie hochwichtig es ist, daß Gott also Sich geoffenbaret hat, zugleich aber auch beherzigen, daß nicht umsonst der Naturlauf an eine bestimmte Ordnung gebunden worden, daß jedoch jene gesetzmäßige Entwikkelung der Natur von den Wundern, als außerordentlichen Wirkungen zu unterscheiden ist. Wiewohl die Ordnung selbst auch ein Zeugniß von Gott ist, so hat Er doch vornehmlich auch aus dem Grunde eine beharrliche Ordnung der Natur begründet, damit Er, indem Er auf verschiedene Weise Seine Wirksamkeit erweist, als der Herr der Natur sichtbar werde. Gott thut Beides; Er erhält eine gesetzmäßige Ordnung in der Natur; Er hat dir befohlen, du sollst essen. Thätest du das nicht, so würdest du bei übrigens gleichen Verhältnissen zu Grunde gehen, zumal wenn du aus Vorwitz der göttlichen Anordnung nicht Folge leisten wolltest. Zuweilen aber erweist Er Sich in Wirkun-

gen, die sichtbar aus dem gesetzmäßigen Naturlaufe heraus treten, damit Seine Herrschaft über die Natur anschaulich werde, und damit wir wissen sollen, daß Er, als Herr der Natur, Solches thue und bewirke, „daß wir wissen, wo es herkomme," d. h., um uns von dem Dasein eines allmächtigen und noch weit höhern Wesens, als die allgemeine, nach beharrlichen Gesetzen geregelte Kraft der Natur ist, wiewohl auch diese von Gott ist, zu überzeugen. Diese Ordnung in der Natur sollen wir nun mit Aufmerksamkeit wahrnehmen, und wissen, daß sie auch zu dem Zwecke gegründet worden ist, um ein Zeugniß von Gott zu sein. Es gewinnt aber dieses Zeugniß größere Klarheit, wenn man es mit den entgegengesetzten vergleicht, wie denn überhaupt durch die Vergleichung des Gegentheils Alles klarer und lichtvoller wird. Wenn wir Handlungen von entgegengesetzter Beschaffenheit wahrnehmen, dann steht der Urheber Beider vor unsern Augen: eben jener allmächtige Schöpfer, der die gesammte Natur in Seiner Hand beschließt. Zugleich müssen wir den Satz, der von der höchsten Wichtigkeit ist, beherzigen, daß Gott ein unbedingt freiwaltendes Wesen ist. Im Naturlaufe und in der allgemeinen Ordnung der Dinge treten oft Verknüpfungen von Umständen ein, die der Mensch nicht zu entwirren vermag; doch Gott schreitet ein, und mildert die unwandelbar strenge Ordnung, und viele Menschen werden täglich durch große Wunder errettet, die wir oft gar nicht wahrnehmen. Es kann aber gewiß Jeder in seiner Geschichte solche traurige Lagen auffinden, in denen ihm jenes Wort des Psalm Erfahrung wurde: „Wo der Herr nicht bei uns wäre, so ersäufete uns Wasser; — so verschlängen sie uns lebendig." — „Du erhebest mich an den Thoren des Todes, auf daß ich erzähle alle Deinen Preis." (Ps. 124, 1. 4. und 9, 4.) Das wollen wir bei unserm Gebete festhalten, wo uns oft solche Gedanken stören: Ach, was betest du? Ist doch das Alles nach unabänderlicher Ordnung so bestimmt, und es geschieht, wie es einmal bestimmt und angeordnet ist. Aber eben so gewiß waltet Gott mit unbeschränktester Freiheit, und lenkt und ermäßigt den allgemeinen Lauf der Natur, den du dir denkst, und doch nicht völlig verstehst, in vielen Fällen nach besondern Umständen. Wir haben nicht einmal eine vollkommene Einsicht in die Leitung der Natur, um wie viel weniger können wir die übrigen Werke Gottes wahrnehmen und verstehen! — Das ist die oberste Wahrheit in dieser Geschichte, und

wir dürfen solche Zeugnisse nicht gering achten, sondern sollen Gott für jene Offenbarungen danken. —

Unser Evangelium versetzt uns nach Nain, in dem reizenden Galiläa, nahe bei dem Berge Thabor, — und es ist wohlthätig und erhebend bei der Betrachtung der Oertlichkeit gleichsam die Spur Christi einzunehmen, wo Seine Füße gewandelt, als Er jenen Jüngling vom Tode erweckt, und so gleichsam gegenwärtig und als Augenzeuge jene Wunderthat zu schauen, in welcher sich Seine Gottheit dem Menschengeschlechte offenbarte. Christus zeucht nicht daher wie Alexander, mit 100,000 gerüsteter Mann," und dennoch hat Er eine große Zuschauermenge um Sich, denn es muß das Evangelium Zeugen haben; „es müssen Zeugen sein," daß Gott auf solche Weise dem menschlichen Geschlechte Sich kund thut. Solche erhabene Werke Gottes nicht betrachten, oder bei dem Nachdenken über dieselben keinem tiefern Eindruck Raum geben wollen, wahrlich, das verräth die gräulichste Stumpfheit! Möge Gott unsre Herzen zu ernster fruchtbarer Betrachtung wenden, „daß wir nicht so grob und wild sein, wie itzt die Welt ist!" — Kehren wir denn zur Geschichte zurück, in welcher, wie schon gesagt worden, ein solches Werk uns entgegen tritt, welches keine Kreatur, weder Engel noch Teufel nachzuahmen im Stande ist. Darum ist es ein Zeugniß, welches in uns die Ueberzeugung bekräftigt, daß die im Evangelium dargebotenen Verheißungen der Wille Gottes sind, und daß Gott, wie Er in Seinen Verheißungen gesprochen, die Kirche sammeln und erhalten wolle. Nächst dieser Hauptlehre gibt es auch einige eben so wichtige und wesentliche Erinnerungen, wie die sogleich im Evangelium gegebenen: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten" (1. Mos. 3, 15.), und: „dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß Er die Werke des Teufels zerstöre." (1. Joh. 3, 8.) Diese Todtenerweckung beweist aber eben, daß der Sohn Gottes gekommen ist, um den Tod aufzuheben und die Ursache des Todes zu vernichten; denn durch die Sünde ist der Tod. Beide sind das Werk des Teufels, und daß der Sohn Gottes diese zerstört, daß Er dem Tode die Macht genommen hat, daß Er uns durch dieses Leben trägt, und einst das unvergängliche Leben uns schenken wird; dieser hohe Trost wird uns in dieser Wunderthat bestätigt.

„Nun steht die Mutter vor uns in großer Bekümmerniß." — — Das arme Weib ist eine Witwe und hat nur diesen

einzigen Sohn. Er stirbt als Jüngling. Welchen Schmerz sie bei seinem Tode empfunden, das können nur Die sich vorstellen, die selbst Aeltern sind, und die heiße unaussprechliche Liebe der Aeltern zu den Kindern kennen, welche in ihrer erhabensten Bedeutung als ein Zeugniß von der Liebe Gottes gegen den Sohn, und gegen uns Menschen aufzufassen ist. Je größer aber die Liebe der Aeltern zu den Kindern, desto größer ist ihr Schmerz, wenn sie dieselben unglücklich, oder durch den Tod sich entrissen sehen. Darnach ist die Größe des Schmerzes jener Mutter zu bemessen. Der Sohn Gottes wird dadurch in Seinem Innersten bewegt, „es jammerte Ihn derselbigen," sagt der Text (das griechische Wort drückt das tiefinnerste Ergriffensein, das schmerzlichste Mitgefühl, das tiefste Mitleid aus), und Er sprach zu ihr: „Weine nicht!" Dieß führt uns auf

den Unterschied zwischen philosophischen und evangelischen Trostgründen bei dem Tode geliebter Menschen.

Wir finden der erstern viel bei Cicero, Plutarch und Seneka. Sie sind aber von den christlichen Trostgründen wohl zu unterscheiden. Sechs Hauptquellen sind es vornehmlich, aus welchen die Philosophie ihre Trostgründe entlehnt: Die Nothwendigkeit, der Tugendwerth, das gute Gewissen, das Beispiel, die Endabsichten, und die Vergleichung möglicher Fälle. Wenn Cicero Jemand im Bürgerkriege tröstet, so schließt er erstlich von der Nothwendigkeit. „Das ist gleich, als wenn man einen Dieb an Galgen führet, so sagt man: Es kann nicht anders sein! Das ist ein jämmerlicher Trost. Es thut Einem so viel desto unsanfter, daß es also sein muß." Es wird jedoch dieser Trostgrund deßwegen vorgetragen, damit wir nicht den Schmerz durch fruchtloses Widerstreben vermehren. „Beim Weinen und Klagen kommt Nichts heraus," sagt Homer; das ist die Nothwendigkeit. Ein zweiter Hauptquell ist der Werth der Tugend. Der Mensch soll in der Ueberzeugung handeln, daß die Tugend besser, als alle andern Güter ist, und deßhalb nicht gegen die Tugend handeln. Cato, indem er sich entleibt, handelt gegen die Tugend, gegen die Gerechtigkeit; er hätte seinen Schmerz mäßigen müssen. Cicero sagt in Beziehung darauf, man müsse den Schmerz brechen, wenn er gegen die Tugend, gleich als gegen eine Klippe anstoße, d. h., der Mensch muß Gegenwart des Geistes auch bei widrigen Umständen behaupten. Es ist schön, wenn der Mensch mitten im Unglück Seelenruhe sich bewahrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Des Weisen Würde überstrahlt das Ungemach."

sagt der Vers, und Aristoteles spricht: „Das Schöne leuchtet im Unglück." David läßt sich durch die Verbannung nicht aus seiner innern Haltung werfen; er legt nicht, wie Saul, die Hand an sein Leben, sondern handelt in Allem, wie es dem wahren Manne geziemt. Mit Ruhe und Fassung erwartete Sokrates den Tod.

Der dritte Quell der philosophischen Trostgründe ist das gute Gewissen. Dieses ist ein großer Trost, während hingegen das böse Gewissen das Uebel verdoppelt. Die äußere Noth ist an sich schon ein Uebel; aber es tritt noch ein inneres Uebel hinzu, nämlich die Gewissensqual, welche das Wesen des ewigen Todes ausmacht. Trefflich sagt der Dichter:

„Wahrlich es hat einen Werth, im Unglück ledig der Schuld sein."
„Denn wie Jeglichem ruhet im Innern der Thaten Bewußtsein,"
„So empfindet im Busen die Furcht er, oder die Hoffnung."
(Ovid. Fast. I. 484.)

Die vierte Trostquelle ist das Beispiel. „Wenn Einer allein leiden soll, wird's zumal schwer;" wenn aber Viele leiden, so bestimmt uns die Gleichheit mit Andern, daß wir unsere Last leichter ertragen, weil Gleichheit Gerechtigkeit ist. Das ist nun freilich auch so ein Trost, wie ihn das Sprichwort hat: Ein allgemeiner Schiffbruch ist für den Einzelnen Trost. Wenn ein allgemeines Uebel kommt, dann fordert uns das Beispiel auf, unsern Schmerz zu mindern, „wenn's schon unsanfte thut."

Fünftens sucht die Philosophie Trost im Hinblick auf die Endabsichten, nämlich, daß oft der Nachtheil des Einzelnen Vielen zum Nutzen gereicht, wenn z. B. der Krieger im Kampfe für das Vaterland umkommt.

Der sechste Trostquell ist die Vergleichung möglicher Fälle. Es ist besser, in der Schlacht fallen, als in schmähliche Knechtschaft gerathen. Man vermeidet in dieser Welt kein Uebel, ohne andern Uebeln und Nachtheilen sich auszusetzen. Einer wähle, was er wolle, er geräth dennoch in einige Widerwärtigkeiten. Man könnte noch einen siebenten Quell des philosophischen Trostes hinzusetzen, nämlich die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs. Doch ist diese Hoffnung gar sehr unsicher und zweifelhaft. So heißt Theokrit den Battus nur getrost hoffen,

„Weil morgen vielleicht sich günstiger zeige das Schicksal."

„Also sind alle diese Trostgründe nur klägliche Todtenlieder; ist kein rechter Trost, gibt kein Leben noch Freude."

Wenden wir uns darum zu den christlichen Trostgründen. Da haben wir vor Allem zwei Trostgründe hinzuzufügen, die dem Christenthum wesentlich eigen sind, nämlich das Bewußtsein der Gegenwärtigkeit Gottes; das fasset Viel, weil darin zugleich die Vergebung der Sünden begriffen ist, — und die gewisse Hoffnung der endlichen Befreiung oder Erleichterung. Aus diesen beiden Trostquellen fließt neues Leben. Der philosophische Trost ist bloß ein gesetzlicher, nicht ein evangelischer; doch findet in der Kirche auch der gesetzliche Trost heilsame Anwendung. Er verweist auch zuerst auf die Nothwendigkeit; aber diese Nothwendigkeit wird in Beziehung auf den Willen Gottes aufgefaßt. Diese Frau soll denken: Dein Sohn ist gestorben nach dem Willen Gottes, und du sollst Gott willig sein, zu Folge dem Worte: „Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes." (1. Petr. 5, 6.) „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthiget hast, daß ich Deine Rechte lerne." (Ps. 119, 21.)

Die Würde der Tugend „ist auch fein." Christen sollen nicht gegen die Gerechtigkeit handeln, sollen Nichts im Schmerze begehen, was den Vorschriften Gottes zuwider ist. Mir begegnen oft Sachen, die mir weher thun, als der Tod; dennoch darf ich mir deßhalb nicht das Leben nehmen; ich darf mich nicht schimpflich wegwerfen, darf Nichts gegen den Wohlstand begehen. „Seid nicht traurig wie die Heiden," sagt Paulus, „die keine Hoffnung haben.." (1. Thessal. 4, 13.) Wir sollen uns dem Schmerze nicht hingeben, sondern demselben widerstehen, denn „die Traurigkeit tödtet viele Leute, und dienet doch nirgend zu." (Sirach 30, 24.) Nicht dem Schmerz uns überlassen, sondern ihn bekämpfen sollen wir, und den Frieden Gottes uns bewahren, daß derselbe „in unsern Herzen regiere," und: „stille sein dem Herrn." (Kol. 3, 15. Psalm 37, 15.)

Auch das gute Gewissen mildert den Schmerz des Christen. „Wenn ich weiß, daß ich nicht wegen eigener Vergehungen leide, so leide ich mit desto ruhigerem Gemüth." Aber hier muß der Trost des Evangelium eingeschaltet werden, und zwar erstlich das Bewußtsein der erbarmenden Nähe Gottes, daß nämlich Gott in Wahrheit bezeugt, Er wolle den Bekümmerten und Angefochtenen beistehen, nach dem Worte: „Wo wird der Herr wohnen, außer bei denen, so zerschlagenen, demüthigen Geistes sind?" (Jes. 57, 15.) Wenn

du nun in großer Traurigkeit bist, wenn du dich von der ganzen Natur ausgestoßen wähnst, so bist du dennoch Gottes Wohnung, wofern du nämlich im Gebete Ihn ergreifst, nach dem Worte: „Rufe Mich an in der Noth!" (Ps. 50, 15.) Diese Gewißheit der erbarmenden Nähe Gottes schließt zugleich die Gewißheit der Vergebung der Sünden und der Hilfe oder Linderung in sich. Es erfolgt dieß nach einem nothwendigen Zusammenhange. Jonathan ist fest überzeugt, daß Gott mit ihm ist, daß ihm alle seine Sünden vergeben sind; er empfindet, daß ihm der schwere Gang zum Tode erleichtert wird, zumal da er nicht, wie sein Vater, diese Todesart verschuldet hat, sondern nach einem besondern Rathschluß Gottes auf diese Weise der Erde entnommen wird. Hieran laßt uns noch einige Sprüche schließen: „Der Herr ist nahe Allen, die Ihn anrufen." (Ps. 148, 18.) „Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind." (Ps. 34, 19.) Christus bekräftigt dieß durch Sein Beispiel. Er tröstet das Weib, und bestätigt durch die Wiederbelebung des Jünglings selbst die Wahrheit der Verheißung. Dazu muß aber auch die Hoffnung der endlichen Befreiung von allem Uebel kommen. Gott will die Noth, die in der Zeit dich drückt, mildern, und endlich dich ganz frei von derselben machen und das ewige Leben dir ertheilen. Jonathan weiß, daß er in das ewige Leben hinüber geht. „Dieß ist ein rechter Trost," weil der Gegenstand desselben ein unbedingtes, und zugleich ein dauerndes, unvergängliches Gut ist. So versichert auch Hiob, daß zu Gott seine Hoffnung stehe, auch wenn Er ihn tödten sollte. (Hiob 30, 23, vergl. 19, 25.) An diese wahren christlichen Trostgründe mag man noch anschließen das Beispiel: Wenn Christus Leiden erduldet hat, so wollen auch wir dulden und tragen wie Er. Ferner die Endabsichten: Wir wollen zur Ehre Gottes der Leiden Bürde tragen, damit Gott erkannt und verherrlicht, und der Nächste durch unser Beispiel befestigt werde, ja damit auch wir, wenn wir in den Tagen der Noth zu Gott beten, Ihn immer vollkommener erkennen. Endlich noch die Vergleichung möglicher Fälle in der Zukunft: Wäre Jonathan nicht in jener Schlacht umgekommen, so würde er vielleicht wegen des Königsthrons mit David in Streit gerathen und darin umgekommen sein. Gott beschloß, ihn gnädig hinweg zu nehmen, um ihn vor einem solchen Ende zu verwahren. Denn es würden ohne Zweifel ränkevolle Verleumder Eifersucht und Zwietracht

zwischen diesen beiden edlen ausgezeichneten Männern angefacht haben. Auf diese Weise sollen wir die Uebel der Gegenwart tragen, und immer denken, daß uns, wenn wir gerade dieser Noth entgangen wären, vielleicht eine andere weit größere würde betroffen haben.

Also sehen wir, daß auch in der Kirche der Trost des Gesetzes seine Stelle einnimmt. Vor Allem aber ist der Trost des Evangelium ins Auge zu fassen. Jene Mutter, obwohl sie trauert um den Sohn, weiß doch, daß er in der Hand Gottes, und darum nicht gänzlich ein Raub der Vernichtung geworden ist. Es tröstet sie aber Christus auf eine ganz besondere Weise. Er ruft ihren Sohn ins Leben zurück. Wohl werden wir zu diesem Leben nicht Alle wieder erweckt, aber es ist dieß auch nicht nothwendig, da ja die Menschen für ein anderes Leben geschaffen sind. Genug ist's, daß solche Beispiele zur Bekräftigung der evangelischen Verheißungen vorhanden sind. —

Noch zwei sehr bedeutungsvolle Umstände sind zu berühren. Christus tritt hinzu, und rührt den Sarg, d. h. den Tod an, und heißt ihn still stehen. „Ist zumal ein schönes Bild;" der Sohn Gottes ist der Mann, der dem Tode Stillstand gebietet, d. i., seinem Walten ein Ende macht! Er rührt den Sarg an, d. h, er übernimmt die Leidenslast, und duldet härter, als kein Anderer im menschlichen Geschlechte. Er unterwirft Sich dem Vater, erniedrigt Sich unter alle Menschen, empfindet größere Schmerzen, als kein anderer Mensch; dennoch aber ist Er des Todes Besieger, wie der Prophet spricht: „Tod, Ich will dir ein Gift sein; Hölle, Ich will dir eine Pestilenz sein." (Hoseas 13, 14.) Wir dürfen nun mit Recht der festen Ueberzeugung sein, daß um des Sohnes Gottes willen und durch Ihn die Sünde weggenommen und das Leben uns wiedergeschenkt wird, und wenn wir nur durch diesen Glauben uns aufrichten, dann wird uns die Wahrheit des Wortes eigne, unmittelbare Erfahrung: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und Den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." (Joh. 17, 3.) „Die Lehr' sollen wir wissen und practiziren in wahren schmerzlichen Bußkämpfen."

Ferner wird gesagt, daß Er ihn seiner Mutter gegeben. — Sie hatte durch seinen Tod alles Eigenthumsrecht an ihn verloren. Wenn du einen, von den Türken gefangen weggeführten, übrigens dir unbekannten Menschen, denselben wieder abgewän-

nest, so wäre er dein; du hättest gleiche Gewalt über ihn, wie Jener, dessen Gefangener er zuvor gewesen. Gleichermaßen ist auch jener wieder belebte Jüngling von Christo aus der Gefangenschaft gewonnen, d. i. dem Tode entrissen worden. Christus hat ihn dem Tode abgefangen und dem Leben wieder gegeben; er ist Sein. Doch der Sohn Gottes eignet Sich Nichts zu, was dem Staate oder dem Hauswesen angehört. Er gibt den Sohn seiner Mutter wieder, weil Er ja kein Lebensverhältniß, sei es ein bürgerliches oder ein häusliches, stören will. Er setzt ihn wieder in sein Haus, damit er sowohl gegen seine Mutter, als auch gegen den Staat, dem er angehört, seine Pflichten erfülle. „Ist auch ein fein Bild." Der heilige Gottessohn weist dem Einen in der Kirche, dem Andern in der Staatsverwaltung, einem Dritten innerhalb des Hauses seinen Wirkungskreis an; da sollen wir auch arbeiten. Er gründet nicht ein neues Reich in diesem Leben; Er übergibt dich deinem Vater, daß du Ihm in deinem Berufe Folge leisten, in Kirche, Staat oder Haus Ihm dienen sollst. Denn in jedem dieser Berufskreise will Er, daß der Glaube geübt und befestigt werden soll. — So wollen wir denn mit Ernst und Treue unsern Beruf umfassen, sollte er auch manches Widerwärtige mit sich führen, wollen in unverfälschter Lehre bleiben, ein unbeflecktes Herz, das nicht mit schmerzlichen Wunden zum Gebete sich schickt, uns bewahren, und in stiller Anspruchslosigkeit unsre Lebenspflichten erfüllen!

Auslegung des sechzehnten Psalms.

— — Unter den übrigen Zeugnissen, daß die heil. Schrift das Leiden, den Tod und die Auferstehung des Messias vorherverkündige, führen die Apostel auch diesen Psalm an. Ohne jetzt zu untersuchen, ob David hier vom Leiden Christi, oder von seiner eigenen Person rede, wollen wir den Aposteln folgen. Mag auch Manches darin auf David passen, so deuten doch die Apostel denselben auf Christus; auf Christus wollen auch wir ihn deuten, weil er einige ganz besondere Angaben enthält, die

auf einen Andern entweder gar nicht, oder doch nicht zunächst und in der Hauptsache Anwendung leiden; sondern durch den Messias und um des Messias willen ist auch dem David Erlösung zu Theil geworden.

Es führt aber dieser Psalm die Ueberschrift: „Ein goldenes Kleinod Davids." Er wollte schon durch die Aufschrift diese Weissagung auszeichnen. So hat er andere Psalme: Die Rose, u. ä. überschrieben; und wie das Alterthum überhaupt seinen Gedichten gern besondere, eigenthümliche Titel gab, so soll auch diese Ueberschrift die Wichtigkeit dieses Psalms vor andern andeuten. Obgleich derselbe eine Weissagung ist, so ist doch diese in der Form eines Gebets und eines Dankliedes dargestellt. Der ganze Psalm ist Anfangs ein Gebet um Errettung, um Unterstützung in Trübsal und Leiden. Bald wird die Ursache angegeben, warum jener Betende leide; dann folgt eine Danksagung für empfangene Errettung, und eine Darstellung der Art und Weise derselben. Wenn man den Psalm so ganz einfach in seine Bestandtheile zerlegt, dann erst wird der schöne Zusammenhang in demselben sichtbar. — —

Den Anfang macht das Gebet. Er selbst betet zu Gott! „Bewahre mich, Gott, denn ich traue auf Dich!" Die Worte: „Ich habe gesagt zu dem Herrn: Du bist ja der Herr!" sind nur eine Wiederholung. Die folgenden Worte: „Ich muß um Deinetwillen leiden," enthalten den einfachen Sinn: Ich dulde um Deinetwillen; ich bin von Dir und um Deinetwillen zerschlagen worden. Ich leiste Gott diesen Gehorsam. Das stimmt überein mit der Stelle: „Siehe, ich komme; im Buch ist von mir geschrieben; Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern" (Ps. 40, 8. 9.); d. h., das ganze heilige Buch, die ganze göttliche Offenbarung durch alle Propheten hindurch, redet vom Mir; sie versichert, dieser Messias werde gesendet, daß Er thue den Willen des ewigen Vaters. Darauf bezieht er sich; das Wahre stimmt zum Wahren; es ist ein Ruf zum wahren Gott, Den Er selbst verkündigt: „Du bist Mein Gott!" nämlich, den Ich verkündigt habe, der Du Meinem Evangelium Zeugniß gegeben hast; Dich ruf' Ich an; zu Dir flehe Ich, Du wollest Mir Hilfe gewähren! Das ist der Hauptgegenstand des Gebets. Nun folgt die Absicht: „Für die Heiligen, so auf Erden sind, und für die Herrlichen; an denen hab' Ich alles Mein Gefallen;" d. h., Ich leide für die Heiligen, und habe Freude

und Wonne an ihnen; diese sind der Gegenstand Meiner Liebe und Meiner Bestrebungen. Hiermit macht Er eine Unterscheidung zwischen der wahren Kirche und allen andern ungöttlichen Menschenvereinen. Es ist kein Grund vorhanden, die folgenden Worte: „Aber Jene, die einem Andern nacheilen, werden großes Herzeleid haben," bloß auf die Juden zu beziehen. Er will überhaupt soviel sagen: Ich leide für die Heiligen, d. i. Mein Leiden wird der auserwählten Kirche zu Gute kommen, und diese will Ich haben; für diese bete Ich; wie es Joh. 17. (V. 9. u. 20.) heißt: „Ich bitte für sie; — Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern für Alle, die durch Dein Wort an Mich glauben werden." Die Worte hier, in Ansehung des Zugutekommens des Leidens Jesu, sind ganz dieselben. „Für diese," spricht Er, „leide Ich; diese empfehl' Ich Dir." Es ist dieß ein Gebet für uns Alle. Deßhalb müssen wir dasselbe fleißig beherzigen. Unser Herr Jesus Christus bittet in diesen Worten für uns, und empfiehlt uns dem ewigen Vater, und das ist die Bitte und Stimme des Sohnes vom Anbeginn, vom Fall Adams bis zur Auferstehung der Todten: „An denen hab' Ich alles Mein Gefallen;" Diese will Ich, für diese bitte Ich; diese empfehl' Ich Dir! So ist der ganz einfache eigenthümliche Sinn zu fassen. Wir wollen nicht einen Proteus aufstellen, und nicht aus einem Vers unzählige Gedanken oder vielmehr eben so viele Verstümmelungen herauskünsteln.

Er unterscheidet nun die wahre Kirche von der übrigen ungöttlichen Gesellschaft; „aber Jene, die einem Andern nacheilen." Es gibt der ungöttlichen Gemeinschaften gar viele; welche Verwirrung herrschte im heidnischen Götzendienst, wo ein Theil die Venus, ein anderer den Priap, Andere den Bakchus anbeteten, und einen vielgestaltigen Götzendienst, verbunden mit den unvernünftigsten Gräueln in den verschiedenen Verehrungsweisen, einführten! Sehen wir ferner auf die Philosophen; da behaupten Einige, Gott sei Nichts; so Demokrit, Diagoras Melius. Andere sagten, Gott sei zwar Etwas, aber er kümmere sich nicht um die menschlichen Angelegenheiten; wie die Epikurer lehrten. Andere banden die Gottheit an Mittelursachen; noch andere Weise stellten endlich als Grundsatz auf, man müsse überhaupt zweifeln. Also sucht die Philosophie, die in der That Weisheit, und keineswegs durchweg Wahn und Thorheit ist, allerdings in einiger Hinsicht die letzten Gründe zu erforschen, jedoch was

Gott und göttliche Wahrheiten anlangt, da ist sie voller Finsterniß und Irrthum. So sind im Allgemeinen in den Gottesdiensten unter dem ganzen Menschengeschlechte solche Spuren des Wahns, des vernunftwidrigen Aberglaubens zu finden. Zu allen Zeiten bestehen abgöttische Kulten, wie verschieden sie auch in verschiedenen Zeiten genannt werden, weil zwischen der Verehrung des Bakchus und dem Heiligendienst kein Unterschied ist. Außerdem haften auch stets die Zweifel der Akademie*) im menschlichen Herzen. Viele halten an stoischem Wahne fest, und überaus groß ist die Menge der Epikurischgesinnten, und der Kyklopenähnlichen Barbaren. In Beziehung auf alle Diejenigen, welche in solchem Wahn beharren, heißt es: „Aber Jene, die einem Andern nacheilen." — Ich verehre Dich, Gott, der Du im Evangelium Dich geoffenbaret, der Du mir Deine Zeugnisse gegeben hast. Aber vielfach ist der Götzendienst, „das Herzleid," der Wahn anderer Gesellschaften; dergleichen der Wahn des Muhamedismus, des Heidenthums, und der abergläubische Wahn in dem Theile der menschlichen Gesellschaft ist, welche sich vorzugsweise „die Kirche" nennt; wie denn der Papst, und die, so sich zu ihm halten, sich die Kirche nennen. Alle diese, sie haben Namen wie sie wollen, eilen nicht zu dem Gott hin, der sich geoffenbaret hat, und beachten nicht, wie derselbe sich geoffenbaret hat: „Sie gehen nicht nach Meiner Stimme, sondern eilen und nehmen ihre Zuflucht zu andern Gottheiten, suchen andern Trost und andere Hilfe." Wie Er also vorher für die Kirche gebetet hat, so spricht Er nun den Fluch über die Gotteslästerer aus. Es ist dieser Fluch eben so traurig, als das vorhergehende Gebet: „An denen hab' Ich all' Mein Gefallen — sie sind Meine Wonne; Ich hab' daran Lust und Freude," süß und erhebend war. Von diesen hingegen sagt Er: „Ich will ihres Trankopfers mit dem Blut nicht opfern, noch ihren Namen in Meinem Munde führen." Ein trauriges Wort! „Für solche bitte Ich nicht, und nehme ihr Opfer nicht an." „Wie großartig und

*) Die neuere Akademie, eine philosophische Schule im dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus, auf den Grund der ältern Akademie, oder der platonischen Schule errichtet, charakterisirte sich dadurch, daß sie mit vieler dialektischer Kunst Zweifel gegen die bestehenden Ueberzeugungen hervorsuchte, und indem sie die Gewißheit der Vernunfterkenntniß auf bloße Wahrscheinlichkeit beschränkte, nicht selten an die Gränzen eines allgemeinen Skeptizismus streifte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

glänzend auch ihr Gottesdienst sei, welchen harten Prüfungen sich auch Manche derselben unterziehen mögen, — ich achte nicht dergleichen Nichtigkeiten." Es gibt unter den Muhamedanern viele treffliche Männer, die auch ihren Gottesdienst üben; dennoch gefallen sie Gott darum noch nicht. Dasselbe gilt von den Uebrigen. Ich rede hier nicht nur von jenem Zurschautragen der Religion in äußerm Prunke, wie z. B. einer unter den römischen Kaisern (und es mag dieß wohl öfter geschehen sein,) eine dreifache Hekatombe, nämlich 100 Löwen, 100 Adler und 100 Stiere den Göttern opferte; es war das ein lächerlicher Pomp, nicht Frömmigkeit. Plato sagt: Die Gottheit will auf eine wahrhaft würdige Weise, d. h., nicht durch äußere Dinge, sondern durch richtige Vorstellungen von ihr, und durch lautere Gesinnung, nicht aber lediglich durch äußere Gebehrden verehrt sein; und das Gesetz des Zaleukus*) sagt, man müsse Gott durch Wahrheit und Gerechtigkeit, nicht durch pomphafte Schauspiele verehren. Wenn jetzt der Meßpriester das Hochamt hält, da gibt's ein großes Schauspiel; da wird den Augen der Leute ein großes Gepränge vorgemacht. Dieß Alles umfaßt Er in den Worten: „Ich will ihres Trankopfers nicht opfern," d. i., Ich will ihre Opfer nicht annehmen. Ein Trankopfer war es, wenn ein Becher voll Wein, oder Blut, oder Wasser über das Opferthier oder jede andere zum Opfer bestimmte Sache ausgegossen wurde.

Nun kehrt Er zu Seiner Kirche zurück, und versichert, daß die Kirche solle erhalten werden, und daß dieselbe um Seinetwillen erhalten werde: „Der Herr aber ist Mein Gut und Mein Theil;" denn das hebräische Wort, welches eigentlich Becher, Kelch bedeutet, wird hier in der Bedeutung: ein bestimmter, zugemessener, zuerkannter Theil, genommen; ähnlich in den Worten: „Könnt ihr den Kelch trinken, den Ich trinken werde" (Matth. 20, 22.)? wo es auch soviel ist, als: „„Mein sonderlich bescheiden Theil."" Es wird im guten und übeln Sinne, öfter im letztern, hier aber im guten Sinne gebraucht. Der Herr ist Mein Gut und Mein Theil, d. i., der Mir beschiedene Theil ist ein Gegenstand der göttlichen Sorge; denn so erklärt Er Sich in der Folge selbst: „Du erhältst Mein Erbtheil;" d. i., die Kirche, eigentlich das Mir gefal-

*) Gesetzgeber der griechischen Kolonie Lokris in Großgriechenland, um das Jahr 500 vor Christus.

lene Loos, d. h., nach einem rhetorischen Begriffswechsel, das was mir durch's Loos zu Theil wird. So heißt es in einer andern Stelle: „Die Du Mir gegeben hast, die habe Ich bewahret in Deinem Namen, und ist Keiner von ihnen verloren." (Joh. 17, 12.) Diese Worte stimmen ganz mit denen unsers Psalms überein. Solcher Zeugnisse wollen wir uns erinnern, die so offenbar aussprechen, daß die Kirche in alle Ewigkeit erhalten werden soll. Hierauf hat ebenfalls jene Erklärung des Herrn Bezug: „Mein Leiden ist nicht ohne Absicht, sondern um der Kirche willen, und zum Heil der Kirche übernehme ich dasselbe. (V. 1. 2.)

„Das Loos ist Mir gefallen aufs Lieblichste." Das hebräische Wort bedeutet, ein Seil, eine Meßschnur, weil die Ländereien nach der Meßschnur ausgemessen und vertheilt wurden. Der Sinn ist: Der Mir zuerkannte Theil ist ein herrlicher trefflicher Theil. Also erklärt Er es bald selbst. Ueberhaupt kommt es in den Psalmen sehr häufig vor, daß zuerst ein bildlicher Ausdruck gebraucht, und derselbe dann durch die eigenthümlichen Worte erklärt wird. So Psalm 68, 10. 12: „Du gibst einen gnädigen Regen Deinem Erbtheil." Dieses Bild erklären die folgenden Worte: „Der Herr gibt das Wort Evangelisten." Doch wie in den Psalmen, so findet sich auch in den Propheten diese Darstellungsweise. Ueberhaupt liegt in den Psalmen, wenn man sie nur recht auffaßt, hohe Schönheit. Sie sind keineswegs ein geschmackloses, ungeregeltes Gemisch, wofür sie Manche erklären, die gegen die Lehre der heil. Schrift eingenommen sind. Vielmehr sind die Gedanken aufs beste geordnet, und im reizendsten, lieblichsten Gewande dargestellt. So heißt denn die Figur in unsrer Stelle: Mein Loos, der mir zugefallene Theil, ist ein kostbarer, werthvoller Theil. Daran schließen sich die Worte: „Mir ist ein schönes Erbtheil geworden," d. h., Ich habe ein auserlesenes Erbtheil; Ich habe Meine Kirche im menschlichen Geschlecht; — gleichsam die Blühte der Menschheit: „Ich will Mir Meinen Theil aus dem Menschengeschlechte auslesen." Laßt uns bedenken, welch ein Glück es ist, zur Gemeinschaft der Kirche berufen zu sein! Es ist eine hohe, unaussprechlich wichtige Sache. Und das eben ist der erste Theil des Psalms: Das Gebet, nebst der Angabe der Ursache, warum Er leide, und für wen Er bitte. Es folgt der zweite Theil, der ein Dankgebet, nebst einer Darstellung der Art und Weise der Errettung enthält.

Er dankt für die Ihm zu Theil gewordene Errettung, wie denn in den Psalmen die Bitte und die Danksagung öfters so in einander verwebt werden, weil die Psalmen nach erlangter Errettung, oder nach der Gewährung derselben gefertigt wurden. „Ich lobe den Herrn, der Mir gerathen hat," der Mein Berather gewesen ist, d. h., Ich will dem Herrn danken, Ihn preisen und rühmen, daß Ich durch göttliche Macht errettet worden bin. Danken, heißt mit Herz und Mund bekennen, daß man von Jemand eine Wohlthat empfangen habe, demselben die Ehre geben, daß es Sein Geschenk sei, und nicht ein Verdienst sich zueignen, was Verdienst eines Andern ist. Das Bestreben, Jedermann das Seine zu gewähren, ist Gerechtigkeit; die Dankbarkeit ist Gerechtigkeit; sie möchte die empfangene Wohlthat dem Geber vergelten, und Gott hat dem menschlichen Geschlechte den Begriff der Dankbarkeit und der Undankbarkeit eingeschaffen, weil Er will, daß diese Tugend der Gerechtigkeit im menschlichen Thun hervortreten und fleißig geübt werden soll. So sollen die Kinder erkennen, daß sie das Leben zunächst Gott, und dann den großen Mühen und Schmerzen der Aeltern zu verdanken haben. Wer kann sich von den großen Mühen und Opfern einer Mutter, schon in den drei ersten Jahren der Kinder, und nicht von ihren Mühen nur, sondern vornehmlich von den damit verbundenen Gefühlen und Sorgen des mütterlichen Herzens, nur eine Vorstellung machen? Wer diese Mühen und Anstrengungen, diese zärtlichen Muttersorgen leichtsinnig verachten könnte, welche Rohheit und Verwilderung, welche häßliche Sinnesart würde er verrathen! Einen Jeden verletzt die Undankbarkeit, und wir sind Alle undankbar! Beherzigt die göttliche Ordnung: Gott will, daß wir dankbar anerkennen sollen, woher uns Wohlthaten kommen. — So heißt es auch im Psalm: „Ich lobe den Herrn," d. i., ich will es dankbar rühmen, daß die mir zu Theil gewordene Rettung das Geschenk des allmächtigen Gottes ist. Der Messias hätte, wenn Er nicht Gott wäre, jenes Leiden nicht tragen können, weil kein erschaffenes Wesen den Zorn Gottes ertragen kann.

„Der Mir gerathen hat," der Mein Herz durch Seinen Rath geleitet, und Mich bestärkt, befestigt hat. So schließen oft die Wörter, die zunächst ein Erkennen ausdrücken, zugleich den Begriff der Gesinnung ein. Der Rathgeber bestärkt, ermuthigt, kommt zu Hilfe. Er will sagen: Er hat in Mir Gottvertrauen und Gotteserkenntniß erhalten, und darin Mich gekräf-

tigt, daß Ich nicht von Gott weichen, wider Ihn nicht murren möchte. Wir wollen von unsern Anfechtungen reden, obwohl sie geringer sind. Wir wollen den David nehmen. David wird aus dem Lande vertrieben; sein Gewissen ist furchtbar durch Sünde verwundet. Er hatte den wackersten Mann morden lassen; er hatte dessen Weib an sich gerissen; er hatte zu vielfachem Aergerniß Anlaß gegeben; wie vielfaches Unheil folgte nachher! Seine Frauen wurden geschändet, und es kann nichts so Trauriges genannt werden, was nicht zu der Zeit geschehen wäre. In diesen großen Nöthen ist jedoch Gott sein Rathgeber, d. h., er fühlt sich mit Trost erfüllt, er hält den Glauben fest, sein Herz fällt nicht ab von Gott; Gott macht ihn stark, daß er Glauben hält, und ihn nicht wegwirft; Er kräftigt sein Herz, daß er nicht zu Zorn und Lästerung gegen Gott hingerissen wird, wie Saul, der keinen Rath und keine Stärkung hat. Auch wir wollen um diesen Rath und diese Stärkung Gottes in unsern Nöthen bitten lernen. Im dritten Psalm heißt es: „Viele sagen von meiner Sele: Sie hat keine Hilfe bei Gott." Was für eine traurige Klage ist das! Und doch, spricht er: „Ich weiche nicht von Dir!" Oder wie Hiob sagt: „Wenn mich auch der Herr tödten würde, so will ich doch auf Ihn hoffen." (Hiob 13, 15.) Das also ist der Rath, von dem hier die Rede ist.

„Auch züchtigen mich meine Nieren des Nachts." Man hat hier nicht bloß jene beiden Theile unsers Körpers, welche eigentlich Nieren heißen, zu verstehen, sondern alle innern Theile überhaupt; er nennt aber darum diese, weil er hier von seinen Leiden redet, weil jene Theile der Sitz der schmerzlichen Empfindungen sind, die eben davon den Namen: Hypochondrische Leiden, haben. Es sind das große Schmerzen, bei welchen die ganze Gegend der Seitenweichen leidet. Bei heftiger Beklemmung des Herzens wird, unserer innern Einrichtung gemäß, in der Milz schwarze Galle erregt, und weiter verbreitet. Das wirkt störend auf alle natürliche Verrichtungen in den zunächst liegenden Theilen ein, wie alle Diejenigen wissen, welche einmal eine tiefere Niedergeschlagenheit und Traurigkeit empfunden haben. Manche wundern sich, woher jene schmerzhaften Empfindungen in der linken Seitenweiche kommen; wenn aber die Niedergeschlagenheit so groß ist, so ergießt sich jene Flüssigkeit in die benachbarten Theile; es verstopft sich der Canal, der nach der Leber, oder von der Leber nach der Milz führt; die Ausleerung,

so wie die Verdauung wird gehemmt, und so wird das Leben zuletzt zerstört. Diese heftigen Schmerzen versteht er hier, und umfaßt zugleich das ganze Innere, nämlich das Herz, und alle die Theile, die mit der Bewegung des Herzens zusammenhängen, so wie auch die Seitenweichen, welche hauptsächlich der Sitz jener Leiden sind. Er fügt aber hinzu: „des Nachts;" in jenen Leiden züchtigen mich meine Nieren während der Nacht; da litt Ich unbeschreibliche Schmerzen; da empfand Ich die ganze Schwachheit der menschlichen Natur in dem Grade, daß ich fast unterlag. Das Alles umfaßt Er mit jenem Worte. Aber in jenen schweren Leiden spricht Er: „habe Ich den Herrn allezeit vor Augen." Dessen ungeachtet, will Er sagen, rief Ich dabei zu Dir, und behielt Glauben und Zuversicht. Wir wollen wiederum von uns reden. David blickt in seinen schweren Leiden zu Gott auf, hält den Glauben fest, und erfährt also Hilfe. Darauf redet er von der Befreiung: „Darum freuete sich mein Herz," ich empfand Trost und Belebung. Die Freude des Herzens ist Leben; Traurigkeit ist Erschütterung, welche den Menschen allmälig aufreibt. Jeder Mensch lebt so lange, als er noch eine Freude sein nennt; hat aber die Traurigkeit sein Herz überwältigt, — das ist der Gang zum Tode. „Mein Herz freute sich," es fühlte sich neu belebt, „und meine Ehre ist fröhlich," d. h., ich freue mich der erlangten Hilfe, und will mit meiner Zunge diese Deine Wohlthat rühmen.

„Auch Mein Fleisch wird sicher liegen." Diese Worte beziehen sich ganz eigenthümlich auf die Person des Messias, sodann auch auf die übrige Kirche, jedoch nur in sofern, als ihr solches durch den Messias zu Theil wird. „Mein Fleisch wird liegen." Er redet eigentlich von der menschlichen Natur, deren Erwähnung auch in jenen Aussprüchen eingeschlossen ist: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten; in deinem Samen sollen alle Geschlechter gesegnet sein." „Sicher," in Hoffnung, d. i., mein Fleisch wird wieder aufleben. Jener Same muß leben, darum wird er den Tod überwinden. „Denn Du wirst Meine Seele nicht in der Hölle lassen." Ich will hierüber keine Streitfragen anregen. Die Schmerzen der Hölle bedeuten jene unsäglichen, furchtbaren Schmerzen, in welchen sich das Gefühl des göttlichen Gerichts kund thut; so heißt es in einer andern Stelle: „Denn es umfingen Mich des Todes Bande, — der Höllen Bande umfingen Mich."

„Du wirst also Meine Seele nicht in jenen Schmerzen lassen, und nicht zugeben, daß Dein Heiliger verwese." Hier verkündigt er mit deutlichen Worten, daß der Leib des Messias nicht, gleich andern Körpern, in Auflösung übergehen werde. Sein Leib wird sogleich belebt werden, und sodann auferstehen.

„Du thust Mir kund den Weg zum Leben." Er dankt nun, daß ihm nicht nur das Leben sei wiedergegeben worden, sondern daß auch dasselbe ein Leben in ewiger Freude sein werde: „Du zeigst Mir das Leben, und gibst es Mir wieder, und gibst Mir Freude die Fülle," d. i., Du wirst Mich sättigen mit Freude; „vor Dir," d. i. in Deiner Nähe, Deinem Anschauen. Er schildert hier das ewige Leben. Das ewige Leben ist jener innige Umgang mit Gott, in welchem wir, so wie Er, in unmittelbarer Nähe das Anschauen und die Liebe Gottes genießen werden. Es wird in uns göttliches Licht, göttliche Weisheit und Gerechtigkeit gesenkt werden, welche alle Vorstellung der Creatur übertreffen wird. Das sind die unermeßlichen Güter, welche der Kirche verheißen sind, und durch den Sohn uns zu Theil werden. Er fügt in Ansehung der Ewigkeit noch hinzu: „Liebliches Wesen ist zu Deiner Rechten ewiglich," d. i., ich werde solche Seligkeit in alle Ewigkeit, und zwar zu Deiner Rechten genießen. Der Herr ist ein mächtiger Herr; die göttliche Allmacht sammelt sich eine ewige Kirche, von der Er vorher gesagt: „Das Loos ist Mir gefallen aufs Lieblichste; Mir ist ein schönes Erbtheil geworden." Das wird jenes Gut sein, das die Kirche in alle Ewigkeit genießen wird, daß sie nämlich im Anschauen Gottes die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Freude desselben genießen wird. So sehen wir, daß dieses kurze Gedicht fast alle Hauptpunkte der Lehre der Kirche in sich faßt.

Auslegung des vierunddreißigsten Psalms.

Dieser Psalm ist vornehmlich ein Danklied für die Befreiung aus einer nicht besonders genannten Gefahr. Die Ueberschrift weist auf die 1. B. Samuelis 21 (10 ff.) aufgezeichnete Geschichte hin, wo erzählt wird, David sei zu Achis gekommen, und

als man ihn erkannt, der Gefahr nur dadurch entgangen, daß er sich plötzlich wahnsinnig gestellt habe. Welche Begebenheit aber immer diesem Psalme zum Grunde liegen mag (denn es muß der Gerechte Viel leiden, wie der Psalm selbst spricht), so ist doch dieses Danklied gewiß nicht in Beziehung auf David allein, sondern um der ganzen Kirche willen geschrieben. Es ist aber zum Verständniß dieser Abschnitte der Schrift und zu richtiger Anwendung derselben aufs Leben, nöthig, gleich Anfangs die Quellen zu betrachten. Alle in den Psalmen vorgetragenen Belehrungen umfassen entweder die Lehre des Gesetzes oder der Glaubensartikel, d. h. das Evangelium, oder diejenigen Trostverkündigungen, welche die Verheißungen Gottes in Ansehung künftiger und gegenwärtiger Güter enthalten; oder sie sprechen endlich die Verwerfung der Gottlosen aus. Hierbei muß man auch die gesammte Lehre vom Gebet, vom Glauben, von den Uebungen des Glaubens in der Erwartung zeitlicher Hilfe und des ewigen Lebens, ferner die Lehre von der Verschiedenheit der zeitlichen und ewigen Verheißungen, im Auge haben. Diese vorangestellte Erwägung belehrt uns, daß dieser Psalm ein Trostpsalm ist, weil dieses Danklied in der Absicht, Andere durch Trost aufzurichten, geschrieben worden ist, damit sie gleiche Hilfe im Glauben erflehen und erwarten sollen. Er stellt auch das Beispiel seiner Errettung, und Verheißungen auf, in denen derselbe Gedanke öfters wiederholt ist. Wir sollen aber wissen, daß die Verheißungen, und gleichermaßen die Beispiele auch uns angehen, gleich wie die Aussprüche: „Kommt zu Mir Alle" ꝛc.; ferner: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden" (Matth. 11, 28. Apostelgesch. 2, 21.), einen Jeden angehen. Demnach sollen wir überzeugt sein, daß, gleich wie Abraham, Joseph, David, die Israeliten im rothen Meer, und im Ofen zu Babylon gerettet worden sind, also auch wir von Gott beschützt und erhalten werden; denn es könnte bei der so großen Hilflosigkeit des menschlichen Geschlechts, bei so furchtbarer Feindschaft des Teufels, bei dem gräulichen Wüthen der Menschen, die Kirche nicht bleiben, und Familien, Schulen und bürgerliche Ordnung könnten nicht bestehen, wofern nicht der Sohn Gottes, der darum menschliche Natur angenommen hat, damit nicht das Geschlecht der Menschen gänzlich untergehen möchte, unser Schutz und Schirm, und also mit uns wäre, wie Er im babylonischen Ofen sichtbar nahe war. Er ist also bei uns, Er erhört, und hilft uns, und wir sollen nicht

wähnen, Er versäume uns, weil nicht immer der Ausgang den Traumgebilden unsers Herzens entspricht. Denn Beides ist Wille und Rathschluß Gottes, sowohl, daß die Kirche unter dem Kreuze sein soll, damit die Sünde erkannt und das Gebet geübt werde, als auch, daß die Kirche erhalten, und seine Gegenwärtigkeit in der Kirche anschaulich werden soll; und eben darum will Er, daß man Seine Errettung dankbar preise, wie Er spricht: „Rufe Mich an in der Noth, und Ich will dich erretten, und du sollst Mich preisen" (Ps. 50, 15.); und: „So laß nur die Kraft des Herrn groß werden, — so werden's die Aegypter hören, daß Du unter diesem Volke seist." (4. B. Mose 14, 13. 14. 17.)

„Ich will den Herrn loben." Die Dankbarkeit ist überhaupt aus zwei Haupttugenden, nämlich aus der Wahrheit und der Gerechtigkeit zusammengesetzt. Die Wahrheit bekennt, von wem man eine Wohlthat erhalten, die Gerechtigkeit verpflichtet zur Aeußerung der Erkenntlichkeit, und der undankbare Mensch ist im Allgemeinen zugleich unwahr und ungerecht. Unwahr ist er, weil er den Urheber empfangener Wohlthaten nicht rühmend anerkennt, und wohl gar fremdes Verdienst sich aneignet; so Nebukadnezar, wenn er spricht: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe durch meine große Macht." (Daniel 4, 27.) Ferner ist er auch ungerecht, weil er unterläßt, Erkenntlichkeit zu äußern; so Alexander, der Gott ungehorsam ist, sich selbst zum Gott erhebt, seine Freunde mordet. Erwägt man diese schimpflichen Verirrungen, so wird man um so mehr einsehen, warum Gott Dankbarkeit fordert. Er will zuerst, daß wir nicht die Wahrheit verletzen, sondern Ihn als den Urheber der Wohlthaten anerkennen und preisen sollen, damit wir daraus lernen mögen, wie Gott sei, und wie Er gesinnt sei. Er will es aber auch deßhalb, damit Andere belehrt, zur Erkenntniß Gottes, zum Glauben, zum Gebet, zur Hoffnung erweckt, und durch Trost aufgerichtet werden, ja daß sie Seine Hilfe erfahren und durch Ihn beseligt werden sollen. Darum spricht Er in unserm Psalm: „Daß es die Elenden hören und sich freuen" (V. 3.), und im 22. Psalm (V. 23.): „Ich will Deinen Namen predigen meinen Brüdern; ich will Dich in der Gemeinde rühmen;" und Gott erweist uns Wohlthaten, damit Zeugnisse von Ihm vorhanden sein sollen, um uns und Andere zu kräftigen und zu stärken. So heißt es 1. B. d. Könige 18, 36: „Auf daß alle Lande wissen, daß Du Gott in

Israel bist." Es enthält demnach der Anfang unsers Psalmes als Hauptsatz den Ausdruck des Dankgefühls: „Ich will den Herrn loben, d. h., ich will Ihn rühmen und bekennen, wie es sich verhält, daß ich von Ihm errettet worden bin.

„Meine Seele soll sich rühmen des Herrn," d. h., ich will mich nicht meiner Kraft und Weisheit rühmen, wie Nebukadnezar in jener eben erwähnten Aeußerung gethan, und wie Sanherib sprach: „Wer ist unter allen Göttern, der sein Volk habe mögen erretten von meiner Hand" (2. B. d. Chron. 32, 14.)? sondern, ich will mich rühmen des Herrn, d. h., ich will Ihm die Ehre geben; ich bekräftige, daß ich von Ihm errettet worden, gleich wie Daniel spricht: „Mein Gott hat Seinen Engel gesandt, der dem Löwen den Rachen zugehalten hat." (Daniel 6, 22.) Es folgt nun die Anwendung, welchen wohlthätigen Erfolg die Lobpreisung Gottes bezwecke; „daß die Elenden hören und sich freuen," d. i., auch um des Beispiels willen preise ich die Wohlthat Gottes, damit Andere zur Erkenntniß Gottes, zum Glauben, zum Gebet erweckt, durch Trost aufgerichtet und beseligt werden.

„Preiset mit mir den Herrn." Er redet zu der Kirche; sie soll Zeuginn dieses Bekenntnisses sein; sie soll gleichermaßen wie Andere, solche Wohlthat rühmen.

In den Worten: „Da ich den Herrn suchte, antwortete Er mir," wird das Wesen dieser Wohlthat dargestellt. Unmittelbar darauf wird die allgemeine Verheißung und die Anwendung auf Andere eingeschaltet: „Welche Ihn ansehen und anlaufen (gleichsam an Ihn anströmen), derer Angesicht wird nicht zu Schanden;" gleich als wollte er sagen: Wenn Menschen zweifeln, ob sie erhört werden, so muß ich diesen Zweifel für durchaus tadelnswerth erklären und versichern, daß die Ihn anrufen, wirklich Erhörung finden. Zu dem Ende wiederholt er sein eignes Beispiel: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr." Diesen Vers wende auch auf dich an; auch dich wird der Herr erhören, wenn du zu Ihm rufen wirst!

„Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so Ihn fürchten, und hilft ihnen aus." Dieß Bild ist entlehnt aus 1. B. Mose 32, 2, wo Jakob bei der Erblickung der Engel ausruft: „Das sind Gottes Heere!" und aus 2. B. Mose 33, 15. 16, wo Mose spricht: „Wo nicht Dein Angesicht vor uns hergehet, so führe uns nicht von dannen hinauf — ohne wenn Du mit uns gehest!"

Unter dem Engel verstehe ich aber den Sohn Gottes selbst, den Beschützer Seiner Kirche, wie Jakob spricht: „Gott, vor Dem meine Väter Abraham und Isaak gewandelt haben — der „„Engel,"" Der mich erlöset hat von allem Uebel, der segne die Knaben!" (1. B. Mose 48, 15. 16.) Es wird aber in diesen Worten abermals die Verheißung der hilfreichen Nähe Gottes eingewebt, wie sie auch anderwärts öfter ausgesprochen sich findet; so Jes. 46, 4: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet; ich will heben und tragen und retten!" und Matth. 28, 20: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Und Matth. 10, 30: „Alle Haare auf eurem Haupte sind gezählet." Ja der ganze 91. Psalm: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen wohnet," gehört hierher; eben so Psalm 54, 23: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen."

„Schmecket und sehet!" Der Sänger belehrt uns in diesen Worten über die Aneignung der göttlichen Verheißungen, indem er gleichsam sagen will: Vorher hab' ich das Beispiel meiner eignen Errettung aufgestellt, daran schließ' ich nun die Verheißungen des Herrn, und betheure, daß dieselben auch für euch bestimmt sind, nur müßt ihr euch zu Gott bekehren, und im Glauben die Verheißung ergreifen. Nun wird die Aneignung dieser Wohlthat ausdrücklich gesetzt: „Der Herr ist freundlich," heißt es weiter, „wohl dem, der auf Ihn trauet." Hieran schließen sich tröstliche Worte, die Bekehrung und die Früchte der Bekehrung betreffend, und zugleich wird die Verheißung wiederholt: „Fürchtet den Herrn, ihr, Seine Heiligen!" d. h., beharret in wahrer Buße, in der Furcht und im Glauben, denn „Furcht" drückt im Allgemeinen oft die ganze Gottesverehrung aus; in diesem Sinne heißt es: z. B. „Wohl dem, der den Herrn fürchtet, und auf Seinen Wegen gehet." (Ps. 128, 1.) „Die Löwen hungern," — eine treffliche Metapher; er nennet Löwen, reiche, mächtige Feinde, und versichert, auch diese würden von ihrer Höhe herabgestürzt, in Mangel und Dürftigkeit niedergedrückt, aller Stützen ihres Uebermuthes beraubt werden, uns ins ewige Verderben stürzen, wie Pharao, Saul, Apries, Polykrates, Nero u. A. von ihrem Fall erreicht worden sind; während Gott Seine schwache Kirche beschirmte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Kommet her, Kinder, höret mir zu! Ich will euch die Furcht des Herrn lehren." Weil er die Furcht Gottes genannt hat, so fügt er auch eine Belehrung über die Uebungen wahrer Gottesfurcht und bußfertiger Gesinnung hinzu. Zuerst ertheilt er eine Vorschrift in Ansehung der Zunge, die in der doppelten Beziehung aufzufassen ist, daß wir, wie in Religionssachen, so auch vor Gericht und in Verhandlungen mit Menschen überhaupt die Wahrheit reden sollen.

„Laß vom Bösen!" Er redet vom Gebot der allgemeinen Gerechtigkeit: „Thue Gutes!" Denn es umfaßt dieses alle Gebote Gottes, wie der Herr spricht: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" (Matth. 19, 17.) Und Paulus spricht: „Uebe eine gute Ritterschaft; habe Glauben und gutes Gewissen!" (1. Tim. 1, 18.) Ferner: „Lasset euch nicht verführen! Weder die Hurer, noch die Ehebrecher — noch die Todtschläger werden das Reich Gottes besitzen." (1. Kor. 6. 9.) Deßgleichen 1. Joh. 3, 8: „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel."

In den vier folgenden Versen werden Verheißungen und Drohungen wiederholt. „Der Gerechte muß Viel leiden." Er begegnet hier dem Einwurf der meisten Menschen, welche sagen: Da die Kirche mit so vielen Anfechtungen zu kämpfen hat, wie magst du sagen, daß Gottes Heere und Gottes Augen sie beschützen? Wahr ist's, antwortet er, daß groß und vielfach die Kämpfe und Anfechtungen der Kirche sind. Die Ursachen davon werden an einem andern Orte angegeben. Es wird jedoch nach diesem Leben eine allgemeine Erlösung, Leben, Gerechtigkeit und ewige Freude Statt finden; und auch in diesem Leben schon wird Erleichterung kommen, und mitten unter den Trümmern zusammenstürzender Weltreiche wird die Kirche wohlbewahret bleiben.

„Der Tod ist der Sünder größtes Unglück"*). Er redet von der allgemeinen Strafe der Bösen, und es heißt hier ausdrücklich: Der Tod ist für die Gottlosen ein trauriges Uebel; darum wenn es ihnen auch in diesem Leben wohlgehet, so werden sie doch bei ihrem Tode einem traurigen Verderben entgegen gehen, so daß endlos ihre Strafen, das Gefühl des Zornes und Gerichtes Gottes in alle Ewigkeit dauernd sein wird.

*) Richtiger, dem Texte gemäßer, übersetzt Luther: „den Gottlosen wird das Unglück tödten."

Es ist sonach auch in dieser Stelle vom Leben und Gerichte nach diesem Leben die Rede; denn sie lehrt, es müsse in diesem Leben vor dem Tode Bekehrung zu Gott eintreten; übereinstimmend mit den Worten: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben." (Offenb. Joh. 14, 13.) Ferner: „Sei getreu bis in den Tod" (Kap. 2, 10.); und: „daß wir überkleidet werden; so doch, wo wir — nicht bloß erfunden werden." (2. Kor. 5, 3.) „Die den Gerechten hassen, werden Schuld haben," d. h., sie werden für schuldig erklärt werden; es drückt das Wort „Schuld," den hohen Grad der Strafe, die Vertilgung aus, wie in andern Stellen öfters. — Der letzte Vers wiederholt die Verheißung und die Folgen in Rücksicht des Glaubens: „Alle, die auf Ihn trauen, werden keine Schuld haben."

Auslegung des einundfunfzigsten Psalms.

Laßt uns bedenken, daß die Psalmen göttliche Weisheit und göttliche Stimme sind, und daß Gott, der Quell der Beredtsamkeit, weise, recht und wohlgeordnet redet. Darum hat man, wie in andern wohlgeschriebenen Gedichten, so auch in jedem einzelnen Psalm einen in demselben durchgeführten Hauptsatz zu suchen, und zu erwägen, wie die Glieder unter einander zusammenhängen. So werden sie uns deutlicher und anziehender werden, und die Sache selbst wird zeigen, daß die einzelnen Glieder keineswegs ohne Regel und Absicht zusammengeworfen sind. Daher suchen wir, wie in andern gelehrten Schriften, so auch in den Psalmen bestimmte Themata, und eine Aufeinanderfolge von Theilen, und bringen sie, je nachdem der Inhalt ist, einen jeden unter seine besondere Gattung, damit wir, den Regeln der Schule gemäß, um so sorgfältiger erwägen, was der Zweck eines jeden Psalmes sei, was er beabsichtige, ob er Belehrungen oder Bitten enthalte. Es sind also einige Psalmen prophetischen Inhalts, und gehören zu den Lehrpsalmen, indem sie lehren, wer der Messias ist, und welches die Wohlthaten desselben sind. So der zweite Psalm: „Warum toben die Heiden?" ꝛc. Der 110.: „Der

Herr sprach" ꝛc. Der 45.: „Mein Herz" ꝛc., und der 72.: „Gott, gib Dein Gericht" ꝛc. Andere enthalten Gesetzeslehre, wie der 133. von der Eintracht: „Siehe, wie fein und lieblich ist's" ꝛc. Andere lehren, was die Kirche, und wo sie ist; so Psalm 84: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen" ꝛc. Andere sind Trostgesänge und Danklieder; Andere flehen um Sündenvergebung, und Andere um Rettung. Es können aber die Trost- und Bittpsalmen zu der Gattung der bestimmenden Psalme gerechnet werden, und so auch der 51. Psalm. Es ist zugleich zu wissen, daß die einzelnen Gattungen vermischt vorkommen, denn mit Belehrungen werden Aeußerungen des frommen Gefühls verwebt, und zwischen diese wiederum Belehrungen eingestreut, und man muß es darum mit jenen Eintheilungen nicht zu ängstlich nehmen, sondern nur die wichtigsten Glieder suchen, und die Beispiele von Bitten und von Rettung sind für uns gewissermaßen allgemeingültige Verheißungen; wie z. B. der 34. Psalm: „Ich will den Herrn loben allezeit," den Fall, der dem Dichter zunächst lag, auch auf die übrigen anwendet: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr" u. s. w.

Es ist aber der Psalm: „Gott, sei mir gnädig," ein Gebet um Vergebung der Sünden, Rechtfertigung, Heiligung und Linderung der Strafen. Das sind die Hauptsätze, mit denen der Ausdruck frommer Gefühle, weitere Ausführungen und Beweise verwebt sind. Gleich der erste Vers ist ein Hauptsatz: „Gott, sei mir gnädig!" d. h., vergib mir meine Sünden, sei mir versöhnt; rechtfertige mich! Zu diesem Satze fügt er den Grund: „nach Deiner großen Barmherzigkeit," indem er auf die Verheißungen sieht, in welchen die Barmherzigkeit Gottes sich kund thut, die um des Mittlers willen verheißen wird, dessen er auch in der Folge Erwähnung thut, wenn er spricht: „Entsündige mich mit Ysop," d. i., mit dem Blute des Messias. Man dürfte hier den Gegensatz vermissen: Nach Deiner Barmherzigkeit, nicht wegen meiner Werke oder Verdienste. Die Barmherzigkeit oder Verheißung muß aber im Glauben ergriffen werden, d. h., das Herz darf nicht in Zweifel beharren, sondern soll wissen, daß auch dir die Verheißung gilt, und im Glauben an den Mittler sich beruhigen, um welches willen die göttliche Erbarmung uns verheißen ist. Dieser Satz wird nun wiederholt in den Worten: „Wasche mich wohl" u. s. w. Dann folgt in der Form der Selbstanklage ein Sün-

denbekenntniß, das zugleich eine Belehrung enthält, woher die Sünde, und welch ein großes Uebel sie sei. „Denn ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir. An Dir allein hab' ich gesündigt, und übel vor Dir gethan." Ich bekenne, daß ich ein Sünder, und strafwürdig bin; und zwar bin ich eben nur ein Sünder, habe kein Verdienst, keine Gerechtigkeit vor Dich zu bringen, sondern spreche es frei aus, daß Du, indem Du mich anklagst, gerecht bist, und spreche es frei aus, daß Du Recht behältst, wenn Du von den Heuchlern gerichtet wirst, die mit entsetzlichem Murren Gott der Ungerechtigkeit anklagen, weil sie eben so wie Andere, auf denen offenbare Verbrechen lasten, gezüchtigt werden. Ich hingegen erkenne, daß diese menschliche Natur in der Sünde versunken, und des Todes und der Strafe würdig ist, wenn auch der Wandel Mancher nicht offenbar verbrecherisch ist. Dieses Sündenbekenntniß ist ein Ausruf des David nicht nur, sondern der ganzen Kirche in ihrer wahren Zerknirschung, übereinstimmend mit dem Ausspruche: „Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen; da vergabst Du mir die Missethat meiner Sünde." (Ps. 32, 5.) — Es schließt aber dieses Sündenbekenntniß zugleich den Trost in sich: Du bist gerecht und willst uns rechtfertigen; Du hast die Verheißungen von der Vergebung der Sünden kund gethan; auf diese Verheißung gestützt, nahe ich Dir. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Du wahrhaft bist, und Deine Verheißung erfüllst, ich sage es laut, daß ich, obgleich ein Unwürdiger, dennoch werde angenommen werden. Dieß läugnen die Heuchler. Diese Aussprüche stimmen mit der oft wiederholten Lehre von der Versöhnung aus Gnaden überein, z. B. Röm. 3, 24. Ps. 31, 5. und Hiob 13, 15: „Wenn Er mich auch tödtete, so will ich dennoch auf Ihn hoffen, und meine Wege vor Ihm strafen; Er wird ja mein Heil sein; denn es kommt kein Heuchler vor Ihn."

„Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeugt, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen." Zuvor hatte er in der Selbstanklage im Allgemeinen gesagt: Ich erkenne meine Sünde, und bekenne mich für schuldig. Nun fügt er eine Erklärung hinzu, welche Sünde er beklage, nämlich nicht die äußerlichen Vergehungen allein, sondern die Unreinigkeit seiner Natur überhaupt. Denn nach dem Verluste des ursprünglichen Lichtes, und der ursprünglichen Gerechtigkeit werden wir

nun so geboren, daß wir Finsterniß mitbringen, und daß diese elende Natur von Gott abgewendet, und im Tode versunken, gleich einem von Gott losgerissenen Wesen untergeht. Diese Gebrechen, welche uns von der Geburt an anhängen, sagt er, erkenne er wohl, und spricht sich sehr richtig über die Erbsünde aus. Es verdient aber der Nachdruck, der in den gewählten Ausdrücken liegt, unsre besondere Beachtung. Er setzt zwei Worte zur Bezeichnung dieses Uebels. Das erste bedeutet Abweichung vom Rechten, Unordnung in allen Kräften. Dann nennt er es ausdrücklich Sünde, in welchem Ausdruck die Schuld, d. i. die Zuerkennung der Strafe, die furchtbare Verwerfung bestimmter ausgesprochen wird, nach welcher Gott eine Person verdammt, und vorher spricht er: Ich bin in Unordnung gebildet worden; d. h., als ich zur Frucht im Mutterleibe gebildet wurde, da war jener Stoff unrein, und ohne das göttliche Licht. Nachher spricht er bezeichnender: „Meine Mutter hat mich in Sünden empfangen," d. h., als mich meine Mutter in ihrem Schooße trug, da entwickelte meine Natur dasselbe Verderbniß, mit welchem der natürliche Same, d. i., die Aeltern selbst, behaftet waren. Diese obwohl kurze Darstellung enthält doch die Lehre von der Erbsünde in ihrem ganzen Umfange, weil sie dieselbe eine Unordnung, und zwar eine verdammliche und von Gott verdammte Unordnung nennt, und jene Unordnung in die mannichfachen ungeregelten heftigen Triebe und Begierden in der Natur des Menschen setzt, die dem Göttlichen entgegen sind, wie Paulus spricht: „Fleischlich gesinnet sein ist Feindschaft wider Gott!" (Röm. 8, 6.) Es gibt nichts Traurigeres als diese Darstellung.

„Siehe, Du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt;" diese Worte drücken den Ernst des Bekenntnisses aus, und sind gleichsam ein Zuruf: Du forderst, daß wir ohne Hehl uns als Sünder und als solche bekennen sollen, die der Strafe würdig sind, damit in derselben die Gerechtigkeit Gottes gerühmt werde, wie Daniel spricht: „Du Herr bist gerecht, wir aber müssen uns schämen." (Daniel 9, 7.) Darum lege ich dieß Bekenntniß ab, und bitte zugleich, daß Du mich Deine Weisheit lehrest, die der menschlichen Vernunft verborgen ist. Denn in ihrer natürlichen Sicherheit fürchtet die Vernunft das Gericht Gottes nicht; sie sieht dieses Elend nicht, wie denn die Epikurer, die Philosophen der Akademie und viele Andere das Spiel mit willkürlich gestellten Vorstellungen von Gott für hohe

Weisheit halten, und nicht wissen, wie Gott wolle erkannt sein, wie man Ihn recht erkennen, und wie unsre Natur beschaffen sein müsse. In der wahren Buße aber wird diese Sicherheit geahndet, wie Jeremias spricht: „Du hast mich gezüchtiget, und ich bin auch gezüchtigt wie ein geil Kalb; bekehre Du mich, so werde ich bekehret.“ (Jerem. 31, 18.) David begehrt demnach, daß seine Sicherheit durch das ihm vorgehaltene Bild seiner Sünde gezüchtigt, und daß er dann durch Erbarmung wieder aufgerichtet werden möchte. Nun kehrt er zu dem Hauptsatze von der Sündenvergebung zurück, und fügt die Erwähnung des Mittlers und der Verheißung hinzu; dieß ist ausgedrückt in dem Bilde der Besprengung mit dem in Blut getauchten Ysop, welches Bild wir so zu erklären haben, daß das Zeichen statt der bezeichneten Sache genannt wird. „Entsündige mich mit Ysop,“ d. i., mit dem Blute des Mittlers, der in dem Opferblute angedeutet wird. Im Texte heißt es eigentlich: Mache mich zur Sünde durch Ysop, d. i., mache mich zu einem Sühnopfer, entsündige mich, reinige mich; nimm die Sündenschuld von mir weg, und zwar durch das Blut des Sohnes. Das Wort Sünde bedeutet in der hebräischen Sprache je nach der Verbindung, in welcher es steht, entweder einfach „Sünde“ mit dem Begriff der Schuld und Verdammlichkeit, oder es heißt: zur Sünde gemacht werden, nämlich besprengt mit dem Blute des Sohnes; da nämlich bekennt man, daß man schuldig sei, daß aber die Schuld auf den Sohn übergetragen, und von uns weggenommen werde. Die Besprengung mit Ysop aber bedeutet die Predigt des Evangelium, durch welche die Wohlthaten des Sohnes Gottes den Gläubigen angeeignet werden, und durch welche der Sohn Gottes selbst wirksam ist, wie es bald im nächsten Verse von der Predigt heißt: „Laß mich hören Freud' und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden.“ Hier redet er von der Predigt des Evangelium, und von dem Mittel, durch welches wir der Wohlthat des Mittlers theilhaftig werden, nämlich durch die Stimme des Evangelium, welches Freude verkündigt. Zugleich mit dieser Stimme spricht aber der Sohn Gottes in deinem Herzen das Wort: Dir sind deine Sünden vergeben! und ruft durch dieses Wort neues Leben in dich. Denn die Wirkungen des Sohnes und des heiligen Geistes im Menschen greifen eben auf diese Weise in einander: Der Sohn spricht das Wort, in welchem Er den Willen des Vaters kund thut, und wenn nun diese Ge-

wißheit im Herzen leuchtet, so gibt Er den heiligen Geist, der Freudigkeit anzündet, und macht, daß das Herz freudig sei in Gott. In dieser Beziehung heißt der Sohn „das Wort," weil Er auch uns das Wort ist, indem Er in unserm Innern den Vater offenbart. So spricht Petrus: „Wiedergeboren aus dem lebendigen Wort Gottes" (1. Petr. 1, 23.); und Athanasius stellt wiederholt die Bestimmungen auf: Der Vater wirkt durch das Wort im Geiste; der Geist ist nicht außer dem Worte; und im dritten Buch vom heil. Geiste spricht er: „So oft es heißt, der heil. Geist sei in einem Menschen, so ist zu verstehen, daß in demselben das den heil. Geist verleihende Wort sei;" und in Ansehung des Sohnes drückt er sich eben so aus, wie Augustin im vierten Buch von der Dreieinigkeit: „Täglich wird der Sohn in die Herzen der Gläubigen gesendet; aber anders wird er gesendet, um Mensch zu sein, anders, um mit dem Menschen zu sein. Dieß geschieht aber, wenn er in uns durch das äußere Wort wirksam ist, das im Glauben aufgenommen werden muß, nach dem Spruche: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig machet Alle, die daran glauben." (Röm. 1, 16.)

„Verbirg Dein Antlitz von meinen Sünden;" diese Worte sind eine Wiederholung der Bitte um Sündenvergebung: wende Dein Antlitz ab, insofern es nämlich Zorn, Mißfallen ausdrückt; in diesem Bilde stellt die Schrift sehr oft Zorn und Gericht Gottes dar. Nun wird dieselbe Bitte ohne Bild wiederholt: „Tilge alle meine Missethat." Bis jetzt hat der Prophet geschildert, was im Werke der Bekehrung das Erste ist, und wie der Mensch Vergebung der Sünde empfängt, und mit Gott in jenem geheimen Rathschlusse versöhnt wird, und hat die Lehre von der Rechtfertigung vorgetragen, über welche Paulus sich so ausdrückt: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott — und einen Zugang zu Ihm." (Röm. 5, 1. 2.) Stets aber gibt der Sohn, der das Wort des Trostes in uns verkündigt, mit der Vergebung der Sünden und der Zurechnung Seiner Gerechtigkeit, zugleich auch den heil. Geist in unsre Herzen, und macht uns zu Erben des ewigen Lebens. Darum redet der Psalm nachher von der Wiedergeburt durch den heil. Geist, von der Milderung der Strafen, vom Bekenntniß und vom Kreuz.

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib

mir einen neuen gewissen Geist;" ein reines Herz, d. i., nach der Erklärung der Apostel, ein solches, welches durch den Glauben gereinigt, schon um des Mittlers und Gottmenschen willen wohlgefällig ist; denn „das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden." (1. Joh. 2, 7.) Damit aber der Mensch also Gott gefallen könne, muß er das Wort gläubig annehmen, und den Zweifel besiegen; das geschieht aber, wenn das Herz durch den heil. Geist gewiß gemacht wird, der eben darum hier ein gewisser, d. i. ein solcher genannt wird, der nicht zweifelt, der nicht in banger Ungewißheit schwebt, nicht zaghaft und muthlos vor Gott flieht, wie Paulus von Abraham sagt: „Er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben, und gab Gott die Ehre" u. s. w. (Röm. 4, 20.)

„Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht;" diese Worte sind eine Wiederholung der zweifachen Bitte im ersten Gliede. Er fleht um Vergebung der Sünden, indem er bittet, daß Gott ablassen möge, zu zürnen.. Denn, Gott verbannt einen Menschen von Seinem Angesicht, heißt eben, Er will ihn nicht gnädig anblicken, sondern ihn vielmehr in dem schrecklichen Gefühl, von Ihm verworfen zu sein, untergehen lassen. So heißt es z. B. Psalm 31, 23: „Ich sprach in meinem Zagen: ich bin von Deinen Augen verstoßen," d. i., wenn Du mir zürnst, blickst Du nicht gnädig auf mich, sondern reibst mich sogar durch bange Schrecken auf. Hierauf bittet er um den heil. Geist: „Nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir." Vorher hatte er ihn einen gewissen Geist genannt, d. i., der das Herz im Glauben gewiß macht, und die Zweifel des Unglaubens besiegt; hier nennt er ihn einen heiligen Geist, d. i., der das Herz heiliget, welches sich auf den ganzen Gehorsam bezieht, der es regiert, allen Geboten gemäß zu wandeln. Denn das Wort „heilig" bezeichnet im Allgemeinen Dasjenige, was zu göttlichem Gebrauche bestimmt ist; so 3. B. Mose 11, 44: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig!" d. i., so, wie Ich in Meinem Gesetze Mich kund thue. Es ist aber bekannt, daß der heil. Geist anregt und antreibt, und eben darum in die Herzen der Gläubigen gegeben wird, um in ihnen neue Regungen und Gefühle gegen Gott zu wecken, und es heißt öfters: „Ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" (Röm. 8, 15. Gal. 4, 6. u. a.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Tröste mich wieder mit Deiner Hilfe, und der freudige Geist enthalte mich!" Er bittet zunächst um Trost in jedem Leiden und im Kreuze, welches auf die Bekehrung folgt. Das ist deutlich; es ist die Hilfe, die Errettung von Hölle und Tod; es ist ein solches Leben, welches Freudigkeit in Gott empfindet. „Mit Deiner Hilfe" sagt er, weil sie von Gott kommt. Den Geist nennt er einen freudigen Geist, deßhalb, weil der heil. Geist das Herz bewegt, daß es Gott im Kreuze willig gehorche und es kräftigt, damit es im Stande sei, die Last der ihm aufgelegten Noth und Leiden zu ertragen. So gehorcht Laurentius willig, und erduldet die Todesmarter. David unterwirft sich bereitwillig, da er aus dem Lande vertrieben wird. Saul zürnt mit Gott, da er seine Siege und seinen Thron auf einen Andern übergehen sieht. An solchen Beispielen kann man sehen, um was er bittet, wenn er den Geist einen freudigen Geist nennt, nämlich um einen Geist, der da willig gehorsam, stark und muthig sei, um Leiden und Trübsale erleiden zu können.

„Denn ich will die Uebertreter Deine Wege lehren." Es ist gewöhnlich, daß man bei einer Bitte seiner Dankbarkeit Erwähnung thut, so wie man auf ähnliche Weise auch den Nutzen als Grund für sich geltend macht. In der Kirche aber hat jede Errettung und Erlösung hauptsächlich die Zwecke, daß Gott Zeugnisse von Sich und Seiner Lehre gebe, und daß wir Gott dankbar preisen, die Lehre um so eifriger durch Bekenntniß und Unterricht ausbreiten, damit Viele zu Gott bekehrt werden sollen. Diese eigenthümlichen Zwecke schließt er hier an die Bitte an, weil man sie nothwendig verfolgen muß, wie oft in den Psalmen gesagt wird, z. B.: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herren Werk verkündigen" (Ps. 118, 14.); und: „Du hast meine Bande zerrissen; Dir will ich Dank opfern." (Ps. 116, 16. 17.)

„Errette mich von den Blutschulden!" Wiederholung der Bitte und des Dankes. Er bittet aber hier namentlich um Linderung der Strafen; denn das Bild in dem Worte „Blut" deutet Todesstrafe an. Indem er daher um Rettung von Todesstrafen flehet, bittet er, daß seine Strafen gelindert werden möchten, damit er nicht aus einer Sünde in die andere stürze, und zuletzt der Last seiner Sünden und Strafen unterliegend, wie Saul, Pharao u. A. in ewige Verzweiflung und ewige Strafen falle. So bittet er in einer andern Stelle: „Herr,

strafe mich nicht in Deinem Zorn" (Ps. 6, 1.); und Jeremias: „Züchtige mich, Herr, nicht in Deinem Grimm, auf daß Du mich nicht aufreibest;" und Habakuk ruft: „Gedenke in Deinem Zorne Deiner Barmherzigkeit." — „So Du willst, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen?" (Ps. 130, 3.)

„Daß meine Zunge Deine Gerechtigkeit rühme," d. h., ich will Dich rühmen, daß Du gerecht bist und gerecht machst; ich will bekennen, daß Du der Richter bist und die Sünde strafst; ich will auch bezeugen, daß wir aus Barmherzigkeit von Dir begnadigt und gerechtfertigt werden, und daß wir nur, indem Du uns rechtfertigst, gerecht sind, nicht aber um des Gesetzes, oder um unserer Würdigkeit willen.

„Herr, thue meine Lippen auf!" Der wiederholte Ausdruck seiner dankbaren Gesinnung, nach welcher er die Lehre auszubreiten versprochen hat: „Ich will die Uebelthäter Deine Wege lehren" u. s. w. Denn das soll der Hauptzweck jeder Erlösung sein, daß die Erlösten als Zeugen der erbarmenden Nähe Gottes dastehen, und wissen sollen, daß sie eben darum errettet werden, damit für die Kirche Lehrer übrig sein sollen, und Gott in der ausgebreiteten Lehre angerufen und gepriesen werde, nach dem Worte: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen." Damit dieß geschehen und mit Erfolg geschehen könne, bedarf es des Beistandes Gottes, wie der Herr spricht: „Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben." (Joh. 15, 5.) Deßwegen fleht er um Hilfe und bittet, daß Gott die Stimme des Lehrenden regieren, und durch dieselbe wirksam sein möge. Weil es aber auch andere Zeichen des Bekenntnisses gibt, nämlich Opfer, so redet er auch davon, und beseitigt zuerst die falschen Vorstellungen von den Opfern, und unterscheidet äußere Ceremonieenopfer, und Opfer des Geistes. „Denn Du hast nicht Lust zum Opfer; ich wollte Dir es sonst wohl geben." Wie verträgt sich dieß? Das Gesetz hat Opfer geboten; der Prophet aber lehrt das Entgegengesetzte, nämlich, Gott wolle keine Opfer haben, und Brandopfer gefielen Ihm nicht, und setzt doch wieder gleich darauf hinzu: „Dann wird man Farren auf Deinem Altar opfern." Dieser scheinbare Widerspruch löst sich also: Der erste Satz in dieser oft wiederkehrenden Lehre ist: Gott will nicht, daß diese Opfer in der Meinung dargebracht werden sollen, daß sie ein wirklicher

Dienst und als bloße äußerliche Handlung an sich verdienstlich seien, oder daß sie Vergebung der Sünden verdienen. Es ist aber gewöhnlich, daß die Menschen in diesen Wahn fallen, und in solchem Aberglauben dann die Opfer häufen, wie es in der Folgezeit in der Entweihung der Messen geschehen ist. Diese unwürdige Vorstellung rügen die Propheten wiederholt, z. B. Psalm 50, 13: „Meinst du, daß Ich Ochsenfleisch essen wollte?" und Jesaias 66, 3: „Wer ein Schaf opfert, ist, als der einem Hunde den Hals bräche;" und Jerem. 7, 22: „Ich hab' euren Vätern nicht von Opfern geboten, sondern dieß gebot Ich ihnen: „„Gehorchet Meinem Worte, so will Ich euer Gott sein und ihr sollt Mein Volk sein."" Es fügt aber der Prophet, gleich wie Jeremias, hinzu, welche Opfer Gott gefallen, und wie sie Ihm gefallen. Daher folgt als zweiter Satz: Nur die von Ihm selbst vorgeschriebenen Opfer gefallen Gott, und nur die Werke, die aus wahrhaft zu Gott bekehrtem Herzen und aus dem Glauben kommen, weil äußerer Gottesdienst ohne den innern Nichts ist. Ja es spricht Salomo Sprichw. 15, 8: „Der Gottlosen Opfer ist dem Herrn ein Gräuel, aber das Gebet der Frommen ist Ihm angenehm." Es ist aber der Gottesdienst nach dem ersten Gebot die Bekehrung zu Gott, und der Glaube, der den Mittler annimmt, in Dem wir den Zugang haben zu Gott, und glauben, daß wir begnadigt und erhört werden. Dieser innere Gottesdienst muß der äußern Handlung vorangehen. Also sind auch äußere Opfer von Gott angeordnet, und gefallen Ihm, wenn sie auf rechte Weise und zur rechten Zeit Ihm dargebracht werden.

„Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist." David sagt hier in Beziehung auf die Bekehrung und den wahren innern Gottesdienst dasselbe, was Sacharja Kap. 1, 3. spricht: „Kehret euch zu Mir, so will Ich Mich zu euch kehren." Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein Herz, welches aufrichtige Schmerzen der Buße und Bekehrung empfindet, und indem es sich des göttlichen Zornes bewußt wird, und zugleich zu dem Mittler seine Zuflucht nimmt, Der mit Rücksicht auf solche Schmerzen tröstend sagt: „Kommet zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken." Von solchen Schmerzen reden die Propheten häufig; so Jesaias 66, 2: „Ich sehe an den, der zerbrochenen Herzens ist." „Ich wohne bei denen,

so zerschlagenen und demüthigen Geistes sind, auf daß ich erquicke den Geist der Gedemüthigten" (Kap. 57, 15.) An diese erhebende Trostsprüche muß man sich halten, und wissen, daß sie recht eigentlich evangelische Stimmen sind. Denn Vernunft und Gesetz sagen, die elenden und mit Schmerzen beladenen Menschen seien von Gott verworfen. Die Stimme des Evangelium versichert, daß sie Tempel Gottes, und daß die Anfechtungen und Trübsale der zu Gott Bekehrten Opfer, d. i., glänzende Werke seien, durch welche Gott geehrt werde, und daß sie Gott gefallen; es ermahnt dieselben, Gott anzurufen, und zuversichtlich Hilfe und endliche Befreiung von Ihm zu erwarten, wie es heißt: „Aus sechs Trübsalen wird Dich der Herr erretten." (Hiob 5, 14.) Das ist der wahre Gottesdienst, will David sagen, der Gott gefällt: Schmerzen der Buße, Glauben, Gebet, Hoffnung u. s. w. Das ist der „vernünftige Gottesdienst," wie ihn Paulus nennt (Röm. 12, 1.), in welchem die Seele Gott denkt, und im Herzen Seine Nähe, und Zittern und Freudigkeit in Gott empfindet. Darin eben setzt ihn Paulus, als den vernünftigen Gottesdienst, äußerm Werkdienst entgegen, der unvernünftig ist, bei welchem das Herz voll Unglauben und Zweifel ist, und vor Gott flieht, wie es im heidnischen Opferthum, und wie es von Saul geschieht.

Zuletzt fügt er noch eine allgemeine Bitte um Erhaltung der Kirche hinzu, wie sie unsern besondern Bitten stets angeschlossen werden sollte. Erstlich bittet er um Vergebung der Sünden; zweitens webt er eine Klage über die Größe und den Ursprung der Sünde ein. Sodann erwähnt er den Mittler, indem er spricht: „Besprenge mich mit Ysop." Viertens bittet er, daß der heil. Geist ihn heiligen und regieren wolle. Fünftens verspricht er, durch Belehrung Anderer seinen Dank zu bezahlen. Sechstens fleht er um Linderung der Strafen, damit er fähig sei, zu lehren. Siebentens erbittet er sich Beistand dazu: „Herr, thue meine Lippen auf." Achtens lehrt er Opfer und Gottesdienst richtig unterscheiden. Neuntens betet er für die ganze Kirche, und bittet namentlich um Erhaltung des Lehramts, und daß Viele zu Gott bekehrt werden und wahre Opfer darbringen möchten: „Thue wohl an Zion mit Deiner Gnade; baue die Mauern zu Jerusalem," d. i.: möge die Kirche erhalten und gemehrt werden, mögen in ihr das öffentliche Lehramt und fromme Vereine und menschenfreundliche Anstalten be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stehen; möge sie „Dir Opfer der Gerechtigkeit," d. i., wahre Gerechtigkeit als Opfer darbringen, durch wahre Buße, Glauben, Ehrfurcht, Hoffnung, Geduld, und andere von Dir gebotene Tugenden Dich verehren! So fordert er zunächst den innern Gottesdienst, von dem oft die Rede ist, z. B. 1. Petr. 2, 5: „Zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum." Diesen vorausgesetzt, so gefallen Gott dann auch äußere von Ihm angeordnete Ceremonieen, wenn sie zu dem Zweck geschehen, damit der öffentliche Gottesdienst in den Gemeinden erhalten werde, und in dieser Beziehung spricht er: „Dann wird man Farren auf Deinem Altar opfern," d. h., ich bitte, Du wollest die öffentliche Gemeinde beschirmen und erhalten, damit in derselben die Stimme der ungefälschten Lehre ertöne, und Viele zu Dir bekehrt, Erben des ewigen Lebens werden, und in öffentlicher Gemeinde ihr Bekenntniß und ihr Gebet öffentlich darbringen mögen.

Philipp Melanchthon
in seinen spätern Lebensjahren.

Die Nachricht von dem nicht unerwarteten, gleichwohl schmerzlich überraschenden Tode Luther's war für seine Freunde und Verehrer ein harter Schlag, und verbreitete sich tieferschütternd durch alle evangelische Länder. Aber kaum konnte irgend Jemand tiefer und unmittelbarer davon ergriffen, mit innigerer Trauer, mit bängeren Besorgnissen erfüllt werden, als Melanchthon. Klar erkannte er das Bedenkliche und Schwierige der Stellung, in welche er nun versetzt war, und welche weder seinen Neigungen, noch seiner sonstigen Eigenthümlichkeit entsprach. So bedeutend sein Einfluß auf den Gang der Reformation seit seinem Eintritt in Wittenberg, und so gewiß er lange schon Einer der wirksamsten Anführer der streitenden Kirche gewesen war, so hatte er doch stets seinem Luther, als dem Oberfeldherrn und kühneren Führer, freiwillig sich untergeordnet, in zweifelhaften Fällen und in den Tagen der Entscheidung durch dessen Rath sich leiten lassen, und in gemeinsamen Geschäften mehr dessen Ansichten und Anordnungen ausgeführt, als sich selbst die Bahn vorgezeichnet. In seiner Ueberzeugung, in seiner Forschung und gelehrten Thätigkeit unabhängig und selbstständig, ließ er fast alle seine Einwirkung auf die kirchlichen Angelegenheiten durch Luther's Meinung bestimmen, und bei den innern und äußern Kämpfen, in welche er verwickelt ward, gereichte es ihm zum Trost, daß Er nicht allein zu entscheiden und die Verantwortung zu tragen habe. In vieljähriger gemeinsamer Wirksamkeit war es ihm eben so sehr zur Gewohnheit geworden, sich überall nur als Gehilfen, kaum als den Zweiten in dem großen Tagewerk zu betrachten, wie zum Bedürfniß, bei jedem wichtigen Schritt das Gutachten des entschlosseneren Freundes zu vernehmen. Nun sahe er nicht nur sich plötzlich allein an die Spitze der Streitenden gestellt, sondern er sollte auch Haupt und Füh-

rer der Partei sein, der er zwar mit ganzer Seele anhing und mit allem Fleiße diente, die er aber noch immer nicht einmal gern als getrennte Partei betrachtete, vielmehr mit den Gegnern zu versöhnen, und wenn diese nur die freie Predigt des Evangelium zulassen, die ärgerlichsten Mißbräuche abstellen wollten, mit der alten Kirchengemeinschaft wieder vereinigt zu sehen herzlich wünschte. Er mochte sich nicht bergen, welche schwere Anforderungen jetzt an ihn ergingen, welcher Kampf ihm bevorstehe, und die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmerte ihn dergestalt, daß sie das schmerzliche Gefühl seines persönlichen Verlustes, den er durch die Trennung von seinem ehrwürdigen Freunde erlitten, überwältigte. Daher mag es auch kommen, daß dieses Gefühl in der bei Luther's Leiche gehaltenen Rede nicht so stark hervortritt, wie man erwarten sollte, und daß er demselben nur in der lauten Anerkennung der großen Gaben und Verdienste Luther's genugthut.

Sein Schmerz scheint aber auch dadurch etwas gemindert worden zu sein, daß gleichzeitig die Besorgniß, welche Luther's oft rascher Eifer und kühner Muth in manchen bangen Stunden dem sorglichen und friedlichen Mitarbeiter eingeflößt hatte, verschwand. Wie er noch immer die Hoffnung auf eine endliche Versöhnung der streitenden Parteien und auf die Wiederherstellung des Kirchenfriedens hegte, so schien ihm nun vielleicht ein Hinderniß derselben hinweggenommen, und in der damaligen gefahrvollen und ängstigenden Zeit mocht' er darin eben so sehr, als in der Erlösung des vielangefochtenen Freundes aus seinem heißen Kampfe, einigen Trost finden, welcher die Bitterkeit seiner aufrichtigen Trauer mäßigte. Man kann sich auch nicht bergen, daß die große und tiefbegründete Verschiedenheit Beider, ungeachtet ihrer gegenseitigen Liebe und ihrer offenkundigen Uebereinstimmung in Glaubensansichten, in der Gesinnung, im Streben, dennoch eine Schranke zwischen sie stellte, die wohl in Stunden der Begeisterung, der rückhaltlosen Hingebung, des gemeinsamen Kampfes wider Irrthümer und Mißbräuche verschwand, aber von Zeit zu Zeit immer von Neuem hervortrat, und die Melanchthon's eben so zaghaftes als zartes Gemüth tiefer empfand, als der freisinnigere und hochherzigere Luther. Diejenige Freundschaft, welche aus gegenseitiger Hochachtung und Verehrung, aus bewußter Verwandtschaft der Ueberzeugung und Lebensrichtung, aus dem gemeinsamen Wirken für Eine erhabene Angelegenheit entspringt, edle Gemüther, wenn sie sich einmal

gefunden, mit immer neuen Banden an einander knüpft, und in gemeinsamen Gefahren, Kämpfen und Siegen sich befestigt, solche Freundschaft bestand unwandelbar zwischen den beiden ehrwürdigen Häuptern des Reformationswerkes, und es gab Zeiten, wo sie wahrhaft Ein Herz und Eine Seele waren. Aber es blieb in ihrem Verhältnisse etwas Ungleiches, was einer zärtlichen Freundschaft, wie sie etwa gleichgestimmte Jünglinge fürs ganze Leben verbindet, fremd ist*); Luther liebte seinen Melanchthon, wie ein trefflicher Vater den trefflichen Sohn, an dessen musterhaftem Leben und wohlthätigem Wirken er seine Freude hat, dem er selbst in manchen Stücken eine Ueberlegenheit freudig zugesteht, der aber gleichwohl noch der Leitung, Kräftigung und Ermunterung bedarf, und nicht füglich sich selbst überlassen werden kann; Melanchthon liebte den heldenmüthigen Luther wie ein bescheidener Sohn den bewunderten Vater, dem er in Allem den Vorrang einräumt, dessen Meinung, Rath und Wille überall, und in schwierigen Fällen selbst gegen die eigne Neigung und Ueberzeugung entscheidend ist, dem er aber einige Härte und Schärfe nachsehen, dessen Ungestüm und Unbeugsamkeit er ertragen muß. Wie Luther in diesem Bunde das männliche, Melanchthon das weibliche Princip darstellte, Letzterer aber eben darum als Mann in einer etwas gedrückten Stellung sich fühlte, so war seine aufrichtige Liebe zu Jenem nicht frei von Furcht, und in manchen Zeiten konnte hinwiederum Luther's argloses Gemüth einiges Mißtrauen, welches Melanchthon's Zaghaftigkeit und allzu weiche Nachgiebigkeit ihm einflößte, nicht unterdrücken. Furcht und Mißtrauen aber sind nicht in der völligen Liebe, und hindern überall jenen vollen Einklang der Gemüther, welcher der wahren Freundschaft wesentlich eigen ist. Ueberdieß war der vielgeplagte Luther in seinen letzten Jahren etwas eigensinnig und mürrisch geworden; es schlich sich auch bisweilen einige Eifersucht und Säure in das edle Gemüth des alten Mannes ein; er war daher nicht immer leicht zu tragen und nahm um so mehr Geduld in Anspruch, als seine natürliche Heftigkeit noch oft aufbrauste. Eben darum wendeten in dieser spätern Zeit manche seiner Freunde und Verehrer sich von ihm ab; nur Melanchthon blieb ihm immer gleich treu, geduldig nachgebend, vermittelnd, und erwies ihm, ungeachtet der

*) Melanchthon gestand später in einem vertraulichen Briefe, er habe fast sklavisch Luther'n sich untergeordnet.

Anmaßung, zu welcher sein steigendes Ansehn ihn verleiten konnte, unveränderlich die größte Ehrerbietung und Liebe. Einem minder demüthigen und anspruchslosen Mitarbeiter, als Melanchthon war, der dabei an Gelehrsamkeit, Einsicht und Wirksamkeit Luther'n wenigstens nicht nachstand, würde dessen Ueberlegenheit und entscheidender Einfluß bisweilen etwas beschwerlich gewesen sein; der bescheidene Melanchthon ließ dieses Gefühl nie aufkommen; aber es that ihm oft weh, wenn da, wo er gern Palliativmittel versucht hätte, von Luther die schärfste Lauge angewendet ward, die freilich alte und neue Wunden nicht alsbald heilte, aber doch reinigte, die gesunkene Lebenskraft aufregte und so die Heilung begründete. Es ist in der That eben so verzeihlich, als nach Melanchthon's Eigenthümlichkeit begreiflich, wenn er jetzt, mitten in seiner Trauer, Hoffnungen Raum gab, deren Erfüllung durch Luther's übrigens aufrichtig beklagten Tod etwas wahrscheinlicher zu werden schien. Aber das hinderte ihn nicht, die Größe seines Verlustes tief zu empfinden, und es spricht sich in seinen dieser Trauerzeit angehörigen Briefen ein Schmerz aus, dessen Aufrichtigkeit keinem Zweifel unterliegt. Nach achtundzwanzigjährigem gemeinsamen Wirken, in welchem unfriedliche und unduldsame Zwischenträger nur vorübergehende Mißverständnisse erwecken und das gewohnte Einverständniß nur augenblicklich stören konnten, mußte der Zurückbleibende den Freund, der ihm unzählige Beweise von Wohlwollen, Theilnahme, Achtung und Liebe gegeben hatte, der ihm stets eine feste Stütze gewesen, den er selbst in ehrender Anerkennung seiner Meisterschaft nur den Doctor zu nennen gewohnt, und der ihm wahrhaft ehrwürdig und theuer war, schmerzlich vermissen.

Und das um so mehr, als die Zeitverhältnisse Muth und Kraft, Weisheit und Rath dringend in Anspruch nahmen, und für die Evangelischen immer drohender und gefahrvoller wurden. Wie an einem schwülen Sommertage dunkle Wolken, die am fernen Horizont aufsteigen, den nahenden Gewittersturm vorherverkündigen und vorempfinden lassen, so zog Unheil weissagend, und schreckender, als in den vorangegangenen Tagen des Kampfes, das Wetter sich zusammen, welches über Deutschland sich entladen sollte. Des Kaisers Unmuth gegen die protestirenden Stände, seine Plane zu ihrer Demüthigung, die Maßregeln, welche er zu diesem Ende vorbereitete, konnten nicht länger verborgen bleiben, und schienen jetzt mehr als je, des beabsichtigten Erfolgs gewiß zu sein. Denn gerade in dieser Zeit fand man die, deren

Loos entschieden werden sollte, am wenigsten geeignet, durch Entschlossenheit, Thatkraft und Eintracht dahin zu wirken, daß es günstig für sie werde. Der schmalkaldische Bund hielt äußerlich nur schlaff noch zusammen; innerlich war er eigentlich schon aufgelöst; auf eine kräftige Erneuung desselben durfte man kaum noch hoffen, und es bestätigte sich auch hier die alte Erfahrung, daß Bündnisse, wenn sie einmal ihre Bestimmung verfehlten, und durch Zwietracht zerrüttet, oder durch Unthätigkeit gelähmt sind, gar bald den Verbündeten selbst so lästig werden, daß man, selbst wenn man noch Bedenken trägt, sich offen von ihnen loszusagen, doch mehr sie zu zerreißen, als zu erhalten, und zweckmäßig zu erneuen strebt. Selbst Diejenigen, welche, wie Melanchthon früher, aus Furcht vor einem Religionskriege, den schmalkaldischen Bund mit Besorgniß betrachtet hatten, beklagten jetzt, daß in den Tagen der unverkennbareren Gefahr, da eine solche schützende Gemeinschaft als das dringendste Bedürfniß sich erwies, kaum noch Etwas von ihm zu hoffen war. Fruchtlos bemühte sich Landgraf Philipp, den Kurfürsten Johann Friedrich zu einem Schutzbündniß mit dem Herzoge Moritz, der sich nicht ganz abgeneigt zeigte, dessen geheimnißvolle Politik aber gerechtes Bedenken erregte, zu Stande zu bringen, und dadurch einen kräftigen Mittelpunkt für die Evangelischen zu gewinnen. Dieß wäre vielleicht eine rettende Maßregel gewesen; aber auf anderem Wege sollte, nach blutigem Kampfe, die Hilfe kommen. Während die evangelischen Stände unentschlossen wankten, zur Abwendung der drohenden Gefahr Nichts thaten, vielmehr über die Nothwendigkeit einer achtunggebietenden Vereinigung sich selbst zu täuschen schienen, und zu keinem einmüthigen Entschluß gelangen konnten, verfolgte der Kaiser klug und rastlos seinen vielumfassenden Plan, den er länger zu verhehlen kaum noch für nöthig hielt. Als er im April 1546 in Regensburg zu dem sehr gemessen angekündigten Reichstage erschien, barg er den tiefen Unmuth nicht, welchen er über das Außenbleiben der evangelischen Stände empfand, erließ alsbald ein neues drohendes Ausschreiben, und gab diesem durch das Zusammenziehen eines Heeres größeren Nachdruck. Schon am 16. Junius erklärte er, die lange, geheimnißvolle Zurückhaltung, die seit mehr als zwanzig Jahren die Tage der Genugthuung erharrte, gänzlich aufgebend, und endlich jede Maske abwerfend, den protestantischen Ständen den Krieg, mit einem so starken Gefühl von Sicherheit und eigner Macht, daß er, seinen weitaussehenden Planen gemäß, nicht

einmal den Beistand oder irgend eine Mitwirkung der katholischen Stände in Anspruch nahm. Dabei vermied er sorgfältig jeglichen Anschein, als beabsichtige er einen Religionskrieg, oder als habe das, was er lediglich zur Züchtigung widerspenstiger Reichsstände zu unternehmen schien, die Absicht, mit Gewalt in die kirchlichen Angelegenheiten einzugreifen. Damit hoffte er, wenigstens den furchtsamern oder friedlichern Theil der Evangelischen bis zur weitern Entwickelung seiner Absichten von der Theilnahme am Kampfe abzuhalten, und in der That war es ihm auch jetzt nicht bloß darum zu thun, die Kircheneinheit, die allerdings auch ihm als ein unantastbares Dogma galt, wieder herzustellen, oder die protestirenden Gemeinden zum Gehorsam gegen den Papst zurück zu führen. Aber zu seinem tiefen Verdruß säumte Paul III. nicht, gerade dieß als den Zweck des Krieges heraus zu stellen; froh, daß endlich das Schwert die neue Lehre, welche weder durch die Disputirkunst römischer Theologen, noch durch den Bannstrahl überwunden werden konnte, unterdrücken sollte, und eifrig bemüht, den Kaiser dergestalt zu binden, daß er nicht mehr zurückgehen könne, eilte er, laut genug zu verkündigen, es sei an der Zeit, die heilige Religion an den Ketzern zu rächen, und die apostolischkatholische Kirche gegen die Abtrünnigen zu vertheidigen; dazu habe er ein Bündniß mit dem Kaiser geschlossen, dazu aus St. Peters Schatz reiche Unterstützung hergegeben, und Steuern aus den spanischen Klostergütern bewilligt; dazu solle nun die ganze Christenheit mit ihrem Gebet behilflich sein, und, wer es vermöge, die Hand bieten, wofür vollkommener Ablaß feierlich zugesagt ward. Dergestalt predigte die ungestüme Bulle, deren Kundmachung von Rom aus man sich sehr angelegen sein ließ, einen allgemeinen Kreuzzug gegen die deutlich genug bezeichneten Ketzer.

So ungelegen dieß dem Kaiser war, so mächtig regte des Papstes Feldgeschrei und die drohende Kriegserklärung die Evangelischen auf. Sie schienen plötzlich aus vieljährigem Schwanken und Zögern zu erwachen; rasch, besonnen, entschlossen rüsteten sie sich, und unerwartet schnell hatten sie eine bedeutende Kriegsmacht aufgestellt. Nun aber entstand die Frage: ob man dem Angriffe des Kaisers zuvorkommen, oder nur zur Vertheidigung gegen denselben gerüstet bleiben sollte? Gewohnt, um ihr Gewissen zu beruhigen, auch in solchen Angelegenheiten den Rath der Theologen, vornehmlich der Wittenberger, zu vernehmen, forderten die Fürsten von diesen auch jetzt ein Gutachten. Die-

ses erklärte unter den obwaltenden Umständen den Krieg gegen den Kaiser zur Vertheidigung der reinen Lehre, und selbst den Angriff für rechtmäßig. Melanchthon aber, der dasselbe im Namen seiner Amtsgenossen mit widerstrebendem Geiste verfaßt hatte, von dem jetzt vorsichtiger und ängstlicher auftretenden Landgrafen Philipp, kurz vor der Entscheidung noch besonders um Rath befragt, rieth, noch immer gutmüthig hoffend, und von dem Gedanken an einen Religionskrieg jetzt, wie früher, tief erschüttert, die Fürsten möchten Alles aufbieten, den Kaiser zu versöhnen, möchten um Frieden bitten, und, wenn nur die evangelische Lehre nicht verdammt, ihre Anhänger nicht verfolgt würden, alles Uebrige bewilligen, auch versprechen, daß die Bischöfe weder in ihrer Gerechtsame beeinträchtigt, noch sonst beunruhigt werden sollten. Dringend ermahnt' er, die weltlichen Händel und die Religionsangelegenheiten nicht mit einander zu vermischen, vielmehr gänzlich zu scheiden, damit diese nicht durch jene gefährdet, und von gewaltthätigen Menschen als Vorwand für ihre unlautern Absichten gemißbraucht würden.

Dieser Rath mag eben so unzeitig, als kurzsichtig genannt werden; aber wer will es dem frommen, friedliebenden Manne verargen, wenn er vor dem Gedanken erbebte, daß um des Glaubens willen, der den Menschen Frieden zu bringen bestimmt ist, Blut fließen sollte, wenn er eben darum unabläßig zur Sühne rieth, und, getrost hoffend, Gott werde Seine Sache selbst schützen und vertheidigen, die unheildrohende Einmischung menschlicher Waffen abzuwenden bemüht war? Tief bekümmert, und in seinem Innern verletzt durch die bittre Feindseligkeit, mit welcher eine Partei die andre bekämpfte, über die unwürdigen Schmähschriften, welche gerade jetzt mit erneuter Heftigkeit, ein unblutiges, aber gehässiges Vorspiel des drohenden Religionskrieges hervortraten, dazu mit Grund besorgt über das schwankende Verfahren der protestirenden Stände, die bald sorglos, bald kleinmüthig die nothwendigsten Maßregeln zu ihrer Selbstvertheidigung versäumten, bald verwegen einen bedenklichen Angriff wagten, und der Gefahr Trotz zu bieten schienen, beunruhigt auch durch den nicht zu beseitigenden Zwist der sächsischen Fürsten, namentlich des Kurfürsten Johann Friedrich und des Herzogs Moritz, dessen Absichten und Plane fortwährend in ein geheimnißvolles Dunkel sich hüllten, mußte der sorgenbeladene Melanchthon einen erträglichen Frieden, wenn derselbe auch nicht alle Hoffnungen erfüllte, nicht alle Ansprüche befriedigte, der zweifel-

haften Entscheidung der Waffen vorziehen. Indem er weniger die oft trügerischen Lehren der Politik und Weltklugheit, als die Stimme des Evangelium befragte, indem er Alles aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, und dabei die sicherleitenden Zeugnisse der Geschichte und Erfahrung ins Auge faßte, mochte sein Verstand wohl in der Anwendung derselben auf die vorhandenen Verhältnisse irren, um so leichter, als seine hypochondrische Aengstlichkeit ihn oft befangen machte, aber seine christliche Gesinnung bewährte sich in solchen Rathschlägen nicht minder als in seinem Handeln. Jetzt schreckte ihn auch das traurige Schicksal des edlen Kurfürsten Hermann von Cöln, der für seine weisen Maßregeln zur Kirchenverbesserung in seinem Erzbisthum von dem fanatischen Klerus angeklagt, geschmäht, verfolgt, vor geistliches und weltliches Gericht geladen, bei den schmalkaldischen Bundesgenossen keine andre Hilfe fand, als eine demüthige, aber vergeblich an das Reichsoberhaupt gerichtete Fürbitte, und dem Zorn des Kaisers, der unversöhnlichen Rache des Papstes Preis gegeben blieb. Was war zu hoffen, wenn so vielleicht ein evangelischer Fürst nach dem andern, was gar nicht unwahrscheinlich war, durch List und Gewalt unterdrückt, und außer Thätigkeit gesetzt ward, und wie viel sichrer schien es, daß man Alles aufböte, um Karl den Fünften, der wenigstens nicht verfolgungssüchtig, öfters der Reformation nicht abgeneigt sich gezeigt hatte, zu begütigen! Dieß gebot auch jene Pietät, welche, die alten, freilich auch damals schon tieferschütterten Grundsätze des deutschen Staatsrechts und der deutschen Treue standhaft bewahrend, und das Verhältniß der Reichsstände gegen den Kaiser, dem der Vasallen gegen ihren rechtmäßigen Lehnsherrn völlig gleichachtend, ein bewaffnetes Auftreten der Fürsten gegen ihr Oberhaupt, obwohl dieß längst nicht mehr etwas Unerhörtes war, für Aufruhr und Empörung halten, und darum verabscheuen mußte. So sprach denn auch hier Melanchthon's Loyalität wenigstens eben so stark, als seine Zaghaftigkeit sich aus, und ist über jeden Zweifel erhaben, obwohl zugestanden werden muß, daß der Waffenkampf für die edelsten, theuer errungenen Güter jetzt nicht mehr zu vermeiden war.

Wie wenig aber der edle Mann, der immer nur zur Versöhnung und zum Frieden rieth, gemeint sein konnte, dem heiß ersehnten Frieden die Wahrheit zum Opfer zu bringen, oder um drohender Gefahr willen seine Ueberzeugung zu verläugnen, das bewies er auch durch die um diese Zeit neu erschienene

Schrift: „vom Ansehen der Kirche“*), in welcher er Irrthümer und Mißbräuche mit solcher Freimüthigkeit rügte, seine Meinung so unumwunden aussprach, daß Manche damals ihn einer übergroßen Verwegenheit beschuldigten, Andere einem heftigern Unwillen über ihn sich hingaben. So bezeugen auch seine damals öffentlich gehaltenen Reden, obwohl sie das Gepräge seiner bekümmerten Seele an sich tragen, und die rechte Glaubensfreudigkeit vermissen lassen, doch eine unerschütterliche Ueberzeugungskraft, und beurkunden es, daß die Noth der Zeit ihn wohl beängstigen, aber nicht zur Verläugnung, oder auch nur zur Verheimlichung seines Glaubens verleiten konnte. Fortwährend erkannten auch die erleuchtetsten Zeitgenossen ihn als ein so auserwähltes Werkzeug Gottes zur Erforschung und Ausbreitung der heilsamen Erkenntniß, daß Viele seinen Umgang suchten, Wochen und Monate lang nur um Seinetwillen in Wittenberg weilten, oder mit ihm in Briefwechsel traten, und der Belehrung sich freuten, welche er eben so anspruchslos, als freigebig und unermüdet mittheilte.

Indeß fand kein friedlicher Rath mehr den wünschenswerthen Eingang; unabweisbar nahte die lange gefürchtete Entscheidung. Am 20. des Julius 1546 wurden durch kaiserliches Decret die Häupter des schmalkaldischen Bundes für Rebellen erklärt, mit der Reichsacht belegt, mit der unausbleiblichen Züchtigung bedroht, ihre Unterthanen des Eides der Treue und des Gehorsams entbunden. Jetzt war für die Evangelischen die Zeit zum Handeln gekommen; selbst wer den Krieg zuvor nicht gewollt, rieth ihnen nun dazu, empfahl ungesäumten Angriff; drangen sie eilend nach Regensburg vor, wo das kaiserliche Feldlager zu kräftigem Widerstand noch nicht gerüstet war, so konnten sie die vortheilhaftesten Bedingungen erzwingen. Aber man versäumte den günstigen Augenblick; es fehlte an Entschlossenheit, an Eintracht und — an Geld; man wies jede Vermittelung zurück, und zögerte doch, durch den Kampf das nahende Unheil abzuwenden, besonders weil der vordem so rüstige, aber seit das Unrecht seiner Doppelehe auf ihn lastete, befangene Landgraf Philipp unsichern Berechnungen sich hingab, und zur Unzeit

*) De ecclesiae auctoritate et veterum scriptis — ins Deutsche übersetzt von Justus Jonas. — Es ist dieß eine vollständigere Ausführung der Schrift vom J. 1539: de ecclesia et auctoritate verbi divini, welche er auch seinem Commentar über den Brief an die Römer 1540 einverleibt hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ferne Hilfe bei Fremden suchte. Endlich am 31. August standen die feindlichen Heere bei Ingolstadt einander gegenüber, die Evangelischen noch immer mit überlegner Zahl, obwohl bereits spanische und italiänische, besonders päpstliche Scharen zu dem kaiserlichen Banner vorgedrungen waren. Das evangelische Bundesheer griff an, und stand alsbald wieder davon ab, weil die Feldherrn noch immer unentschieden und zweifelhaft blieben; die günstige Stellung ward verlassen, und ein fruchtloser Versuch gemacht, die in bedeutender Zahl herbeieilenden Niederländer an der Vereinigung mit dem Kaiser zu hindern. Nun, da dieser stark zum Angriff geworden und unaufhaltsam vordrang, ließen Johann Friedrich und Philipp es geschehen, daß für sie um Frieden gebeten ward, und erhielten eine rücksichtslose, schnöde, schimpfliche Antwort. Der Kurfürst, schon lange durch die Rüstungen des Herzogs Moritz beunruhigt, durch dessen Anträge, daß er die sächsischen Kurlande zum Schutz gegen die in Böhmen sich sammelnde Macht des Königs Ferdinand besetzen wolle, gereizt, und dadurch in seinen Unternehmungen gegen den Kaiser gelähmt, ward jetzt aufs tiefste erschüttert, da die Botschaft kam, der Herzog sei mit der Erklärung, daß er auf kaiserlichen Befehl die Reichsacht zu vollstrecken habe, zugleich aber noch immer unter dem Vorwande, daß er die erbverbrüderten Stammlande gegen die eindringende feindliche Macht verwahren wolle, wirklich zu Anfange des Novembers in das kurfürstliche Gebiet eingebrochen, und habe gewaltsam eines großen Theils desselben sich bemächtigt. Da eilte Johann Friedrich, während auch der Landgraf Philipp ungesäumt heimkehrte, in raschem und rastlosem Zuge zur Vertheidigung und Wiedereroberung seiner Besitzungen, und gewann nicht nur diese in einem beschwerlichen Winterfeldzuge ungemein schnell, sondern bemächtigte sich auch des größten Theils des herzoglichen Gebiets. So war Sachsen der Kriegsschauplatz geworden. Nach diesen Erfolgen versammelten sich die evangelischen Fürsten zu neuen Berathschlagungen, was weiter zu thun sei. Auch Melanchthon ward dazu eingeladen, sah aber klar voraus, daß seine Gegenwart unnütz sein würde, und wie er überhaupt ungern in politische Angelegenheiten sich verwickelte, bat er, ihm die Reise zu erlassen. Indeß erkauften die süddeutschen Bundesgenossen vom Kaiser den Frieden, zum Theil mit großen Opfern; der ehrwürdige Kurfürst von Cöln mußte der Gewalt weichen und der Regierung entsagen; es war vorauszusehen, daß nun der lang-

jährige Groll und alle Rache des Reichsoberhauptes über den hart bedrängten Kurfürsten sich entladen werde. Am 12. April brach Karl V. durch König Ferdinands und Herzog Moritz's gesammelte Streitkräfte verstärkt, aus Böhmen in Sachsen ein, und schon am 24. desselben Monats ward durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg das Loos dieses Kampfes entschieden. Johann Friedrich, geschlagen, nach tapferer Gegenwehr gefangen, aller Rettungsmittel beraubt, unterzeichnete am 19. Mai die wittenbergsche Capitulation, in welcher er der Kurwürde und dem größeren Theile seines Landes entsagte. Er sah bald nachher, wie Herzog Moritz mit dem Allen belehnt wurde; standhaft und stark durch seinen Glauben, erduldete er sein Mißgeschick und folgte, seiner Freiheit beraubt, den Triumphzügen des Kaisers. Am 19. Junius hatte Landgraf Philipp, nach schmerzlicher Demüthigung, überlistet und betrogen, gleiches Schicksal.

Wer schildert, was Melanchthon in dieser Zeit gesorgt, gelitten, innerlich gekämpft hat! Was er so lange gefürchtet, war geschehen; Blut war geflossen um der evangelischen Lehre willen; diese schien selbst der Unterdrückung nahe zu sein; sein theurer Landesherr, dem er, obwohl nicht immer mit seinen Ansichten und Maßregeln einverstanden, doch aufrichtig ergeben blieb, hatte Macht, Einfluß, Würde, Land und Freiheit verloren. Die Universität, diese herrliche Pflegerin der evangelischen Wahrheit und der Wissenschaft, hatte sich aufgelöst; die Studierenden irrten zerstreut umher; er selbst wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, und mußte öfter seinen Aufenthalt wechseln. Mit Geschäften überladen ohne befriedigenden Erfolg, in häusliche Noth und Verlegenheit verwickelt, ohne seinem gänzlich zerrütteten Hausstande aufhelfen zu können, bekümmert um seine Freunde, von vielen Hilfsbedürftigen, die er nicht ohne Unterstützung von sich lassen konnte, mannichfach bedrängt, oft den letzten Groschen mit ihnen theilend, empfand er den schweren Druck der Zeit schmerzlicher, als viele seiner Leidgenossen. Er zog nach Dessau, dann nach Magdeburg, Braunschweig, wohin er Luther's Witwe geleitete, ferner nach Nordhausen, Nürnberg; aber überall waren seine Freunde selbst zum Theil hart bedrängt; es that ihm weh, ihnen lästig zu werden, und unstät setzt' er seine Wanderungen fort, oft von dem Nöthigsten entblößt, aber auch mehrmals, wo er es am wenigsten erwartete, mit zuvorkommender Freundlichkeit unterstützt. In Zerbst fand er bei dem Fürsten von Anhalt

gastliche Aufnahme, tröstendes Mitgefühl, ermunternde Pflege und Hilfe. Bald sammelte sich auch hier, wie an andern Orten, wo er kürzere Zeit weilte, ein Kreis von lernbegierigen Zuhörern um ihn; gern gewährte er ihnen Belehrung, Rath und jede Unterstützung, die er irgend sich abdarben konnte. Sein Glaube, die stille Beschäftigung mit den Wissenschaften, die Beweise von Theilnahme, Achtung und Wohlwollen, die von nah' und fern, von Hohen und Niedern, von Freunden und selbst von Unbekannten ihm zu Theil wurden, erheiterten von Zeit zu Zeit seine tief bekümmerte Seele. Er lebte wieder auf, er hoffte wieder, als er sich überzeugte, daß der Kaiser nach dem Siege, da die Niederlage der Bundeshäupter, welche die Stützen der Evangelischen gewesen, und das theils schleunige, theils allmälige Zurücktreten der Bundesgenossen vom Kampfplatz, ihm unbeschränkte Macht zur völligen Unterdrückung der kirchlichen Neuerungen einzuräumen schien, eine unerwartete, dem Papst höchst empfindliche, den Katholischen bedenkliche, überall unbegreifliche, den Evangelischen aber höchst wohlthätige Mäßigung bewies, und geraume Zeit fast nichts that, um den von Rom aus laut verkündeten Zweck des siegreich geendeten Krieges zu erreichen, obwohl fast kein Hinderniß entgegen stand. Wurden auch an einigen Orten die Evangelischen bedrängt und verfolgt, mehrere ihrer ausgezeichnetsten Theologen, unter Andern, Johann Brenz in Schwäbischhall, und Erhard Schnepf in Tübingen, abgesetzt, gefangen, oder vertrieben, mußten sie auch einige Kirchen an die Katholischen abtreten oder sich entreißen lassen, so geschah dieß doch in den meisten Fällen ohne Zuthun oder Genehmigung des Kaisers, welcher jetzt am wenigsten verfolgungssüchtig sich bewies, ja den überwundenen Fürsten und Städten in keiner Weise die Bedingung machte, zur römischen Kirche zurück zu kehren. Noch immer durchschaute man nicht seine tiefverborgenen Absichten; man begann zwar schon zu argwöhnen, daß er sich der kirchlichen Parteiung nur bediene, theils den Papst zu schrecken und nach seinen Absichten zu lenken, theils die Reichsstände gegen einander für seine herrschsüchtigen Plane zu gebrauchen; aber am wenigsten konnte eine so arglose und einfältige Seele, wie Melanchthon, Karl V. Verfahren begreifen, und so war die gegenwärtige Schonung und Milde ein Trost für den Geängsteten.

In den letzten Tagen des Junius hatte der Kaiser mit seinem Heer Sachsen wieder verlassen; der neue Kurfürst Moritz trat in den Besitz der ihm zugetheilten Lande des unglücklichen

Johann Friedrich, dessen Söhnen allein Thüringen verblieb. Es war keine leichte Aufgabe für den Fürsten, den seine neuen Unterthanen mit Mißtrauen und Widerwillen empfingen, die abgeneigten Gemüther zu gewinnen, der öffentlichen Meinung, die ihn beschuldigte, daß er die Evangelischen der feindlichen Macht eigennützig und treulos Preis gegeben, eine andre Richtung zu geben, die Gährung in den Städten und auf dem Lande zu beschwichtigen, die Wunden, welche der Krieg geschlagen, zu heilen, da, wo er lange als Verräther und als der ärgste Feind gegolten, als Landesvater sich zu behaupten. Dem geistreichen und gewandten Moritz, der, wenn man seine Zweideutigkeit und Hinterlist vergessen konnte, auch durch ritterliche Tugenden sich auszeichnete, und durch ein gefälliges Betragen sich Eingang zu verschaffen wußte, schien diese Aufgabe nicht zu schwer, und wirklich gelang es ihm über Erwarten schnell, auch manche erbitterte Gegner zu versöhnen. Selbst die Wittenberger, die in ihrer Liebe zu ihrem gefangenen Fürsten, ihn am meisten haßten, hatte er durch die feierliche Versicherung, „weil sie ihrem Fürsten, seinem Vetter, so treu gewesen, wolle er es ihnen ewig in Guten gedenken," günstiger gestimmt. Man fügte sich in die unabwendbare Nothwendigkeit; die Verhältnisse ordneten sich; die Schüchternen gewannen neuen Muth; die Geflüchteten sammelten sich um das neue Panier, williger, weil doch ein evangelischer und stammverwandter Fürst dasselbe entfaltete.

Als nun das Waffengeräusch vorüber gezogen und in Sachsen die äußerliche Ruhe hergestellt war, beschloß auch Melanchthon, nach Wittenberg zurück zu kehren; nicht nur hatte Moritz ihn freundlich und ehrenvoll eingeladen; ihn selbst zog die Liebe zu der Stätte seiner vieljährigen Wirksamkeit, zu der vielleicht nur durch ihn wieder herzustellenden Universität, die Sehnsucht nach dem gewohnten Wirkungskreise, dahin zurück, wo er schon manchen heißen Kampf gekämpft hatte, wo er auch den neuen, der, wie er wohl wußte, seiner dort harrte, bestehen wollte. Sobald er einmal mit sich darüber einig geworden, konnte keine Bedenklichkeit und Besorgniß ihn abhalten, und eifrig rieth er nun auch Andern, seinem Beispiele zu folgen. Er fühlte wohl, daß die Verhältnisse ganz anders geworden, als sie vor dem Kriege gewesen, daß er in Wittenberg sich nicht weich betten könne; aber das lag auch am wenigsten ihm am Herzen; er kam in der That nur, Andern zu nützen, nicht, für sich selbst Vortheile zu suchen. Seine Lage mußte höchst schwierig werden, da

die Universität sich fast gänzlich aufgelöst hatte, und unter den obwaltenden Umständen kaum wieder vollständig hergestellt werden konnte. Die Lehrer und Studierenden waren zerstreut, jene zum Theil unwiederbringlich ihrem vorigen Wirkungskreise entrissen, die Stiftungen und Ausstattungen zerrüttet, alle Hilfsquellen erschöpft, die Kräfte der neuen Regierung theils noch so beschränkt, theils so mannichfach in Anspruch genommen, daß von ihr kaum zureichende Unterstützung gewährt werden konnte, wenn sie auch den guten Willen dazu hatte. Dennoch war es in jeder Beziehung Pflicht, mit Fleiß und Treue zu versuchen, ob man nicht einer Anstalt, welche auf den Gang der Reformation, auf die Ausbreitung der reinen evangelischen Lehre, auf die wissenschaftliche Bildung Deutschlands einen sehr wichtigen Einfluß gehabt hatte, wieder aufzuhelfen, und ihr, wenn sie auch nicht zu dem vorigen Glanze wieder erhoben werden konnte, doch eine neue segensreiche Wirksamkeit zu sichern vermöge. Kaum aber hatte Melanchthon den Entschluß gefaßt, dazu die Hand zu bieten, als eine neue und schwere Prüfung für ihn eintrat. Der unglückliche Johann Friedrich, dessen redlicher und großmüthiger Eifer für die Kirchenverbesserung auch durch das härteste Mißgeschick nicht erschüttert werden konnte, empfand kaum so schmerzlich den Verlust des ganzen Kurkreises, als der ihm theuren Universität Wittenberg, welche, was Friedrich der Weise, ihr edelmüthiger Stifter, je von ihr gehofft, im reichsten Maße geleistet hatte. Er sann daher selbst in seiner traurigen Gefangenschaft darauf, eine ähnliche Anstalt in dem kleinen, seiner Herrschaft noch unterworfenen Gebiete zu gründen, und empfahl diese Angelegenheit seinen Prinzen, welche jetzt das Land verwalteten. Gern, wohl nicht ohne eifersüchtigen Hinblick auf den Glanz, welcher das neue Kurfürstenthum auszeichnete, aber auch aus eigener wohlwollender Neigung bemühten sie sich, den Wunsch des ehrwürdigen Vaters zu erfüllen, und die aus Wittenberg geflüchteten Professoren in Jena, dessen Lage vorzüglich günstig war, zu versammeln. Am wenigsten konnte man Melanchthon's gefeierten Namen und einflußreiche Wirksamkeit entbehren wollen; auf ihn rechnete man um so mehr, als er durch die zartesten Bande dem um des evangelischen Bekenntnisses willen gedrückten Fürstenhause verbunden war; an ihn vor Allen erging also der Ruf, nach Jena zu kommen und die Stiftung der neuen Universität zu befördern. Dieser Ruf versetzte ihn in einen so schweren Kampf mit sich selbst, in eine so

bange Unruhe, daß er fast noch nie in einer peinlichern Lage sich befunden hatte, weil jetzt mehr als je Alles von seinem eigenen Entschlusse abhing, und weil er nicht so bald mit sich selbst einig werden konnte, welchen Weg in dieser Prüfung Gott ihm anweise. Ob es rathsamer sei, der Gründung einer neuen Lehranstalt, oder der Wiederherstellung einer alten den Rest seiner Tage und seiner Kräfte zu widmen, ob er dem Lande, welches ihn im jugendlichen Alter gastlich aufgenommen, ihm einen segensreichen Wirkungskreis eröffnet und vieles Gute gewährt hatte, auch ferner angehören, oder seinem alten Herrn, der auch im Unglück seiner gedachte und auf ihn hoffte, folgen sollte; ob an das Land oder an den Fürsten heiligere Pflichten ihn bänden; — das waren die Fragen, deren Beantwortung dem ängstlich gewissenhaften Manne nicht leicht werden konnte. Wo er am sichersten und ruhigsten leben, was ihm selbst den meisten Vortheil gewähren möchte, das erwog er auch jetzt am wenigsten; „ich darf", schrieb er einem Freunde, „nicht an das, was mir zuträglich sein möchte, ich muß an das allgemeine Beste denken!" Er sah vorher, daß Verkennung und Mißdeutung, Anfechtungen und Verlegenheiten mancherlei Art, Noth und Plage ihn treffen würden, wenn er in Wittenberg blieb. Aber die alte Anhänglichkeit an den Ort, den er wie seine Vaterstadt liebte, „die Erinnerung an die Zeit, da er dort mit den ehrwürdigsten Männern innig verbunden gewirkt hatte", erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt; da man ihn wiederholt versicherte, die Universität sei unrettbar verloren, wenn er sie verließe, meint' er, sich selbst ihr unbedingt schuldig zu sein, und ihr von Neuem sich hingeben zu müssen. Er entschied sich, was auch die Menschen dazu sagen möchten, ihr treu zu bleiben. An diesem Entschlusse hatte auch sein körperlicher und Gemüthszustand einigen Antheil. Obwohl er erst im 52. Jahre stand, redete er damals in seinen Briefen doch schon von seinem hohen Alter; denn seine Kraft war in den letzten Stürmen gebrochen; so viele Sorgen und Bekümmernisse, Mühen und Kämpfe hatten ihn vor der Zeit alt gemacht, und es fehlte ihm der Muth, jetzt noch eine neue Laufbahn zu beginnen. Selbst das wehmüthige Andenken an seinen unglücklichen Fürsten, dessen trauriges Geschick er, wie Camerarius bezeugt, und wie aus seinen eigenen Briefen erhellt, schmerzlich beklagte und beweinte, dem er mit Verehrung und Dankbarkeit zugethan blieb, und die Sorge für dessen Söhne, die jungen Fürsten, befestigten seinen Ent-

schluß, da die von ihnen beabsichtigte Gründung einer neuen Universität gerade jetzt ihm sehr bedenklich schien, und da er nicht ohne Grund fürchtete, daß er selbst, wenn er, der Gegenstand des Hasses der Katholischen, von ihnen aufgenommen würde, ihnen nur neue Anfechtungen bereiten würde, zumal wenn er sich gedrungen fühlte, des Kaisers Absichten entgegen zu treten, oder gegen die zu fürchtenden Beschlüsse des Tridentiner Concils seine Stimme zu erheben. So überredete er sich, es sei besser, die Verlegenheiten und Verwickelungen, die aus der Verbindung mit ihm entstehen könnten, ihnen zu ersparen. Um so gewisser spricht die gerechtere Nachwelt ihn frei von dem Vorwurfe der Treulosigkeit, durch welchen eifernde Zeitgenossen ihn empfindlich kränkten.

Sobald Melanchthon entschieden war, in Wittenberg zu bleiben, begann er wieder seine Vorlesungen (am 24. October 1547 mit der Erklärung des Briefes Pauli an die Kolosser), und die wenigen Lehrer, welche bis dahin sich eingefunden hatten, folgten seinem Vorgange. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er nun an der Wiederherstellung der Universität; seine Briefe, Bitten und Ermahnungen riefen Lehrer und Studierende zurück; er selbst bezog noch keinen Gehalt, sondern lebte von Dem, was er aus den Trümmern seines Vermögens gerettet hatte, und von der Unterstützung einiger Freunde; allen seinen Einfluß am kurfürstlichen Hofe wendete er dazu an, die nothdürftigste Unterstützung für seine Amtsgenossen und Zuhörer zu erlangen, was unter den damaligen Verhältnissen nur ihm, und auch ihm nur durch immer wiederholte Anträge und Gesuche einigermaßen gelingen konnte. Da zeigte es sich ganz offenbar, daß er in der That fast die einzige Stütze der Universität, ihr Retter und Wiederhersteller war. Gern hätte er nun ganz der friedlichen Beschäftigung mit den Wissenschaften und mit Dem, was seines Amtes war, sich hingegeben; eine durchaus neue Bearbeitung seiner Dialektik, welche er in diesem unruhvollen Jahre zum Druck beförderte, „sein Bedenken vom Concilio“ und einige Reden sind Beweise, daß auch Sorge und Noth ihn einer gemeinnützigen Thätigkeit nicht entfremden konnte. Aber es war ihm nicht vergönnt, seine Laufbahn friedlich fortzusetzen, vielmehr brachen, mit immer erneutem Ungestüm, schwere Anfechtungen und Kämpfe über sein schon gebeugtes Haupt herein.

Am 1. Sept. 1547 hatte Kaiser Karl den neuen Reichstag zu Augsburg eröffnet. Rückhaltloser ließ er dort seine

lange geheim gehaltenen, aber immer klug gehegten Plane durchblicken. Eine unabhängigere Herrschaft wollte er im deutschen Reiche gewinnen; dazu erstrebte er zunächst, und nicht ohne Erfolg, einen größern Einfluß auf das Reichskammergericht; dazu leitete er einen neuen Fürstenbund ein, der an die Stelle des aufgelösten schwäbischen treten, und an dessen Spitze Oestreich stehen sollte; dazu mußten auch die kirchlichen Streitigkeiten ihm dienen, die er zwar beizulegen bemüht war, aber nur so weit, als es seinen Absichten förderlich sein, und als er dabei die Ueberlegenheit des kaiserlichen Ansehens über den römischen Stuhl geltend machen, dem Papste, der so lange sein hartnäckiger Gegner gewesen war, seine Macht und seinen Groll fühlen lassen konnte; dazu betrieb er nun mit dem größten Nachdruck die Wiedereröffnung des Concils zu Trident, von wo der Papst unter nichtigem Vorwande dasselbe nach Bologna verlegt hatte, obwohl die deutschen Prälaten theils aus Furcht vor dem Kaiser, theils aus Klugheit dahin nicht nachfolgten. Sollte aber der Zweck des Concils wirklich erreicht werden, so mußten die Protestanten sich bewegen lassen, sich im Voraus demselben zu unterwerfen, oder wenigstens ihre Abgeordneten dahin zu senden. Darauf drang nun Karl mit all der Festigkeit und Gewandtheit, mit welcher er sein Ziel zu verfolgen gewohnt war. Er verbürgte den Protestanten die vollkommenste Sicherheit für die Reise und für den Aufenthalt in Trident; er ließ sie die Aufhebung aller Beschlüsse der sechs ersten Sitzungen, in welchen sie mit ihrer Lehre ungehört verdammt waren, und alle Ordnung eines freien christlichen Concilium hoffen; er verhehlte seinen Unmuth über die Verlegung desselben so wenig, und betrieb die Rückkehr der Bischöfe nach Trident so öffentlich und so nachdrücklich, er erlaubte sich dabei gegen den eigensinnigen Papst eine so rücksichtslose und kräftige Sprache, er forderte so nachdrücklich, das Concil solle sich vor Allem mit einer ernstlichen Reformation der Kirche beschäftigen, und bewies, wie sehr es ihm selbst damit Ernst sei, so unzweideutig, daß man seinem Ansinnen, seinen Versprechungen, die gelegentlich mit Drohungen wechselten, und seiner Beharrlichkeit kaum widerstehen konnte. Wirklich ließen mehrere evangelische Fürsten sich bestimmen, ihre Geneigtheit zur Beschickung und zu einer bedingten Annahme des Concils zu erklären; unter ihnen auch der Kurfürst Moritz. Dieser aber hatte bereits Melanchthon, um sich mit ihm darüber, so wie über andere Angelegenheiten zu berathen, nach Leipzig, wo die

Landstände versammelt waren, berufen, und war durch ihn, der es nicht für rathsam hielt, dem erklärten Willen des Kaisers zu widerstreben, jetzt auch wohl wieder einiges Gute von dem Concil hoffte, in seinem Entschlusse befestigt worden. Hatte der Kaiser doch auch die deutschen Bischöfe auf dem Reichstage bewogen, in einer zwar bescheidenen, aber nachdrücklichen Vorstellung dem Papste die baldige Berufung eines deutschen Nationalconcilium zu empfehlen; hatte er doch mit aller möglichen Feierlichkeit sowohl in Bologna, als in Rom selbst gegen alle Beschlüsse und Handlungen der italiänischen Synode protestiren lassen. Die Evangelischen durften also wohl einiges Vertrauen zu ihm fassen. Aber schnell ward dasselbe wieder durch eine neue unerwartete Maßregel erschüttert. Mochte dabei zunächst nur eine Demüthigung des Papstes und eine Behauptung des kaiserlichen Ansehens gegen denselben, ein öffentliches Zeugniß, daß das Oberhaupt des Reichs, Spaniens und der Niederlande wohl auch ohne ihn die kirchlichen Angelegenheiten zu einer Entscheidung bringen könne, beabsichtigt sein; Jene fanden darin eine feindselige Absicht gegen sie selbst, einen neuen Versuch, Das, was ihnen das Theuerste war, ihren Glauben, ihr Bekenntniß, ihre Kirchenordnung zu unterdrücken, und geriethen darüber in eine heftige Bewegung, um so mehr, als ihre Unterwerfung mit unbeugsamer Strenge und mit Drohungen gefordert ward.

Karl V. war auf seinen schon sieben Jahre früher zu Regensburg entwickelten Plan, bis zur endlichen Entscheidung eines christlichen Concilium, durch eine einsweilige Vergleichformel hinsichtlich der streitigen Lehrpunkte, den Kirchenfrieden zu vermitteln, zurückgekommen. Jenes erste Interim war zwar in seinem Erfolge völlig verunglückt; jetzt aber, da die Evangelischen denn doch die besiegte Partei waren, und was ihnen etwa dargeboten und bewilligt ward, mit dankbarem Entgegenkommen zu ergreifen, sich aufgefordert fühlen konnten, da ferner die Mäßigung und das milde Verfahren des Kaisers, der nach einem entscheidenden Siege ihren Glauben und Gottesdienst auf keine Weise angetastet oder beeinträchtigt hatte, auch seine offenkundige und recht absichtlich zur Schau gestellte Mißhelligkeit mit dem Papste, seine Vermittelung viel annehmbarer machte, jetzt ließ sich allerdings von einem ähnlichen Interim, selbst wenn darin, um desto sicherer die katholischen Stände zu gewinnen, den Protestanten noch etwas weniger als früher nachgegeben war, Einiges hoffen. Daß der Kaiser sie weder selbst unter-

drücken, noch ungehört verdammen lassen wolle, davon, meinte er, müßten sie nun wohl überzeugt sein, und um so williger zu einem Vergleich, welcher, wenn er sie auch nicht ganz befriedigte, doch für den Augenblick Manches einräumte, und ihnen die Hoffnung auf endliche günstigere Entscheidung keineswegs entriß, ihm die Hand bieten. Indem er nun in feierlicher Reichsversammlung am 14. Januar 1548, was er in Beziehung auf das Nationalconcilium bei dem Papste geltend gemacht, und welche Protestation er eingelegt habe, umständlich eröffnete, schien sein Vorschlag, daß man, um den Kirchenfrieden im Reiche herzustellen, eine einsweilige Ausgleichung berathen und dazu tüchtige Männer beider Parteien auswählen möchte, ganz unverfänglich zu sein. Bedenklicher freilich war es, daß er, als man ihm die Wahl der Unterhändler anheim gab, neben Julius von Pflug, gegen den man vielleicht nur von Rom aus Einwendungen machen konnte, der aber den Evangelischen um so angenehmer sein mochte, den Weihbischof von Mainz und Titularbischof von Sidon (daher Sidonius genannt), Michael Helding, einen Mann, der selbst während des Reichstages in seinen Predigten gegen die Lutheraner eiferte, und den Johann Agricola (aus Eisleben), Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, einen sehr zweideutigen Vermittler, mit dem schwierigen Geschäfte beauftragte. Melanchthon insbesondere konnte, so mild er über Andere zu urtheilen gewohnt war, von diesem Agricola, den er bereits in dem antinomistischen Streit als einen Mann von einigem Geist, aber größerm Ehrgeiz und sehr mäßiger Gelehrsamkeit kennen gelernt hatte, wenig Gutes hoffen. Als nun aber das Ergebniß der Vergleichshandlungen dieser drei Männer, das s. g. Augsburger Interim, am 15. Mai in der Reichsversammlung vorgelesen, und nachdem der Kurfürst von Mainz, freilich ohne dazu beauftragt zu sein, den Dank der Stände für des Kaisers Friedensvermittelung ausgesprochen hatte, öffentlich bekannt gemacht ward, da ging ein Schrei des Entsetzens, des bittersten Unmuthes durch alle evangelische Länder. Eine härtere, unerträglichere Friedensbedingung, als die Annahme dieses Interims, hätte der Kaiser unmittelbar nach dem Siege, wenn auch alle Evangelische überwunden, gefesselt, hilflos vor ihm gelegen hätten, nicht machen können. Er selbst hätte wohl auch eine mildere Vergleichsformel, die den Evangelischen doch einigen Trost gelassen, nicht zurück gewiesen; da nun aber diese, unter Mitwirkung eines angeblichen Prote-

stanten verfaßte, ihm vorlag, war sie ihm um so lieber, als den katholischen Ständen zu ihrer Nichtannahme kaum ein Vorwand blieb; mit den Evangelischen hofft' er wohl leichter fertig zu werden, und dann hatte er in kaiserlicher Machtvollkommenheit, ohne den Papst, und demselben zum Trotz, die kirchliche Angelegenheit entschieden. Die Aussicht auf diese Machtäußerung scheint ihn so eingenommen zu haben, daß der kluge Fürst, bei seinem ungestümen Dringen auf die allgemeine Annahme des Interims gar nicht wahrnahm, wie wenig dasselbe geeignet war, auch nur einen scheinbaren Vergleich zu bewirken. Denn verglichen war eigentlich keiner der streitigen Lehrpunkte; vielmehr fanden die Evangelischen fast alle Irrlehren und Mißbräuche, gegen welche sie seit dreißig Jahren standhaft gekämpft hatten, förmlich bestätigt, zugleich, wenigstens mittelbar, jede ihrer Unterscheidungslehren und das ganze Gebäude ihrer neuen Kirchenordnung verworfen; zugestanden war ihnen nichts, als der Abendmahlsgenuß unter beiderlei Gestalt, die Aufhebung einiger unbedeutenden Festtage, aber nicht einmal des anstößigen Frohnleichnamsfestes, und die Fortdauer der einmal bestehenden Ehe der Geistlichen, aber auch dieß nur unter erschwerenden Bedingungen und nur bis zur Entscheidung des Concils, welches, wie vorauszusehen war, wenn sie einmal so viel aufgeopfert hätten, auch diesen letzten Rest schmählich verkümmerter Rechte ihnen entreißen würde. Aerger, als diese angebliche Vermittelung hätte kaum das papistische Concilium, dessen Beschlüsse nach des Kaisers Versicherung aufgehoben werden sollten, und hier aufs unverkennbarste bestätigt waren, die Evangelischen drücken können.

Als Melanchthon mit dem über alle Erwartung trostlosen Interim überrascht wurde, erschrak er zwar; aber wie er immer, vor künftigen Uebeln zagend, den gegenwärtigen eine gute Seite, irgend eine günstigere Ansicht und Aussicht abzugewinnen bemüht war, oft selbst geflissentlich sich selbst täuschend, so boten seinem Scharfsinne gleich beim ersten Lesen der starren Formel einige Punkte sich dar, an die etwa eine abermalige Verhandlung und Vermittelung sich anknüpfen ließe, einige feste, oder doch bedeckte Stellen, hinter welchen die evangelische Lehre sich allenfalls noch halten könnte, und die er dann in der Angst seines Herzens zu seinem und zu Anderer Trost auffaßte, festhielt und zu verschanzen suchte, weßhalb er denn auch in seinem ersten Gutachten, welches er auf Verlangen des Kurfürsten eilig ausstellte, keineswegs auf völlige Verwerfung der Formel antrug.

Freilich hatte er bei genauerer Prüfung schon zwei Tage später sich überzeugt, daß man die Abfassung mehrerer Hauptlehren durchaus verwerfen müsse, was er denn auch unumwunden aussprach und in Antrag brachte; aber noch immer hielt er den Gesichtspunkt fest, daß man, so viel irgend das Gewissen gestatte, dem Kaiser nachgeben, und, um nicht Alles zu verlieren, Einiges aufopfern, darum die Vergleichsformel so günstig wie möglich deuten, und wenigstens als Einleitung zu einer weitern Vermittelung gebrauchen müsse. Der Schutz, welchen Karl V. der Predigt und dem Gottesdienste der Evangelischen in der neuesten Zeit gewährt, hatte dem gutmüthigen, arglosen Melanchthon neues Vertrauen gegen ihn eingeflößt; aber mit Sorge und Unruhe sah er auf seine erhöhte Macht und auf die Rathlosigkeit der evangelischen Stände hin; er zitterte vor dem Gedanken, daß noch einmal um der Religion willen das Kriegsfeuer sich entzünden, oder daß der zürnende Kaiser, wenn man das Interim geradezu ablehnte, dasselbe mit Gewalt geltend machen möchte. Durch die kaum überstandene Kriegsnoth noch erschüttert, hielt er für Pflicht, Alles aufzubieten, was zur Abwendung eines gleichen Uebels ersonnen werden könne, wenn dabei nur nicht das Evangelium verläugnet und dessen siegreiche Predigt der Tyrannei des Papstes Preis gegeben würde; um nicht diesem in die Hände zu fallen, müsse man, meinte er, mit dem Kaiser glimpflich verfahren, und so unterhandeln, daß man an ihm einen gnädigen Herrn habe. Also weit entfernt, eine unbedingte Annahme des kaiserlichen Interim zu rathen, was allerdings eine thatsächliche Verläugnung der bis dahin bekannten Ueberzeugung gewesen wäre, sann er nur auf neue Unterhandlungen, denen man jene Formel zum Grunde legen müsse, um theils dem Kaiser zu willfahren, theils so viel abzudingen, daß die Elemente der evangelischen Lehre aufrecht erhalten würden. Wie dieß möglich sei, war freilich schwer zu begreifen; aber seine schüchterne Vermittelungslust spiegelte ihm doch eine Möglichkeit so täuschend vor, daß er auf diesem Wege mehr, als durch offenbaren Widerstand zu erlangen hoffte. Indem er damit auf die Politik seines Landesherrn aus eigner Neigung einging, schien er zu vergessen, daß es sich hier nicht um einen weltlichen Frieden handle, sondern um Aufrechthaltung oder Verwerfung eines Bekenntnisses, welches Tausenden das unveräußerlichste Eigenthum, der liebste Trost, die festeste Stütze war; daß es ferner weder recht noch christlich klug ist, um zeitlicher Gefahren

willen, das Gewissen der Gläubigen zu gefährden, und in Glaubenssachen auf eine Capitulation einzugehen, die, so lange man nicht entschieden die entgegenstehende Ueberzeugung sich aneignen kann, entweder zu einer Verläugnung oder zu einer Falschheit führen muß; daß endlich das ängstliche Bemühen, da, wo man standhaft bekennen und freudig Zeugniß ablegen, das Uebrige aber Gott anheim stellen soll, Auswege und künstliche Wendungen zu finden, selbst eine Glaubensschwäche verräth. Indem unser Melanchthon seinen Besorgnissen und weltklugen Berechnungen Raum gab, legte er den Grund zu unheilvollen Kämpfen in der evangelischen Gemeinde, und bereitete sich selbst die empfindlichsten Leiden, die bittersten Kränkungen.

Kein echter Protestant konnte das Augsburger Interim mit gutem Gewissen annehmen; vergeblich drang darauf der Kaiser mit Versprechungen und Drohungen; er fand bei den meisten Ständen einen unerwarteten, hartnäckigen Widerstand und lebhafte Protestationen. Den Glaubensmuth des unglücklichen Johann Friedrich hatte selbst die Gefangenschaft so wenig gebeugt, daß er lieber neue Einschränkungen und eine ungebührlich harte Behandlung ertragen, als die unselige Vergleichsformel annehmen wollte. Ob der Landgraf Philipp nachgiebiger war, ist zweifelhaft; seine Söhne aber stimmten fest entschieden mit der großen Mehrheit der Evangelischen in der standhaften Verwerfung der Formel überein. Der Kurfürst Moritz zeigte sich hier zuerst, dem Kaiser gegenüber, unbeugsam; er sollte, hoffte Karl, durch seinen Vorgang die Andern zur Annahme geneigter stimmen; Moritz aber berief sich auf das feierliche Versprechen, welches er bei der Uebernahme seiner neuen Lande gegeben habe, daß er sie nämlich bei ihrer Lehre und Kirchenordnung lassen wolle, wobei er nicht verhehlte, daß Er selbst dabei zu beharren entschlossen sei, und daß er vom Kaiser die ihm zugesagte Glaubensfreiheit erwarte; er bestand darauf, daß er sich zuvor mit seinen Theologen berathen müsse, ehe er eine förmliche Erklärung abgeben könne. Zwar hatte er schon vor der öffentlichen Vorlesung des Interim dasselbe nach Wittenberg und Leipzig zur Prüfung gesendet und drei Gutachten von den dortigen Lehrern erhalten; als er aber im Junius selbst in sein Land zurückkehrte, veranstaltete er nach einander acht Convente zu Zwickau, Celle, Meißen, Pegau, Torgau, dann abermals zu Celle, endlich zu Jüterbogk und Leipzig, an welchen allen, den ersten ausgenommen, Melanchthon

persönlich und vor Allen thätig Theil nahm. Es war abermals eine schwere Aufgabe zu lösen, ja die schwerste, welche im Fortgange der Reformation theologischen Berathungen aufgegeben war. Wollte man auch um des Friedens willen Manches, was in der Heftigkeit des Streits allzu scharf ausgesprochen worden, möglichst mild und vermittelnd darstellen, und in allem Außerwesentlichen, so viel man vermochte, nachgiebig sich beweisen; wie schwer war es, über Das, was in der Glaubensangelegenheit außerwesentlich sei, nicht nur die unterhandelnden Theologen zu vereinigen, sondern auch die übrigen evangelischen Lehrer und die Gemeinden zur Anerkennung desselben zu bringen, wie unmöglich die bis dahin standhaft behaupteten Grundlehren und Grundsätze der Evangelischen mit dem Augsburger Interim auch nur in einen scheinbaren Einklang zu stellen! — Und auf der einen Seite stand drohend die Gefahr, innerhalb der evangelischen Kirche, welche, wie vorauszusehen war, in ihrer Gesammtheit schwerlich den sächsischen Beschlüssen sich unterwerfen konnte, eine unheilvolle Spaltung, eine ärgere, denn je zuvor, zu erregen, und die heilsamen Früchte der Reformation völlig zu vernichten, auf der andern der entschlossene Wille und die entschiedene Forderung des Kaisers und der Wunsch des Landesherrn, daß man zwar nicht mehr, als man mit gutem Gewissen vermöge, nachgeben, aber doch keine unnöthigen Schwierigkeiten machen, vielmehr ernstlich darauf bedacht sein möge, dem Kaiser zu willfahren. Warnend mischten sich in die Unterhandlungen die Nachrichten von den schon begonnenen interimistischen Streitigkeiten. Allenthalben erhoben sich kräftige Stimmen gegen das kaiserliche Interim. Der Markgraf Johann von Brandenburg, und der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken erneuten ihre gleich Anfangs eingelegte Protestation; Magdeburg, die Hansestädte, Lüneburg und Andere boten aufs entschlossenste allen Ermahnungen und Drohungen der kaiserlichen Minister Trotz; der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der am unbedingtesten das Interim angenommen, vermochte nicht, dasselbe seinen Unterthanen aufzudringen; wo der Kaiser mit Gewalt die Annahme durchzusetzen versuchte, entstanden die gräulichsten Verwirrungen, und mehrere Hundert evangelische Lehrer verließen lieber ihre Aemter, gingen freiwillig oder gezwungen in die Verbannung, als daß sie wider ihr Gewissen die alten Irrthümer und Mißbräuche bestätigt hätten. Fast in allen evangelischen Ländern flammte der erste Reforma-

tionseifer wieder auf; mit kühnen Angriffen, mit heftigen Schmähschriften, mit bittern Satyren ward das Interim angegriffen, und selbst der Kaiser nicht verschont. Im ersten Auflodern dieser heftigen Kämpfe berathschlagten die sächsischen Theologen an der Seite der Landstände. Wie sie sich auch entscheiden mochten, sie konnten sich nicht überreden, daß sie dem Kampfe zu entfliehen, die Flamme zu löschen, die Gemüther zu beschwichtigen vermöchten; sie wußten, daß auf sie, als Lehrer des Landes, welches die Wiege der Reformation gewesen, Aller Augen gerichtet waren, und daß jede schwache Nachgiebigkeit, jede scheinbare Feigheit, weit entfernt, der streitenden Kirche zur Nachahmung zu dienen, nur heftigere Bewegungen erzeugen würde; es war eine beklagenswerthe Verblendung, wenn sie, lediglich um dem Kaiser und dem Kurfürsten genug zu thun, eine Vermittelung versuchten, welche nimmer zu einem würdigen, heilsamen und dauerhaften Frieden führen konnte. Und dieser Verblendung gab auch Melanchthon sich hin; Er hatte nicht den Muth, wie einst Luther in entscheidender Stunde, seine Ueberzeugung mit der entschlossenen Erklärung zu bekräftigen: „Hier steh' ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!" Die Umstände und Verhältnisse waren allerdings anders geworden; es kam nicht mehr bloß darauf an, furchtlos das eigne Haupt dem Zorn des Kaisers oder des Papstes darzubieten, was auch Melanchthon, wenn er damit den Frieden der Kirche hätte erkaufen können, nicht gescheut haben würde; es galt jetzt, ein drohendes Ungemach von der ganzen hart bedrängten und sturmbewegten evangelischen Kirche abzuwenden. Aber auch jetzt sollten die theuren, schwer errungenen Güter, sollte die untastbare Freiheit des Glaubens und Gewissens gegen das Dräuen der Welt vertheidigt und aufrecht erhalten werden. Die kaiserliche Gewalt durfte man da, wo sie jene Güter beeinträchtigen wollte, nicht als rechtmäßig betrachten, noch durfte man ihr, weil sie jetzt so furchtbar und schreckend auftrat, Das, was durch seine eigne siegreiche Kraft und durch den gewissen Beistand Gottes sich behaupten konnte, auch nur theilweise Preis geben. Es ist zu beklagen, daß Melanchthon und seine Wittenberger Amtsgenossen nicht bei ihren ersten entschiedenen Erklärungen gegen das Augsburger Interim beharrten, sondern dem Andringen des Kurfürsten Moritz und ihren eignen Besorgnissen nachgebend, einen Ausweg erdachten, welcher den Katholischen nimmer genügen konnte, unter den Evangelischen aber

eine unheilvolle Zwietracht erregte; man muß aber auch, um ihr Verfahren gerechter zu würdigen, die Gründe in Anschlag bringen, mit welchen der Kurfürst ihnen die Nothwendigkeit, so viel nachzugeben, als man irgend mit gutem Gewissen vermöge, darzuthun bemüht war, besonders die nahe liegende Besorgniß, daß hartnäckiger Widerspruch gegen die interimistische Maßregel des Kaisers, diesem einen willkommenen Vorwand bieten würde, nicht nur die Evangelischen, in ihrer jetzigen politischen Ohnmacht, völlig zu unterdrücken, sondern auch die Reichsverfassung umzustoßen, und mit der kirchlichen zugleich die bürgerliche Freiheit der ganzen deutschen Nation zu vernichten. Dieß besonders war ein mächtiger Beweggrund für Melanchthon, welcher ausdrücklich erklärte, er werde, wenn der Kurfürst die unbedingte Annahme des Interim durchsetzen wolle, lieber aus dem Lande ziehen und Alles über sich ergehen lassen, ein hinreichender Beweis, daß er wenigstens nicht aus Furcht für seine persönliche Ruhe und Sicherheit nachgiebiger ward. Die vorhandenen Urkunden beweisen, wie mannichfach er, von dem, als dem anerkannten Haupte der sächsischen Theologen, allerdings die Entscheidung abhing, auf den verschiedenen, in dieser Angelegenheit gehaltenen Landtagen bearbeitet ward, um seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Vergleich zu gewinnen, und wie geschäftig man alle Verantwortlichkeit für die Folgen einer hartnäckigen Weigerung ihm allein zuschob. So konnte wohl auch ein minder ängstlich gewissenhafter Mann bewogen werden, seine eigne Ueberzeugung einer, wie es schien, unabweisbaren Nothwendigkeit unterzuordnen.

Auf dem Landtage zu Torgau (im October 1548) beharrten die Theologen noch sehr standhaft bei ihren frühern Erklärungen gegen das Interim*), zeigten sich aber auf dem zweiten, der zu Celle (im November) gehalten ward, schon merklich nachgiebiger, ermüdet von den immer erneuten Vorstellungen, in welchen die kurfürstlichen Abgeordneten ihnen die mit ihrer Beharrlichkeit verbundenen Gefahren anschaulich machten. Sie entsprachen nur zu rasch der Aufforderung, eine neue Kirchenordnung zu entwerfen, welche zunächst die bisherige Ordnung des Gottesdienstes so viel möglich dem Augsburger Interim anpassen

*) Sie hatten in ihrem zweiten Gutachten ausdrücklich gesagt, sie wollten lieber sterben, als die Privatmesse mit ihren Gräueln wieder einführen; jeder Fürst möge bedenken, was er um der Religion willen zu thun habe; sie könnten nur die Pflicht des Bekenntnisses der Wahrheit vor Augen haben. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sollte; sie genehmigten sogar einen zweiten Entwurf, welchen der Kurfürst ihnen vorlegen ließ, obwohl fast der ganze altkatholische Ritus darin wieder aufgenommen war. Dabei verwahrten sie zwar die Unveränderlichkeit der evangelischen Lehre, meinten auch nicht, von dieser etwas Preis zu geben, wenn sie in den Gebräuchen nachsichtiger sich bewiesen; aber bei dem innigen Zusammenhange der Lehre und des Ritus, bei dem offenbaren Widerspruche, in welchem mehrere der wieder zugelassenen Gebräuche mit dem Inhalte der evangelischen Bekenntnisse und mit den klaren Zeugnissen der heiligen Schrift standen, opferten sie viel mehr und Wesentlicheres auf, als sie sich selbst gestehen wollten, und vergebens gab sich besonders Melanchthon die undankbare Mühe, sich und Andere zu überreden, es habe mit den früher verworfenen, nun wieder angenommenen Gebräuchen nicht so viel auf sich, wenn nur die Reinheit der Lehre bewahrt würde, sie seien Adiaphora, Mitteldinge, die man, um des Friedens willen, ohne Verletzung des Gewissens sich gefallen lassen könne, weil sie an sich weder gut noch böse wären. Als man einmal so weit gegangen, konnte man kaum manche scheinbar unbedeutende, dem Interim sich annähernde Veränderungen im evangelischen Lehrbegriffe zurückweisen, wobei man immer die Grundlehren von der Rechtfertigung, vom Glauben und von den guten Werken, in ihrer evangelischen Lauterkeit aufrecht zu erhalten bemüht war, und nur einige schärfere Ausdrücke durch andere, der Friedensvermittelung dienlichere, ersetzte. Leichter konnte der Kurfürst nun auf dem Landtage zu Leipzig (im December) sein Ziel erreichen, obwohl mehrere weltliche Landstände noch sehr bedenklich waren, und zur Wahrung ihres Gewissens wiederholt befriedigendere Aufschlüsse und Erklärungen von den Theologen forderten. Diese aber hatten sich schon so tief in die Sache verstricken lassen, daß sie nun selbst Alles aufbieten mußten, jene zu beschwichtigen. Die Ergebnisse der Leipziger Verhandlungen ließ der Kurfürst aus den Landtagsacten in einem Aufsatz zusammenstellen, welcher von den Gegnern das Leipziger Interim oder das kleine, zum Unterschiede von dem großen Interim, wie man die cellische Vergleichsschrift bezeichnete, genannt ward. Jener Aufsatz diente als Grundlage der vollständigern Ordnung des Gottesdienstes, oder Agende, welche, auf des Kurfürsten Befehl, durch die mit den Unterhandlungen beschäftigten Theologen verfaßt, im März 1549 vollendet, im Mai auf einer Versammlung sächsischer Geistlichen

zu Grimma genehmigt, und im Julius zur Einführung in alle sächsische Kirchen vertheilt ward.

An allen diesen bedenklichen und verfänglichen Unterhandlungen und an ihrem endlichen Ergebnisse hatte Melanchthon einen vorherrschenden Antheil gehabt; auf ihn fiel denn auch fast die ganze Last der Verantwortung, ihm vornehmlich ward die meiste Schuld beigemessen, als man nun über einen schmählichen Verrath an der evangelischen Kirche zu klagen begann. Aber sein eignes Gewissen klagte ihn nicht an. Er war es sich bewußt, bei allen Berathungen, bei all den Mühseligkeiten und Arbeiten, welchen er dabei sich unterzog, am wenigsten an sich selbst, an seine persönliche Gefahr oder Sicherstellung gedacht, vielmehr lediglich für das Beste der Kirche und für das öffentliche Wohl gewirkt zu haben. Gegen das Augsburger Interim hatte er sich so unumwunden und ausdrücklich erklärt, daß der Kaiser selbst ihn als den einflußreichsten Gegner desselben betrachtete, einen heftigern Unwillen gegen ihn faßte, und nicht abgeneigt schien, Gewalt gegen ihn zu brauchen; seine Freunde besorgten sogar, wohl nicht ohne Grund, daß seine Auslieferung gefordert werden, oder daß man versuchen möchte, ihn meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen. Aber das schreckte ihn so wenig, daß er, unbekümmert um Alles, was ihn bedrohen möchte, immer nur die Sache, um die es sich handelte, und die gemeine Noth und Gefahr erwog. Wie es ihm aber Bedürfniß und Gewohnheit war, für alle Gegensätze im Leben, wie in der Wissenschaft, eine Vermittelung und für die streitenden Parteien eine Aussöhnung zu suchen, wie er sich gedrungen fühlte, überall, wo der große Kampf der Zeit neue Anreizung empfing, und die schon gelösten Aufgaben von Neuem in Frage stellte, die Hand zum Frieden zu bieten, und allen Scharfsinn aufzubieten, um Annäherungspunkte aufzufinden, wie er dann auch wohl, um Zeit zu gewinnen, und um nur die augenblickliche Gefahr abzuwenden, an halben Maßregeln sich genügen ließ, so konnt' er nicht anders, er mußte den Interimsstreitigkeiten, in jenen Tagen einer unabweisbaren und in der That drohenden Entscheidung, eine Vermittelung versuchen, welche er denn auch bald so ausschließlich ins Auge faßte, daß er um so leichter sich selbst täuschen konnte. Die von dem Kurfürsten eingeleiteten Unterhandlungen der zu den Berathungen über das Interim berufenen Theologen mit den Bischöfen von Naumburg und Meißen scheinen in Melanchthon zuerst die Hoffnung

erweckt zu haben, daß bei der trostlosen Aussicht, welche das Interim selbst und das ungestüme Dringen auf dessen unbedingte Annahme darbot, doch noch ein Ausweg sich finden lasse, auf welchem man weder den Ausbau der evangelischen Kirche erschüttern, noch den Zorn des Kaisers zu unmittelbaren Gewaltschritten reizen werde. Die Bischöfe ließen mit sich handeln; sie ließen wohl auch noch mehr hoffen, als sie in ihrer Stellung zum Papst und zum Kaiser öffentlich aussprechen konnten; man durfte erwarten, daß sie in der Ausübung der Rechte, welche man ihnen etwa wieder einräumte, möglichst nachsichtig sein, und wenn man für jetzt nur den Kaiser zufrieden stellte, Das, was in dem einzuleitenden Vergleiche den evangelischen Lehrern und Gemeinden etwa zu anstößig und beschwerlich wäre, nicht gerade mit unerbittlicher Strenge geltend machen und einführen würden. Die Hoffnung, den Kaiser zu begütigen und von der gewaltsamen Einführung des Interim abzubringen, den Kurfürsten einer drükkenden Verlegenheit, die ganze Kirche einer furchtbaren Gefahr zu entreißen, war für Melanchthon zu reizend und ermunternd, als daß er nicht über manche entgegenstehende Bedenklichkeiten sich hätte hinwegsetzen und auch seine Amtsgenossen zu solcher Vermittelung geneigt stimmen sollen. Am Ende war es freilich nur auf eine scheinbare Einführung des Interim, auf eine Täuschung des Kaisers abgesehen; aber wenigstens der ehrliche Melanchthon wollte nicht täuschen; er überredete sich selbst, Karl V. werde auch noch, so unwahrscheinlich das sein mochte, mit sich handeln und Etwas abdingen, an dem guten Willen, das Interim, so viel möglich, anzunehmen, sich genügen lassen, und man hätte dann, bei der zeitgemäßen Nachgiebigkeit, bei diesem klugen Schicken in die Zeit, ihn gewonnen, ohne etwas Wesentliches zu verlieren. Es war überdieß sehr unwahrscheinlich, daß man in Rom das Interim gut heißen werde; es verlauteten bereits päpstliche Protestationen gegen die Anmaßung, daß ein weltlicher Herr in Glaubenssachen Etwas anzuordnen wage; es schien also sehr klug zu sein, wenn man nicht um einer einstweiligen, wahrscheinlich bald vorübergehenden Maßregel willen die Kirche und den Staat allen Gefahren eines neuen Kampfes, dessen Ausgang bei der überlegenen Macht des Kaisers kaum zweifelhaft war, bloßstellte, vielmehr jetzt sich selbst einige Gewalt anthat, um Zeit zu gewinnen und den Erfolg abzuwarten. Melanchthon ward durch seine hypochondrische Aengstlichkeit solchem Temporisiren geneigt, und meinte, es sei doch Etwas

gewonnen, wenn man den Blitzstrahl, der schon sich zu entladen drohte, für jetzt abgelenkt habe, wenn auch die Luft schwül blieb.

In der That ward er aber auch jetzt seiner Ueberzeugung keineswegs so untreu, wie man ihm Schuld gegeben hat. Schon lange hatte er für Pflicht gehalten, wenn nur die freie Predigt des Evangelium und das Wesentliche der in der Augsburger Confession ausgesprochenen Lehre erhalten würde, in Dem, was er für außerwesentlich hielt, ohne dieß immer klar aufzufassen und streng zu begränzen, den Gegnern Etwas nachzugeben; schon lange hatte er sich bemüht, manche scharfe und schroffe Formen der Unterscheidungslehren durch mildere Ausdrücke, welche, wenn sie zum Theil auch schwankender waren, um so eher eine Annäherung der Parteien befördern konnten, diesem Zweck anzubequemen; hinsichtlich der gottesdienstlichen Gebräuche und Uebungen war er immer der Meinung gewesen, daß, wenn nur die göttliche Anordnung aufrecht erhalten, aus Menschengeboten kein Gewissenszwang gemacht, und keine abergläubigen Meinungen dadurch verbreitet und geltend gemacht würden, die alte Ordnung lieber beibehalten, als zu einem Grunde feindseliger Spaltung gemacht werden solle. Etwas Anderes wollt' er auch jetzt nicht, und er ging die Vergleichshandlungen um so unbedenklicher ein, je mehr er seiner aufrichtigen Friedensliebe und der Redlichkeit seines Willens sich bewußt war.

Wüßte man nicht, mit welcher Hingebung, mit welchem Eifer, der sein ganzes Wesen beseelte, aber auch leicht ihn befangen und einseitig machen konnte, er jeder Hoffnung auf eine endliche Aussöhnung der streitenden Parteien sich überließ, so würde man es allerdings unbegreiflich finden, wie er bei seiner sonstigen zarten Rücksicht auf die Gewissenszweifel Anderer, jetzt, und gerade jetzt, da die Gemüther durch den unglücklichen Ausgang des sächsischen Krieges noch bewegt und gegen den Kurfürsten Moritz, darum auch gegen alle von ihm ausgehende kirchliche Anordnungen, mit Argwohn erfüllt waren, sich bergen konnte, daß jeder Versuch, die evangelische Kirchenordnung den päpstlichen Satzungen anzubequemen, nur Aergerniß und neuen Streit erzeugen mußte. Es gehörte nur wenig Scharfsinn und Erfahrung dazu, um voraus zu sehen, daß Alles, was den Kaiser zufrieden stellen und die Evangelischen den Katholischen nähern sollte, von jenen mit Mißtrauen betrachtet, daß auch die mäßigste Annäherung der neuen an die alte, zum Gegenstande der Ver-

achtung und des Hasses gewordene Lehre, jede, auch die vorsichtigste Wiederaufnahme der römischen Gebräuche, die man als eben so viele Mißbräuche zu verabscheuen gewohnt war, innerhalb der evangelischen Kirche selbst den alten Haß wieder anfachen und verderblichen Zwiespalt erwecken würde. Der in vielen Gegenden schon ungestüm enthrannte Kampf gegen das Augsburger Interim konnte als warnendes Zeichen dienen, daß die Mehrheit der protestantischen Lehrer und Gemeinden gegen Alle, welche nur einigermaßen sich ihm geneigt bewiesen, mit dem Eifer, welcher scheinbar oder wirklich abtrünnige Freunde heftiger, als die gewohnten Gegner verfolgt, aufstehen, und daß, wenn im günstigsten Falle die ganze sächsische Landeskirche die neue, den Papisten nur zu viel nachgebende Ordnung sich aufdringen ließe, Jene mit den übrigen evangelischen Gemeinden in den ärgerlichsten Zwiespalt verwickelt, von ihnen getrennt werden, und in trauriger Vereinzelung zwischen Katholischen und Protestanten, von beiden Seiten bedrängt, keiner angehörig, dastehen müßte. Wollte man mit Klugheit dem Drohen des Kaisers begegnen, so durfte man wenigstens auch die Rücksicht auf die Stimmung der evangelischen Gemeinschaft, und auf das Verhältniß einzelner Lehrer, so wie der sächsischen Kirche zu derselben, nicht aus den Augen setzen. Dieß fühlten Melanchthon und seine Mitarbeiter selbst; sie sahen das Aergerniß voraus, welches kommen werde, und machten ihre gerechten Besorgnisse gegen das Ansinnen des Kurfürsten Anfangs sehr nachdrücklich geltend; um so weniger hätten sie nachher davon abgehen und von ihrer richtigen Ansicht sich abwendig machen lassen sollen. Daß Melanchthon jetzt von der Furcht vor den möglichen Folgen einer unbeugsamen Beharrlichkeit bei Dem, was die evangelische Kirche bisher gegen die alten papistischen Irrthümer und Mißbräuche behauptet hatte, sich übermannen ließ, daß er zwar keineswegs die evangelische Lehre verläugnete, aber doch durch anbequemende Darstellung hier und da verschleierte; daß er die gute Sache der Wahrheit sicherer durch Rathschläge menschlicher Klugheit, als durch standhaftes, glaubensfreudiges Zeugniß zu retten wähnte, und nur seinem jetzt in der That einseitigen Vermittelungstriebe folgte, das ward für ihn die unversiegbare Quelle jener Anfechtungen und Kämpfe, welche den Rest seines segensreichen Lebens verbitterten, den günstigen Einfluß seines wohlbegründeten Ansehens auf die Entwickelung der evangelischen Kirche beschränkten, und diese selbst aufs traurigste zerrütteten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch war dieß keineswegs die Schuld des bescheidenen Mannes allein, der nie abließ, für die Gemeinde zu beten und zu arbeiten, der immer wieder die Gegner zu versöhnen strebte, und wo er geirrt oder gefehlt, sobald er es erkannte, mit der rührendsten Aufrichtigkeit und Demuth es bekannte. Wer möcht' es nicht mehr bedauern, als anklagen, daß er, der sich berufen und gezwungen fühlte, mitten in einer zwieträchtigen Zeit Frieden zu stiften, wider seinen Willen selbst Veranlassung zu langwierigen und erbitternden Streitigkeiten gab, unter welchen Niemand empfindlicher litt, als sein sanftes und wohlwollendes Gemüth! Ob er auch zu Zeiten schwach war, erkennt doch die gerechtere Nachwelt ihm den Preis zu vor der Menge seiner Widersacher, zumal vor jenen zelotischen Eiferern, welche nicht wie er aus Friedensliebe, aber desto ärger aus Streitlust fehlten, und in ihrer Verblendung vielleicht wähnten, sie thäten Gott und der Kirche einen Dienst damit, wenn sie mit unversöhnlichem Groll den edleren Genossen verfolgten.

Schon die erste Kunde davon, daß unter der Obhut des Kurfürsten Moritz Unterhandlungen über das kaiserliche Interim gepflogen würden, mußte im Lande selbst und in andern evangelischen Ländern, zunächst im Herzogthum Sachsen, eine mißtrauische Aufmerksamkeit erregen, und als das Leipziger Interim nun wirklich hervortrat, sprach alsbald ein lauter und heftiger Unwille ohne Rücksicht und Schonung sich aus. Dieß war voraus zu sehen, und es ist um so mehr zu verwundern, daß man es bei jenen Unterhandlungen nicht beharrlich genug in Anschlag brachte, nur die Sicherstellung gegen den Zorn des Kaisers ins Auge faßte. Die Verbindung mit dem neuen Kurfürsten diente den unterhandelnden Theologen, insbesondre den Wittenbergern, bei den Protestanten eben nicht zur Empfehlung. Gegen Melanchthon vornehmlich, den seine eigenmächtigen, von Vielen ihm nie verziehenen Aenderungen in der Augsburger Confession, seine angebliche Annäherung an die Zwinglische Abendmahlslehre, überhaupt seine mit den Jahren zunehmende Nachgiebigkeit, vielen eifrigen Lutheranern bereits verdächtig, wo nicht verhaßt gemacht hatte, erhoben sich, weil er sich an Moritz angeschlossen hatte, viele heimliche und öffentliche Gegner, und alte Freunde verwandelten sich in unversöhnliche Feinde. Unter diesen machte sich gar bald nur zu bemerklich jener Matthias Flacius, der, aus Illyrien gebürtig, in Wittenberg gastliche Aufnahme, weitere Ausbildung, und, be-

sonders durch Melanchthon's Vermittelung, endlich eine ehrenvolle Anstellung als Professor der hebräischen Sprache gefunden hatte. Mit Geist, Kraft und Kenntnissen ausgestattet, aber „ein unruhiger Kopf," — so nennen ihn auch billige Zeitgenossen, — von einem unmäßigen Selbstgefühl, und unersättlichem Ehrgeiz bewegt, fühlte er sich berufen, eine bedeutende Rolle zu spielen, und da er von Natur streitlustig, leicht aufgeregt, dann im hohen Grade unbesonnen war, verwandelte sich sein ursprünglich wohl redlicher Eifer für die evangelische Wahrheit leicht in blinden Fanatismus. Daß er nach Luther's Tode gern dessen Stelle eingenommen, dessen Ansehen und Einfluß an sich gerissen hätte, ist nicht unwahrscheinlich; daß er aber, wie man ihm Schuld gegeben, gegen Melanchthon nur darum aufgestanden, weil es ihm unerträglich gewesen, daß diesem schon in Luther's letzten Lebensjahren, und noch entschiedner nachher, die erste Stelle unter den sächsischen Theologen, ein großer Theil des Ansehens und Einflusses jenes Hauptes der Reformation zufiel, daß er nur, um ihn von diesem für den Ehrgeiz allerdings reizenden Platze zu verdrängen, Händel mit ihm angefangen, das ist wenigstens aus historischen Zeugnissen nicht erweislich. Es bedarf aber auch in der That einer solchen Muthmaßung nicht, um die rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, mit welcher Flacius gegen Melanchthon eiferte, begreiflich zu finden. Beide waren an sich so entgegengesetzte Naturen, daß der mildere, billigere und bescheidnere Mann wohl den ungestümen, harten und anmaßenden, aber schwerer Dieser Jenen ertragen konnte. Wo der Eiferer am liebsten mit der Faust drein geschlagen hätte, da trat der sanftmüthige Vermittler so leise auf, und beschwichtigte mit versöhnenden Worten so eifrig den Sturm, der des Andern Element war, daß in dessen Seele Widerwille, Unmuth und Groll sich schon festgesetzt hatte, ehe die Veranlassung zu einem heftigern Widerstreben sich darbot. Wohl mochten manche Reizungen des gekränkten Ehrgeizes, von Melanchthon unverschuldet, hinzu kommen; aber Flacius überredete sich selbst, nur von heiligem Eifer für die Reinheit der evangelischen Lehre zu entbrennen, und merkte nur nicht, wie fleischlich dieser Eifer war, als sein Groll gegen den friedlichen Melanchthon hervorbrach. Dieser blinde, fleischliche Eifer, verbunden mit dem, bereits mächtig gewordenen Unmuth und Argwohn gegen den nachgiebigen Mann, ist an sich schon hinreichend, um das mißtrauische Belauern aller Schritte und Verhandlungen der zur Berathung über das

Interim berufenen Theologen, und die fanatische Wuth, welche endlich gegen sie zu toben begann, zu erklären. Der argwöhnische Fanatismus macht eben so leicht zu Falschheit und Unredlichkeit, wie zu schonungsloser Härte geneigt, und der Wahn, allein für die Wahrheit, für die Religion zu streiten, beschwichtigt nur zu leicht des Gewissens Stimme, wenn dasselbe den Gebrauch unwürdiger Mittel zur Erreichung des vermeintlich frommen Zwecks verdammt. Starrsinnig, argwöhnisch, mit Unverstand eifernd, verblendete Flacius sich dergestalt, daß er auch unredliche Wege sich erlaubte, um Kunde von den geheimnißvollen Verhandlungen über das Interim zu erlangen, um so mehr, als eben das Geheimnißvolle derselben seinen Argwohn zu rechtfertigen schien. Melanchthon, der nun einmal Haupt und Sprecher der sächsischen Theologen, und durch einen zu Anfang des Interimstreits an den kurfürstlichen Minister von Carlowitz gerichteten, nur zu bald öffentlich bekannt gewordenen Brief, in welchem man nicht bloß einige unvorsichtige Aeußerungen, sondern deutliche Zeichen von Wankelmüthigkeit und furchtsamer Nachgiebigkeit finden wollte, verdächtiger, als zuvor geworden war, fand jetzt am wenigsten die wohlverdiente Rücksicht und Schonung. Flacius entband sich nicht nur von allen Pflichten der Dankbarkeit; er mißbrauchte auch auf die unredlichste Weise das Vertrauen, mit welchem derselbe ihm den Zutritt zu seinem Hause, zu seiner Bibliothek, zu seinem Arbeitszimmer gestattete, nicht ahnend, daß der treulose Freund selbst seine vertraulichen Briefe heimlich durchsuchen, zu seinem Zweck benutzen, Alles, was er hinterlistig erlauscht hatte, mit feindseliger Geschäftigkeit, mit hämischer Mißdeutung kund machen, und damit das Feuer, welches, einmal entbrannt, schwer zu dämpfen war, anschüren werde.

Nicht so unredlich, aber eben so leidenschaftlich verfuhren andere Gegner Melanchthon's; es war unter ihnen mehr als Ein Flacius, obwohl dieser in leidenschaftlicher Streitlust Alle überbot. Männer, wie Amsdorf und seine edleren Mitkämpfer, waren in der That unfähig, im Gebrauch der verwerflichsten Waffen Jenem sich gleich zu stellen; aber wie sie sich nicht scheuten, mit ihm gemeine Sache zu machen, so ließen sie auch zu einem Ungestüm, der alle Schranken durchbrach, zu einer Verfolgungssucht, die eben so unvernünftig, als unchristlich war, sich mit fortreißen. Es ist hier nicht der Ort, den traurigen Streit, dessen Urkunden man nur mit tiefer Wehmuth lesen würde, wenn nicht öfter ein gerechter Unwille die Oberhand gewänne, umständ-

licher zu entwickeln; man möchte ohnehin darüber hinweg eilen, um nicht die Schande und Schmach unsrer Kirche aufzudecken; hier genügt es, anzudeuten, was Melanchthon, der mehr leidend, als thätig sich dabei verhielt, und immer nur einen Vertheidigungskampf führte, dabei erduldete, und wie gerade unter diesen schwersten Anfechtungen und bittersten Prüfungen seine Geduld, Sanftmuth und Liebe am bewundernswürdigsten sich bewährten.

Flacius war im April des Jahres 1549 ohne Abschied aus Wittenberg weggegangen, und hatte sich nach Magdeburg gewendet, wo der heftigste Widerstand gegen das Augsburger Interim sich äußerte, und von wo aus er seine Bannstrahlen gegen das Leipziger, und gegen dessen Urheber, Begünstiger, Vertheidiger schleuderte. So wie er, machten auch die andern Eiferer jetzt die so genannten Adiaphora zum Hauptstreitpunkt, und so gingen die interimistischen in die viel ärgeren adiaphoristischen Händel über. Im Allgemeinen war man damit einverstanden, daß gewisse, von Christus nicht verordnete, aber in der Kirche zur Erbauung und Förderung der Zucht eingeführte Gebräuche Adiaphora wären, so genannte Mitteldinge, die man ohne Sünde halten oder lassen könne, sofern keine abergläubigen Meinungen und kein Gewissenszwang sich damit verbänden. Was nun aber wahre Adiaphora wären, was man also von den altkirchlichen Gebräuchen als solche annehmen dürfe, und was nicht, das war bei ruhigem Nachdenken schwer zu bestimmen, darüber konnte man in der Hitze des Streits um so weniger sich vereinigen, als man, so viele scharfsinnige und gelehrte Erörterungen des Gegenstandes auch hervortraten, doch nicht immer den Begriff streng fixirte, noch das tiefe moralische Moment desselben tief und klar genug auffaßte. Melanchthon, der schon früher gegen die Katholischen den Grundsatz geltend gemacht hatte, daß Nichts, was Gott nicht selbst verordnet habe, ein nothwendiger Gottesdienst sei, und im scharfen Gegensatz gegen die Werkgerechtigkeit und das Ceremonieenwesen der römischen Kirche einen großen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche nur auf die äußerliche Zucht bezog, mußte eben darum Adiaphora in einem weitern Umfange anerkennen, und wollte in sofern folgerecht jetzt manche bereits aus den evangelischen Kirchen verbannte Gebräuche wieder zulassen, wobei er voraussetzte, daß auch Andre um des Friedens und der Ordnung willen sich ihnen unterziehen würden, wenn man sie nur als eine

äußerliche Ordnung einführte, und nicht als einen nothwendigen Gottesdienst aufbürdete. Die Gegner aber, die wohl fühlten, daß die Gränzlinie zwischen den wahren Mitteldingen und dem, was mit Unrecht so genannt werden möchte, nicht scharf und scheidend genug zu ziehen sei, obwohl unter andern die Hamburger Geistlichen in ihrem diese Angelegenheit betreffenden Sendschreiben an Melanchthon sehr bestimmt namhaft machten, was sie als Adiaphora gelten ließen, und was nicht, — hielten für nöthig, den Kreis möglichst enge zu ziehen und durch unübersteigliche Schranken abzuschließen. Einigen drängte sich auch im Fortgange des Streits, ohne ihnen ganz klar zu werden, der Gedanke auf, daß man überhaupt keine Adiaphora anerkennen solle, weil Nichts, was als gottesdienstliche Uebung, wär' es auch nur als äußerliche Zucht, vorgeschrieben würde, etwas Gleichgiltiges sein könne, in sofern es entweder dem Glauben und Gewissen gemäß sei, oder nicht, die Andacht und Erbauung fördere oder hindere, also entweder heilsam oder nachtheilig wirke. Es ließ sich zudem leicht erweisen, daß auch Das, was an sich wohl ein Adiaphoron heißen könne, eine ganz andere Bedeutung gewinne, sobald es Jemand aufgedrungen würde, daß ferner die Wiederaufnahme mancher altkirchlichen Gebräuche, die bei den Evangelischen nicht nur ihre Bedeutung verloren hatten, sondern auch als abergläubisch anerkannt wurden, ohne Gewissenszwang nicht zu bewirken sei, daß endlich mit diesen Gebräuchen allmälig auch alle die abergläubigen Meinungen, welche man früher damit verbunden, sich wieder einschleichen und zu den papistischen Menschensatzungen zurück führen würden. Die Gegner des Leipziger Interim richteten aber ihre Angriffe besonders auf die zwei Hauptpunkte: Man habe dort Manches, was nichts weniger, als ein Adiaphoron sei, dazu gerechnet, und man hätte auch Das, was wirklich so heißen könne, nicht wieder aufnehmen, nicht die verworfenen Mißbräuche zurück führen, nicht die Gewissen verwirren, nicht in den Katholischen die Meinung und Hoffnung, daß man wohl noch weiter nachgeben, und völlig unter des Papstes Gewalt zurück kehren werde, erregen sollen. Aber dabei ließ es der rasende Eifer des Flacius und seiner Genossen nicht bewenden; sie beschuldigten Melanchthon und die übrigen Theilnehmer der Verhandlungen geradezu, sie wären abtrünnig von der evangelischen Lehre, Verräther an der Kirche geworden; sie hätten die frei gewordenen Gemeinden wieder unter das knechtische Joch zu

beugen und in die Gräuel des Papstthums zurück zu führen beabsichtigt, sie hätten zugleich die Protestanten und die Katholischen betrogen u. s. w. u. s. w. Man forderte daher auch aufs Bestimmteste, sie sollten öffentlich Kirchenbuße thun, und man kündigte bis dahin alle und jede Gemeinschaft ihnen auf. Vergebens bat Melanchthon um Frieden, und wo er geirrt, um Vergebung; vergebens erklärte er sich über die Adiaphora aufs Befriedigendste; vergebens warnte er vor der traurigen Zerrüttung der Kirche, da man selbst das Volk durch fanatische Streitpredigten in den Kampf hineinzog; — die Gegner ließen nicht ab, zu klagen, zu mißdeuten, zu schmähen, sie machten auch manche Bessergesinnte an Melanchthon irre, und beraubten ihn des Vertrauens und Wohlwollens Vieler; sie fügten Kränkung zu Kränkung, und setzten ihre feindseligen Angriffe auch dann noch fort, als von der Annahme des Augsburger oder des Leipziger Interim nicht mehr die Rede sein konnte; ja alle nachfolgenden Streitigkeiten, in die Melanchthon seufzend verwickelt ward, empfingen aus den unseligen adiaphoristischen Händeln immer neuen Stoff, die Gemüther zu erhitzen.

Zunächst entwickelten sich daraus die traurigen Majoristischen Streitigkeiten, an welchen zwar Melanchthon nicht unmittelbar Theil zu nehmen genöthigt war, aber doch mannichfache Anfechtungen und Aergernisse fand. Sein würdiger Schüler und treuer Freund, Georg Major, gehörte, weil er zu einigen Berathungen über das Interim zugezogen worden, zu den so genannten Adiaphoristen, und war schon darum, obwohl er ausdrücklich erklärte, daß er bei dem Leipziger Interim nicht mitgewirkt, und also in dieser Hinsicht Nichts zu verantworten habe, ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung von Seiten der Eiferer. Als er nun im Jahr 1552 Superintendent in Eisleben, nicht ohne Widerspruch der dortigen Prediger, geworden, hielt er für nöthig, bei diesen durch eine Vertheidigung, wider die von Amsdorf in einer kurz vorher erschienenen heftigen Schrift gegen ihn erhobenen Anklagen sich zu rechtfertigen. Er that es mit Schonung und Mäßigung, erklärte sich aber zugleich sehr entschieden für den angefochtenen Satz: „Gute Werke seien nöthig zur Seligkeit.“ Dasselbe hatte schon früher, da Luther noch lebte, Melanchthon wiederholt behauptet, und war darüber zwar angefochten, aber doch nicht verketzert worden. Major wollte durchaus nicht die gegen die römische Kirche standhaft verfochtene Lehre, daß der Mensch allein durch den

Glauben, um Christus willen, vor Gott gerecht werde, wankend machen; er hielt aber für nöthig, damit Niemand auf einen todten Glauben sich stütze, und die Buße, die Selbsterneuerung, den neuen Gehorsam für überflüssig halte, recht nachdrücklich zu predigen, daß diese zu dem seligmachenden Glauben hinzukommen müßten, daß also auch gute Werke nothwendig wären. Amsdorf, Flacius und Andere aber klagten ihn der Verunstaltung der kirchlichen Rechtfertigungslehre an, und da er in seiner Vertheidigung gegen die heftigen Angriffe und feindseligen Beschuldigungen die frühere Mäßigung vergaß, reizte er um so mehr zu erbittertem Widerspruch. Man hätte abermals leicht sich verständigen können; denn man war schon darüber einverstanden, daß die guten Werke zur Rechtfertigung, die allein aus dem Glauben kommt, nicht nothwendig wären, aber nothwendig allerdings als unerläßliche Früchte des lebendigen, alleinseligmachenden Glaubens. Bedenklich, weil der Mißdeutung ausgesetzt, war allerdings der Beisatz: „zur Seligkeit," oder zum ewigen Leben," in sofern damit die guten Werke als eine wesentliche Ursach der Seligkeit bezeichnet zu werden schienen. Die Gegner Major's bemerkten nicht ohne Grund: behaupte man, die guten Werke seien nothwendig zur Seligkeit, so beunruhige und verwirre man die Gewissen, weil dann der zur Bekehrung geneigte Sünder, der noch spät zur Buße und zum Glauben erwache, und den Mangel an guten Werken empfinde, an seiner Seligkeit verzweifeln müßte, und weil von derselben auch die Kinder, die nach der Taufe, ehe sie gute Werke gethan, sterben, ausgeschlossen zu sein schienen, man verleite auch die Schwachen im Volk, das Verdienst Christi für unzureichend zu halten, und wieder zur katholischen Werkgerechtigkeit zurück zu kehren, man leihe endlich den papistischen Gegnern einen Vorwand zu der Anschuldigung, daß die evangelische Rechtfertigungslehre und Heilsordnung nicht fest stehe. Man solle daher zwar auf fortgehende Buße, Selbsterneuerung und neuen Gehorsam dringen, und die guten Werke als nothwendig predigen, aber nur nicht mit dem verfänglichen Beisatz: „zur Seligkeit." Melanchthon selbst, obwohl er in diesem Streit, um ihn nicht noch ärger anzufachen, vorsichtig schwieg, gab doch diesen Beisatz auf; er mißbilligte ihn sogar öffentlich, eben so aufrichtig, wie er Major's Mißgriffe und Härte in der Selbstvertheidigung tadelte; er erkannte, daß, wenn man jenen Ausdruck in den kirchlichen Sprachgebrauch auf-

nehme, immer eine besondere Erklärung zur Vermeidung des naheliegenden Mißverständnisses beigefügt werden müsse, und daß, wo man ihn ganz nackt ausspräche, der Satz immer verfänglich sei. Aber das schützte ihn nicht wider die Anfeindungen, welche die Gegner gegen ihn auch in ihrem Kampf mit Major sich erlaubten, und mit tiefem Schmerz betrachtete er den ganzen Streit, der auch dann noch fortdauerte, als Major erklärt hatte, daß er nicht länger streiten, sondern die angefochtenen Ausdrücke, die er übrigens so unverfänglich als möglich darzustellen bemüht gewesen, um des Friedens willen aufgeben wolle. Weder er, noch Melanchthon erlebten das Ende dieser Händel, wohl aber den Zwiespalt, der endlich darüber selbst unter ihren Gegnern ausbrach, und die, zwar auch einer guten Deutung fähige, aber doch verfänglichere Erklärung Amsdorf's: „Gute Werke seien schädlich zur Seligkeit." —

Diese Händel tobten noch fort, als sich die Osiandrischen hinzu gesellten, und die schon hinreichend verschrieenen Wittenberger Theologen, vornehmlich den vom Kampf erschöpften Melanchthon in ihren wilden Strudel hinein zogen. Andreas Osiander (Hosemann), ein in vieler Hinsicht ausgezeichneter Mann, dessen hervorragende Eigenschaften, ein scharfsinniger Verstand und lebhafter Geist, unermüdlicher Fleiß, vielseitige Gelehrsamkeit und glänzende Beredtsamkeit, nur durch Selbstgefälligkeit und hoffärthigen Sinn, durch Originalitätssucht, Rechthaberei und unfeine Sitten verdunkelt wurden, hatte wegen des Augsburger Interim, dem er kräftig widerstrebte, sein Pfarramt in Nürnberg verlassen müssen, und war darauf als erster Professor der Theologie in Königsberg, zum großen Verdruß der dortigen älteren Lehrer, angestellt worden. Gleich in seiner Antrittsdisputation hatten seine eifersüchtigen Amtsgenossen verfängliche Stellen bemerkt, aus denen ziemlich deutlich hervorzugehen schien, daß er in dem Dogma von der Rechtfertigung des Menschen durch Christus mit der lutherischen Lehre nicht übereinstimme. Nachdem sie nun sich allmälig gerüstet und Mitstreiter geworben, griffen sie ihn an dieser schwachen Stelle, die er wohl für seine stärkste Feste hielt, an, und fanden ihn eben so bereit, den Kampf mit ihnen zu bestehen, als seine Ansicht offen und ohne Rückhalt zu entwickeln. Daraus ergab sich denn, er meine: Rechtfertigen heiße in der heil. Schrift nicht bloß, wie Luther es gedeutet, gerecht sprechen, als gerechtfertigt anerkennen, sondern auch wirklich gerecht machen, oder die we-

sentliche Gerechtigkeit Christi dem bekehrten Sünder mittheilen; das Erstere sei die eigentliche Genugthuung und Erlösung; das Letztere die eigentliche Rechtfertigung, in welcher der Mensch durch den Glauben der wesentlichen Gerechtigkeit Christi theilhaft, und zu dem in Christus erschienenen Ebenbilde Gottes wiedergeboren werde, — was die kirchlich-lutherische Lehre, obwohl nicht im Osiandrischen Sinne, eben die Wiedergeburt und Heiligung, als Folge der eigentlichen Rechtfertigung oder Gerechtsprechung nannte. — Es wäre in der That nicht unmöglich, und nicht einmal gar schwer gewesen, über diese seltsame Ansicht sich zu verständigen, wenn man von beiden Seiten nur die Wahrheit und den Frieden, nicht am meisten sich selbst und Aufsehen erregenden Streit geliebt hätte; aber Osiander war eben so abgeneigt, wie seine Gegner, mit Selbstverläugnung dem Frieden ein Opfer zu bringen; und so entbrannte immer wilder der Streit, welchen der Herzog, von demselben beunruhigt, durch eingeleitete Vergleichshandlungen nicht beizulegen vermochte. Mit gerechter Besorgniß und tiefem Schmerz sah Melanchthon diese neue Fackel der Zwietracht auflodern, und bald über die Gränzen Preußens hinaus, die unbezwingliche Kampflust entzünden; er selbst hatte ohnehin genug zu kämpfen und sehnte sich zu innig nach Frieden, als daß er an diesen unfruchtbaren und ärgerlichen Zänkereien hätte Theil nehmen mögen. Da er, sogar als Osiander, der bereits etwas wider ihn hatte, wenigstens auf seinen Ruhm und Einfluß eifersüchtig war, schon die Gelegenheit ergriffen hatte, ihn durch muthwillig kränkende Angriffe zu reizen und in den Streit hinein zu ziehen, großmüthig schwieg, und die wunderliche Rechtfertigungslehre des eitlen Mannes, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, zwar nicht unbeachtet, aber doch unbestritten ließ, und selbst die Gegner desselben durch beredte Briefe zur Mäßigung, zur Friedensliebe ermahnte, da überdieß seine eignen Gegner, Flacius und dessen Kampfgenossen am heftigsten gegen die Osiandrischen Behauptungen auftraten, so hätte man hoffen mögen, daß es ihm vergönnt sein werde, in dieser Fehde eine strenge Neutralität zu bewahren. Aber es konnte nun einmal in dieser Zeit kein theologischer Streit sich erheben, ohne daß er von einer Partei oder von beiden gewaltsam zur Theilnahme genöthigt ward, am unvermeidlichsten dann, wenn er, allen Parteien fremd, keine Partei ergreifen wollte. Indem Osiander sich bemühte, nachzuweisen, daß die alleinwahre Rechtfertigungslehre, welche er an's

Licht gebracht, zwar von Luther noch nicht so gründlich und vollständig entwickelt worden sei, aber doch mit dessen Ansichten vollkommen übereinstimme, verfehle er nicht, erst darauf hinzudeuten, dann es sehr bestimmt auszusprechen, daß Melanchthon die reine lutherische Lehre verfälscht und verunstaltet habe. Auch dazu schwieg der Geschmähte. Als nun aber der Streit immer hitziger und wilder ward, nicht nur in Königsberg, sondern auch in ganz Preußen die Gemüther wider einander verbitterte, als der Herzog, weil alle Sühneversuche an der unbeugsamen Hartnäckigkeit und rasenden Leidenschaftlichkeit der Streitenden scheiterten, sich gedrungen sah, mehrere evangelische Fürsten und Stände um Gutachten ihrer Theologen über den ärgerlichen, Alles verwirrenden Streit zu bitten, als die darauf eingesendete einsichtsvolle, weise vermittelnde Erklärung der Würtemberger die beabsichtigte Wirkung verfehlte, als nun Osiander's Gegner an Melanchthon und seine Amtsgenossen sich wendeten und es ihnen zur Pflicht machten, den Streit durch ihre Erörterung zu schlichten, da konnten diese nicht länger schweigen. Melanchthon stellte ein besonderes Gutachten aus (im Jahr 1552), welches wahrhaft ein Muster in der Behandlung theologischer Streitfragen ist. Die unverdienten bittern Schmähungen, welche Osiander über ihn ausgegossen, hatten ihn so wenig zu einer Feindseligkeit gegen denselben gereizt, daß er gerechter und schonender als irgend Einer von Allen, welche in diesem Streit das Wort nahmen, die Ansichten und Meinungen seines ungestümen Widersachers würdigte, und auch jetzt die Achtung und das Wohlwollen, welche er ihm früher bewiesen, nicht verläugnete. Er wollte nicht die Schwächen und Gebrechen des Mannes, der ihm so wehe gethan, ihn so empfindlich gekränkt hatte, an's Licht ziehen, sondern er bedeckte sie, wo er konnte, und mühte sich, seiner Lehre die günstigste Ansicht abzugewinnen; er mußte ihn zwar bestreiten, und, seiner Ueberzeugung gemäß, darthun, daß die Gegner zum nachdrücklichen Widerspruch allerdings hinreichenden Grund gehabt, aber er erlaubte sich nicht nur keine Mißdeutung, keine gehässige Folgerung, er überging sogar manche verfängliche Aeußerungen Osiander's, mit welchen er ihn schlagen konnte, und hielt sich lediglich an die Hauptsache, mit einer Ruhe, Klarheit und Unbefangenheit, welche genugsam bezeugten, daß er ihm seine groben Uebereilungen nicht zurechnen wollte, alle Beleidigungen und Kränkungen ihm völlig vergeben hatte. Das ist zweifach ehrenwerth, wenn man

erwägt, wie der so schonend behandelte Mann ihn behandelt hatte, und wie unbedenklich in jener Zeit des leidenschaftlichsten Parteikampfes selbst die ehrbarsten Streiter ihren Gegnern Schmähungen mit Schmähungen vergalten. Wie mannichfachen Kummer denn auch diese Händel unserm Melanchthon bereiteten, so haben sie doch eben so sehr zu seiner Verherrlichung, wie zu seiner Läuterung gedient, und unwidersprechlich bewährt, daß er von dem Geiste der Liebe, der das treueste Zeugniß des lebendigen Glaubens ist, beseelt war. Viele Streitigkeiten wären vermieden, oder im Entstehen gedämpft, viele Aergernisse, viele Verwirrungen wären der evangelischen Kirche erspart worden, ganz anders hätte diese sich entwickelt und gestaltet, wenn alle Theologen gesinnt gewesen wären, wie er. — Behandelte Osiander ihn gleichwohl auch nach jener freundlichen Zurechtweisung und gerechten Anerkennung zwar etwas minder gröblich, als die andern Gegner, aber doch noch immer feindselig genug, so hatte er doch wenigstens den Trost und die Freude, daß in diesem Falle, wie aus der Menge der eingegangenen Bedenken erhellte, die evangelischen Theologen im Wesentlichen gleicher Ueberzeugung waren, und daß wenigstens dieß Mal, selbst Flacius, Amsdorf und Andere, die sonst nie und nirgend auf seiner Seite stehen mochten, mit ihm, wenn auch auf eine, von der Seinigen sehr verschiedene Weise, den Kampfplatz betraten. Aber es bekümmerte ihn noch oft, daß sogar nach Osiander's im Jahr 1552 erfolgtem Tode der Streit nicht endete, sondern noch lange die Gemüther erbitterte, und besonders in Preußen eine furchtbare Zerrüttung der Kirche bewirkte.

In diesen Osiandrischen Streit flocht sich ein anderer ein, welchen der Königsberger Theolog, Franz Stankarus (aus Mantua), ein heftiger Gegner Osiander's, erregte. Im Kampf gegen dessen Lehrsatz: daß Christus allein nach seiner göttlichen Natur die Gerechtigkeit der Gläubigen sei, behauptete er gerade das Gegentheil, Christus sei nämlich allein nach seiner menschlichen Natur Heiland und Erlöser, folglich auch unsre Gerechtigkeit. Damit wollte er keineswegs eine nestorianische Trennung beider Naturen in Christus lehren; er meinte nur, wie Christus nur als Mensch für die Menschen gelitten und den Tod erduldet habe, so sei auch sein Mittleramt zunächst auf seine menschliche Natur zu beziehen, obwohl diese nur in ihrer Vereinigung mit der göttlichen des Mittleramtes theilhaft gewesen; in der Person Christi müsse

man allerdings die unzertrennliche Vereinigung beider Naturen anerkennen. Dabei unterschied er freilich auf eine seltsame und unklare Weise die Person Christi von seinem Mittleramte, und vermochte um so weniger befriedigend darüber sich zu erklären, als er überhaupt sich selbst nicht klar war; aber den altkirchlichen Lehrbegriff von der Person Christi wollt' er keineswegs antasten. Gleichwohl griffen seine Gegner ihn gerade von der Seite an, und calvinische Theologen sowohl als lutherische kämpften gegen ihn mit den üblichen Waffen der Zeit. Da er schon in den ersten Stürmen der Osiandrischen Händel Königsberg verlassen, und in Frankfurt a. d. O. eine Anstellung gefunden hatte, so ward Melanchthon zur Theilnahme an dem Streit genöthigt, indem der Kurfürst von Brandenburg ein Gutachten über Stankar's Lehre von ihm begehrte. Er stellte dasselbe im Jahr 1553 aus, und blieb auch darin sich selbst treu; da ist keine Spur von jener Verketzerung, welche Andere sich gegen Stankarus erlaubten; er bestreitet ihn mit gewohnter Milde, und zeigt einfach, daß derselbe allerdings im Irrthum sei, aber nicht in einem so gefährlichen, wie man ihm Schuld gab, und daß er lediglich aus Unkunde und Mißverständniß des kirchlichen Sprachgebrauchs irre.

Gleiche Klugheit und Mäßigung bewies er bei dem in Hamburg ausgebrochenen Streit über die Lehre von der Höllenfahrt Christi. Der Prediger Johann Aepinus (Höck) hatte nämlich behauptet, „die Höllenfahrt Christi gehöre noch zu dem Stande seiner Erniedrigung; Christus habe in der Hölle wirklich die Strafen der Verdammten erduldet, und damit erst sein Erlösungswerk vollendet." Gegen diese Meinung eiferten alsbald andre Hamburger Prediger in Schriften und Predigten, und entzweiten, beunruhigten, verwirrten damit die Gemeinde dergestalt, daß der Magistrat, nachdem andre Versuche, die Ruhe herzustellen, wobei er allerdings die Gränzen der Einmischung einer weltlichen Gewalt in Lehrangelegenheiten überschritten hatte, vergebens gewesen waren, sich genöthigt sah, ein Gutachten der Wittenberger Theologen zu begehren. Melanchthon verfaßte dasselbe (im Jahr 1550), beseitigte leise die verfängliche und zur Beilegung des Streits eben nicht geeignete Abfassung der Anfrage des Senats, ließ jeder Partei, ohne zu verhehlen, worin sie gefehlt, Gerechtigkeit widerfahren, und entschied, man solle sich hüten, über die einfachen Zeugnisse der heil. Schrift hinsichtlich jener Lehre hinaus zu gehen, und genauer be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stimmen zu wollen, was Jene nur angedeutet haben; es sei also besser, von beiden Seiten den Streit fahren zu lassen, und bei der völlig hinreichenden Schriftlehre zu beharren. Er erinnerte zugleich, daß auch Luther, obwohl derselbe das Dogma nicht für geringfügig gehalten, doch gleiche Vorsicht beobachtet und empfohlen habe. — Diese milde und durchaus leidenschaftlose Erklärung war um so edler, als die Hamburger kurz vorher in ihrem Sendschreiben über die Adiaphora ihn und seine Amtsgenossen, zwar nicht so schonungslos, wie Flacius und Andere, aber doch auf eine Weise gemeistert hatten, die ihn wohl aufreizen konnte. Aber er zeigte in seinem Gutachten nicht die mindeste Empfindlichkeit, und seiner Mäßigung verdankt man die Beilegung des unfruchtbaren, erbitternden Kampfes.

Unter diesen beklagenswürdigen Streitigkeiten, die nur zu geeignet waren, den friedliebenden Melanchthon aufs Tiefste zu bekümmern und zu beugen, und zu denen bald andere sich gesellten, hatte er noch mit manchen schmerzlichen Prüfungen verschiedener Art zu kämpfen. Im Jahr 1548, als eben manche häusliche Noth und die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten ihn drückte, eine Menge von Arbeiten und die endlosen Unterhandlungen über das Interim ihn ganz in Anspruch nahmen, auch das Mißtrauen und die Feindseligkeit seiner Gegner, die schon heimlich sich wider ihn regten, und nur auf eine Veranlassung, ihn öffentlich anzugreifen, harrten, ihm manchen Kummer bereitete, empfing er die Nachricht von dem Tode seiner Tochter Anna, die mit ihrem Gatten, G. Sabinus, nach Preußen gezogen war, und vergebens sich gesehnt hatte, nach den Stürmen des Krieges die Ihrigen in der irdischen Heimath wieder zu sehen. Dem zärtlichen Vater war in ihrer Sterbensnacht das Bild der todten Tochter im Traume erschienen, und da er an die Wahrheit dieses Gesichts glaubte, diente es ihm zur Vorbereitung auf die Trauerbotschaft; zwar erschütterte ihn der frühe Verlust, aber er trug ihn mit einer Fassung und Ergebung, welche seine Freunde um so mehr bewunderten, als diese Tochter ihm besonders am Herzen gelegen. In der That war er auch durch so viele schmerzliche Erfahrungen zwar nicht abgestumpft, aber doch erschöpft, und sein persönliches Leid ward durch die Trauer über die allgemeinen Trübsale etwas zurück gedrängt. Doch immer neue Verluste beugten tiefer sein ergrauendes Haupt. Während des sächsischen Krieges (im Jahr 1547) war ihm ein lieber Freund, der wackere Theolog Caspar Bör-

ner, welcher standhaft in dem belagerten Leipzig ausgeharrt, entrissen worden; im November des J. 1548 starb auch sein geliebter Caspar Creuziger (erst 45 J. alt), dessen Geistesgaben und Gelehrsamkeit er hochachtete, dessen Bescheidenheit und Mäßigung seiner eignen Gemüthsart entsprach, dessen treue Liebe und Theilnahme ihm in vielen Stunden Trost gewährte, dessen Urtheil für ihn viel Gewicht hatte, dem er Alles, was ihn beschäftigte und bewegte, vertraulich mitzutheilen gewohnt war, den er nun um so schmerzlicher vermißte, als er gerade in diesen Tagen der Anfechtung seiner am meisten bedurfte. Im Februar 1551 vollendete seine Laufbahn auch Martin Bucer, der, wegen des Interim aus Straßburg vertrieben, nach England sich gewendet, und in Cambridge einen Wirkungskreis gefunden hatte; er war Einer der wenigen friedliebenden, aber doch eifrigen Theologen, und Melanchthon's treuer Freund. So ward die ehrwürdige Schar seiner Getreuen immer enger und kleiner, während die Zahl seiner Gegner sich mehrte. Dabei war er selbst krank und matt; aber in seiner unermüdlichen Thätigkeit blieb er sich immer gleich.

Jetzt war ihm auch am wenigsten Zeit zur Ruhe vergönnt; denn hätten auch nicht seine Gegner mit ihren mannichfachen Angriffen ihn genugsam beschäftigt, so nahmen die Angelegenheiten der Universität, deren Stütze er blieb, die kirchlichen Verhältnisse in Sachsen und in andern Ländern, dazu seine gelehrten Arbeiten und die Menge von Anfragen, die er beantworten, von Gutachten, die er aufstellen, von Briefen, in denen er belehren, rathen, trösten sollte, die ganze Kraft eines rüstigen Manes in Anspruch. Dazu bürdete die bevorstehende Erneuung des Concilium ihm neue Sorgen und Geschäfte auf. Der alte Papst, Paul III., war endlich im November 1549 gestorben, und sein Nachfolger, der feine Julius III., kam den Wünschen und Forderungen des Kaisers, als dessen Freund er sich vorher eben nicht gezeigt hatte, ganz unerwartet mit der Erklärung entgegen, daß er bereit sei, das Concilium zu erneuen, und sogar nach Trient zu verlegen. Wirklich erschien im November 1550, als Karl eben auf dem Reichstage zu Augsburg mit den Reichsständen über die Beschickung des Concils unterhandelte, die Bulle, welche dasselbe feierlich ankündigte, nicht mit so milden Worten, wie der Kaiser sie wünschte, aber bestimmt genug. Die protestantischen Stände konnten nicht umhin, dem Drängen Karls nachzugeben und zu versprechen, daß sie ihre Theologen, denen voll-

kommene Sicherheit zugesagt und verbürgt ward, nach Trient senden wollten, und dem Kurfürsten Moritz schien es damit völlig Ernst zu sein, indem er Melanchthon aufgab, ein neues Bekenntniß aufzusetzen, welches dem Concilium vorgelegt werden sollte. Dieser erfüllte den schwierigen Auftrag mit so vieler Umsicht und Gründlichkeit, mit so furchtloser Besonnenheit, bei unverkennbarer Mäßigung, daß diese neue Confession, die so genannte sächsische, die aber er selbst nicht als eine neue angesehen wissen wollte, und deßhalb Repetitio augustanae confessionis überschrieb, nicht nur auf einem Convent der sächsischen Theologen zu Leipzig im Julius 1551 einmüthig gebilligt, sondern auch von auswärtigen Evangelischen als befriedigend anerkannt ward, und sogar seinen heftigen Gegnern keinen Vorwand zu neuen Angriffen darbot. Doch vereinigten sich jetzt die protestantischen Stände nicht, diese oder eine von Brenz im Namen der Würtemberger und Straßburger Theologen, zu gleichem Zweck verfaßte, und mit jener ganz übereinstimmende, oder eine andre neue Confession gemeinschaftlich zu übergeben, ja es scheint dieß jetzt nicht einmal zur Sprache gekommen zu sein, vielleicht weil man es für überflüssig hielt, da die Augsburger Confession und die schmalkaldischen Artikel vorlagen, oder für bedenklich, da die Theologen eben am heftigsten mit einander kämpften und also schwer zu vereinigen sein mochten, oder weil man ohnehin von dem Concilium in den streitigen Lehren keine Gerechtigkeit erwartete, oder auch, weil das frühere gemeinschaftliche Handeln die erwünschten Erfolge nicht gehabt, das Bündniß aber sich so ganz aufgelöst hatte, daß Niemand Muth und Neigung fühlte, dasselbe auf irgend eine Weise zu erneuen. Auch das fast allgemeine Mißtrauen gegen Moritz mochte dabei mitwirken; die Gemüther waren überhaupt in einer rathlosen Ungewißheit und Spannung. Ungeachtet noch kein Grund vorhanden war, eine neue Störung des Friedens in Deutschland vor dem Ausgang des Concils zu fürchten, herrschte doch überall Besorgniß und Unruhe, wozu auch der kaiserliche Rath Granvella (Bischof von Arras und nachmals Cardinal), das Seine beitrug, indem er die Augsburger und mehrere schwäbische Theologen inquisitorisch über ihre Lehre und Kirchenordnung verhörte, mit Stolz und Uebermuth mißhandelte, und endlich in die Verbannung trieb. Melanchthon, an den mehrere Vertriebene persönlich oder schriftlich sich wendeten, hatte genug zu rathen, zu trösten, zu helfen, und da gleichzeitig Viele bald wegen des Con-

cils, bald wegen andrer Angelegenheiten ihn um Rath fragten, so konnt' er jetzt schon von sich sagen, was er später einmal seinem Camerarius schrieb: „Die Peinigungen in der Unterwelt sind nicht erdichtet; ihnen gleichen die meinigen; indem ich mit dem Schreiben von Disputationen, Gesetzen, Gutachten, Vorreden, Briefen endlos gequält werde."

Im Januar 1552 erhielt er den kurfürstlichen Befehl, mit Georg Major und zwei Leipziger Theologen zur Reise nach Trient sich anzuschicken. Nicht ohne Bangigkeit, aber ohne Furcht und Zagen erklärte er sich dazu bereit. Zwei weltliche Gesandte des Kurfürsten gingen voran, und sprachen in Trient mit einer Freimüthigkeit und Festigkeit, welche eben so sehr die kaiserlichen Gesandten als die Prälaten überraschte. Moritz forderte nicht nur, daß man seinen Theologen auch von Seiten der Synode sicheres Geleit für die Hin- und Rückreise aufs Unzweideutigste verbürge, sondern auch bis zu ihrer Ankunft alle weitere Verhandlungen einstelle, dann, wenn sie eingetroffen, Alles, was in den früheren Sessionen schon entschieden worden, noch einmal vornehme, ja er protestirte gegen den Vorsitz des Papstes oder seiner Legaten. In einem eignen Briefe an das Concil sprach er den Wunsch aus, daß die Wahrheit zur Ehre Gottes enthüllt und ein dauerhafter Kirchenfriede hergestellt werde; daß man seine Abgeordneten, die bescheiden und friedlich ihre Meinung vortragen sollten, mit geziemender Rücksicht hören, aber nicht darauf denken möge, die veralteten Mißbräuche zu erneuen; „denn ein Friede, der nicht auf der Wahrheit beruhe, könne nicht dauerhaft sein!" Eine solche Sprache hatte man von dem viel begünstigten Freunde des Kaisers nicht erwartet, und wenn nun die Evangelischen, sobald sie von dieser Erklärung Kunde erhielten, einiges Vertrauen zu Moritz gewinnen mochten, so durften um so weniger seine Theologen eine günstige Aufnahme bei dem Concil sich versprechen. Indeß säumte Melanchthon nicht, den empfangenen Auftrag, von welchem er freilich wenig Gutes erwartete, zu vollziehen, und reiste mit seinen Gefährten, nachdem sie die Anweisung empfangen hatten, in Augsburg auf weitere Instruction zu warten, noch ehe der Winter zu Ende ging, ab. In Nürnberg, wo sie die ehrenvollste und gastlichste Aufnahme fanden, wo Rath und Gemeinde mit einander wetteiferten, sie auf alle Weise auszuzeichnen und zu erfreuen, wo Melanchthon insbesondere vielen treuen Verehrern und Freunden begegnete, weilten sie geraume Zeit, wahr-

scheinlich weil indeß Nachricht einging, daß die zugesagte Instruction noch lange auf sich werde warten lassen. Dorthin kam die Nachricht von den Rüstungen des Kurfürsten gegen den Kaiser; die Fortsetzung der Reise nach Augsburg hielt man nun für eben so unnütz, als bedenklich; am Hofe schien man die Abgeordneten sammt dem Concil zu vergessen; Melanchthon wollte nicht länger müßig sein; er sehnte sich nach seinem gewohnten Wirkungskreise, und da vorerst nichts weiter für ihn zu thun war, kehrte er aus Nürnberg, ehrenvoll begleitet, in die Heimath zurück. Dieß ward ihm nicht nur von seinen Gegnern, sondern auch von Unbefangenen zum Vorwurf gemacht. Er hätte, meinte man, vor der Synode, auf welche Aller Augen gerichtet waren, nicht nur die evangelische Lehre standhaft bekennen, sondern auch die Ursachen so vieler Uebel in der Kirche enthüllen sollen; dadurch würden wenigstens Einige, die, mit dem Geist und Wesen der Reformation unbekannt, in Vorurtheilen befangen, den Evangelischen sich entgegen stellten, zu einem richtigern Urtheil über die Sache, oder doch zu heilsamer Ueberlegung, vielleicht auch zu entschlossener Theilnahme bewogen worden sein; seine Rückkehr habe nur den Verdacht erregt, daß man sich scheue, vor dem hohen Rathe zu erscheinen, und ein offenes Bekenntniß abzulegen. — Es läßt sich nicht berechnen, welche Folgen sein Auftreten vor dem Concil gehabt hätte; obwohl man kaum voraussetzen kann, daß er günstigere Beschlüsse bewirkt haben möchte, so wäre doch sein furchtloses und glaubensfreudiges Zeugniß wahrscheinlich nicht ganz vergebens gewesen. Gleichwohl kann es ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er seinen Auftrag nicht erfüllte. Denn war ihm auch bange vor dem Concil, versprach er sich auch nichts Gutes von demselben, so hielt ihn doch nicht Furcht und selbstsüchtige Berechnung zurück. Er scheute weder die Beschwerden und Gefahren der Reise, noch die Anschläge der Widersacher; willig hätt' er sein Leben daran gesetzt, wenn damit der Christenheit geholfen werden konnte. Aber man würde ihn der Anmaßung und Voreiligkeit beschuldigt haben, wenn er nach Trient gegangen wäre, ohne die Instruction empfangen zu haben, die ihm dort, wo er ja nicht im eignen Namen, sondern in höherm Auftrag und als Sprecher der sächsischen Kirche zu handeln hatte, als Richtschnur seines öffentlichen Verhaltens dienen sollte; und hätte er auch diesen Vorwurf nicht gescheut, so stand es ihm doch in der That nicht zu, lediglich nach seinem eignen Ermessen und auf eigne Verantwor-

tung in die bevorstehenden Unterhandlungen einzugehen. War auch noch nicht vorauszusehen, daß das Concil beim Ausbruch des Krieges sich auflösen würde, so wußte man doch, daß der Kurfürst jetzt mit andern Dingen, als mit Verhaltungsbefehlen für seine Theologen beschäftigt war; das längere Harren darauf und die Fortsetzung der Reise wäre also eine Zeitverschwendung gewesen, welche der unermüdlich thätige, in seinem unmittelbaren Berufskreise vielfach in Anspruch genommene Mann um so weniger sich erlauben mochte, als er ja den Weg schnell noch einmal antreten konnte, wenn Moritz in ruhigern Zeiten wirklich noch mit dem Concil sich einlassen wollte. Der Gang der Ereignisse rechtfertigte vollkommen Melanchthon's Rückkehr nach Wittenberg.

In der verschlossenen Seele des Kurfürsten Moritz, den man großherzig nennen müßte, wenn nicht seine zweideutige Politik es verhinderte, waren allmälig seine tief verborgenen, kühnen Plane gereift. Nicht bloß Ehrgeiz und Ruhmbegier, auch ein edlerer Thatendrang und Freiheitssinn, ein feuriger Eifer für das Vaterland glühte in seiner heldenmüthigen Brust. Daher beobachtete er mit wachsendem Unmuth, mit immer tiefer wurzelndem Groll, zugleich mit dem Scharfblick eines begründeten Argwohns, die immer rücksichtsloser werdenden Gewaltschritte Karls V., die immer mehr sich enthüllenden Anschläge zur Unterdrückung oder Beschränkung der Gerechtsame und Freiheiten der Stände, und zur Aufrichtung einer Alleinherrschaft auf den Trümmern der schon wankenden Reichsverfassung. Der Retter Deutschlands, der kirchlichen und politischen Freiheit zu werden, fühlt' er sich gedrungen und berufen. Darum hatte er selbst auf Unkosten seines ehrwürdigen Verwandten, des unglücklichen Johann Friedrich, seine Macht zu erweitern und zu stärken gesucht, und fest an den Kaiser sich angeschlossen. Sich selbst täuschend, und immer nur sein großes Ziel im Auge behaltend, beschwichtigte er die Stimme seines nicht verstummenden Gewissens, wenn das Gefühl der Ungerechtigkeit gegen einen durch das evangelische Bekenntniß ihm nahe gestellten Fürsten, und der Undankbarkeit, der Untreue, der Hinterlist gegen Karl ihn beunruhigte. Dieser schien zudem durch die Wortbrüchigkeit, mit welcher er den Landgrafen Philipp gefangen hielt, durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er dessen oft und nachdrücklich geforderte Freigebung verweigerte, selbst das Band zu lösen, welches den neuen Kurfürsten an ihn knüpfte, und als er endlich mit dem

gefährlichen Plane hervortrat, seinem Sohne, dem finstern Philipp von Spanien, die Kaiserkrone dergestalt zu sichern, daß sie nach dem Tode des Königs Ferdinand ihm anheim fallen müsse, und endlich ein Erbe des spanisch-östreichischen Hauses würde, da meinte Moritz, nur noch gegen das Vaterland Pflichten zu haben, die er auch im offenen Kampfe gegen den Kaiser erfüllen wollte. So klug als entschlossen bereitete er seine Unternehmung. Auf den Antrag der übrigen Stände, mit voller Zustimmung des Kaisers, ward ihm die Vollziehung der längst ausgesprochenen Reichsacht gegen das trotzige Magdeburg aufgetragen, und damit die erwünschteste Gelegenheit, seine kühnen Plane sicher einzuleiten und doch bis zur Entscheidung zu verdecken, fast ungesucht dargeboten. Schon im Herbst des Jahres 1550 die Belagerung der festen und wohl vertheidigten Stadt beginnend, wechselte er im Frühling und Sommer des folgenden Jahres mit tapfern Angriffen und langsamen Unterhandlungen, schloß indeß ein tief geheimes Bündniß mit dem Könige von Frankreich, dem Parma vom Kaiser und vom Papste streitig gemacht ward, mit den Söhnen des gefangenen Landgrafen, mit dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg, und mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Als endlich im November Magdeburg sich ergab, bot er Alles auf, sowohl einen Vorwand für das verdächtige Beisammenhalten seiner Kriegsmacht geltend zu machen, als auch die Gerüchte, welche von seinen gefährlichen Absichten sich verbreiteten, wodurch auch Melanchthon bewogen ward, in einem freimüthigen Sendschreiben ihn zu warnen und zu beschwören, daß er nicht von Neuem den Frieden störe, zu zerstreuen, und den Kaiser sicher zu machen. Seiner Verschlagenheit gelang dieß so vollständig, daß, als er im März d. J. 1552 mit seinem wohlgerüsteten Heere wirklich aufbrach, mit seinen deutschen Bundesgenossen sich vereinigte, die Kriegserklärung ausgehen ließ, und ohne Widerstand vorrückte, Karl nicht bloß überrascht, sondern in einem so hohen Grade, wie noch nie, erschüttert ward. Schnell wurden durch König Ferdinand Unterhandlungen eingeleitet; Moritz aber drang unaufhaltsam durch die Tyroler Engpässe nach Insbruck vor, nöthigte den Kaiser zu einer schimpflichen Flucht, und erzwang den Passauer Vertrag, welcher am 31. Julius (nach Andern am 2. August) abgeschlossen, zwar abermals auf neue Vergleichhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten, und auf einen deßhalb auszuschreibenden Reichstag hinwies, aber doch auch

für den Fall, daß man dort über die streitigen Religionssachen sich nicht vereinigen möchte, den Evangelischen einen festen und dauerhaften Frieden zusicherte, auch die Abstellung der über Verletzung der Verfassung und Freiheit des Reichs erhobenen Beschwerden, so wie die ungesäumte Freilassung des Landgrafen Philipp versprach. So war nun, da viele Evangelische kaum noch eine günstige Entscheidung des alten Zwiespalts zu hoffen wagten, fast Alles gewonnen, was sie in der Zeit ihrer kühnsten Ansprüche fordern durften, und ruhiger konnten sie nun den weitern Erfolgen entgegen sehen. Zwar ward die Berufung des versprochenen Reichstages durch mancherlei Umstände sehr lange verzögert; aber sie fühlten sich doch jetzt schon so sicher gestellt, daß selbst das frühe beklagenswerthe Ende des Mannes, der mit Gottes Hilfe ihnen so viel errungen hatte, sie wohl bekümmern, aber nicht muthlos machen konnte.

Kurfürst Moritz hatte nämlich eine sehr dringende Aufforderung gefunden, noch einmal der Befreier Deutschlands zu werden, als der unruhige und kriegslustige Markgraf Albrecht von Brandenburg unter dem Vorwande, daß der Passauer Vertrag für die Protestanten unbefriedigend sei, den Krieg auf eigne Hand, mitten in Deutschland fortsetzte, Franken, und ungeachtet der Kaiser durch den französischen Krieg gedrängt, einen Vergleich mit ihm abgeschlossen hatte, auch Niedersachsen verwüstete. Moritz zog, mit andern deutschen Fürsten verbündet, ihm entgegen, und schlug ihn in dem Treffen bei Sievershausen, am 9. Juli 1553, ward aber selbst tödtlich verwundet, und starb am dritten Tage nachher, Ruhm und Macht seinem Bruder und Nachfolger, August, der zu günstigen Erwartungen berechtigte, vererbend.

In dieser unruhigen Zeit hatte Melanchthon viel gekämpft und viel gelitten. Nicht nur bekümmerte ihn das abermalige Waffengeräusch, welches ganz Deutschland bewegte, sondern auch, und, wie er selbst gestand, mehr noch, als dieser, zu einer erwünschten Entscheidung führende Krieg, das größere Uebel, der leidenschaftliche, unaufhörliche und Alles verwirrende Kampf der theologischen Parteien, welche innerhalb der evangelischen Kirche sich befehdeten. Manche andere Prüfungen und Bedrängnisse kamen hinzu. Als er aus Nürnberg heimgekehrt war, wüthete in Meißen und in Wittenberg selbst die Pest. Lehrer und Studenten zerstreuten sich; er zog mit Mehreren nach Torgau, wo er im Sommer d. J. 1552 seine Vorlesungen

fortsetzte. So innig er Gott für den schnellen und glücklichen Ausgang des Krieges dankte, so blieb doch seine Seele von Kummer und Sorge gedrückt, und immer neue Wunden wurden seinem weichen Herzen geschlagen. Noch beklagte er den Tod seines biedern Freundes, des ausgezeichneten Orientalisten und Theologen, Bernhard Ziegler in Leipzig, welcher zu Anfang d. J. 1552 gestorben war, als auch sein geliebter Erasmus Reinhold, der Wittenberger Mathematiker, im ersten Mannesalter, zu Saalfeld, wohin er vor der Pest sich geflüchtet, ihm entrissen ward; kaum hatte er von der Erschütterung, mit welcher er den frühen Heldentod des Kurfürsten Moritz vernommen, sich erholt, als ihn die Trauerbotschaft ereilte, daß sein ehrwürdigster Gönner, der Fürst von Anhalt, Georg der Fromme, Einer der Edelsten seiner Zeit, am 15. October 1553 zu Dessau entschlafen sei. Um dieselbe Zeit verlor er auch seinen vieljährigen Freund, den trefflichen Jacob Sturm, Bürgermeister in Straßburg, welcher um die Gründung der Universität, so wie um die Beförderung der Reformation daselbst große Verdienste sich erworben hatte, und eben so sehr zu den achtbarsten Männern seiner Zeit, wie zu den treuesten Freunden Melanchthon's gehörte. Schon im April dieses leidvollen Jahres hatte er einen Verlust erlitten, der ihm heiße Thränen entlockte, und auch auf sein häusliches Leben sehr empfindlich einwirkte; sein treuer Diener, Johann, ein redlicher Schwabe, der vier und dreißig Jahre seinem Hauswesen vorgestanden, bei der Erziehung der Kinder mitgewirkt, ihn auf seinen Reisen begleitet, an allen seinen Leiden und Freuden Theil genommen hatte, und von der ganzen Familie nicht als Diener, sondern als befreundeter Hausgenosse behandelt worden war, starb, noch in den letzten Stunden seine herzliche Anhänglichkeit und Ergebenheit bewährend. Wie Melanchthon den wackern Lebensgefährten auch nach dessen Tode ehrte und liebte, bewies er durch einen öffentlichen Anschlag und durch eine Grabschrift, die auch ein rührender Ausdruck seiner dankbaren Gesinnung ist. Am 3. März des folgenden Jahres endete der Tod auch die Prüfungen des großmüthigen und tapfern Fürsten Johann Friedrich, dem selbst seine Feinde gerechte Bewunderung nicht versagen konnten. Melanchthon, obwohl durch widerwärtige Verhältnisse und durch manche unvermeidliche Mißverständnisse von ihm getrennt, hatte doch nie aufgehört, mit aufrichtigen Huldigungen ihm zugethan zu sein, und weinte in tiefer Wehmuth ihm nach. — Hat man alle

diese empfindlichen Verluste vor Augen, so fühlt man wohl, wie sie die Sorge und Kämpfe seiner letzten Jahre ihm erschweren mußten, und findet seine schwermüthige Stimmung, sein oft ausgesprochenes Sehnen nach Ruhe um so begreiflicher.

Aber Ruhe war ihm nicht beschieden. Seine unversöhnlichen Gegner ließen sich's angelegen sein, ihm Kummer, Verdruß, Kränkungen aller Art zu bereiten, und sein weiches, theilnehmendes Gemüth fand in den öffentlichen Angelegenheiten eine unerschöpfliche Quelle von Bekümmernissen. Jetzt erschütterten ihn die beklagenswerthen Thatsachen, welche in England das ganze Reformationswerk zu vernichten drohten, und die dortigen Evangelischen in schwere Anfechtungen, in blutige Verfolgungen verwickelten. Denn mit fanatischer Wuth, mit unerhörter Grausamkeit, kein Alter, kein Geschlecht schonend, mühte sich die Königinn Maria, die nachher des gleich gesinnten Philipp von Spanien Gemahlinn ward, die neue Kirche und alle Glieder derselben auszurotten, und alles Unwesen des Papstthums in dem unglücklichen Reiche wieder herzustellen. Bald erhoben sich auch in Frankreich neue Verfolgungen, und selbst Kaiser Karl hinderte in den Niederlanden nicht die harten Maßregeln zur Unterdrückung der gereinigten Lehre, sammt ihren Anhängern. Was mußte ein Mann, wie Melanchthon, unter dem Drange der Gerüchte, Sagen und beglaubigten Zeugnisse von solchen Gräueln empfinden!

Indeß tobten in Deutschland und unter den Protestanten selbst unwürdige Streitigkeiten fort, und beunruhigten, quälten, beschäftigten ihn ohne Ende. In die Osiandrischen Händel, die Preußen verwirrten, ward auch sein Schwiegersohn Sabinus verwickelt, welcher, unfähig, eine Zurücksetzung oder Beleidigung geduldig zu ertragen, sein Amt und das Land verließ, und ihm neuen Kummer verursachte, aber nachdem der unruhige Mann, dessen übrige ausgezeichnete Eigenschaften anerkannt waren, ehrenvolle Einladungen mehrerer Fürsten abgelehnt hatte, in seinem Vaterlande eine angemessene Anstellung fand. Dieselben Streitigkeiten, über welche er schon im Jahre 1552 in der „Antwort auf Osiander's Buch von der Rechtfertigung" sehr umständlich und gründlich sich erklärt hatte, beschäftigten ihn auch auf dem Convent zu Naumburg im Mai 1554, zu welchem er nebst hessischen und würtembergischen Abgeordneten berufen worden, damit sie, während die weltlichen Räthe über die Erneuerung des Erbvertrags zwischen Sach-

sen, Brandenburg und Hessen unterhandelten, zunächst Maßregeln zur Stillung der Unruhen, welche durch jene Händel auch über Preußens Gränzen hinaus entstanden waren, dann die Gegenstände, welche bei dem bevorstehenden Reichstage zur Sprache gebracht werden sollten, berathen möchten. Dort verfaßte er im Namen der Versammelten das Gutachten, welches unter dem Titel: „Eine Abschrift der Beredung und Vertrag etlicher Landschaften Prädicanten, gehalten zu Naumburg 1554 den 23. Mai," gedruckt ward, und in gedrängter Kürze eben so gründlich als gemäßigt den Hauptstreitpunkt mit Berücksichtigung der Osiandrischen Schriften erörterte, zugleich aber auch über die Schwenkfeldischen Irrthümer, über die Kirchengebräuche und über die bischöfliche Auctorität ein Urtheil abgab, welches sogar den feindseligen Eiferern kaum einen Angriffspunkt darbot.

Außerhalb Preußen war durch die von dort aus sich verbreitenden Streitigkeiten nirgend solche Verwirrung angestiftet worden, wie in Nürnberg, wo Osiander viele Anhänger und Freunde zurückgelassen hatte, welche sich gedrungen fühlten, für ihn Partei zu nehmen, seine neue Rechtfertigungslehre zu vertheidigen, und den Gegnern das Feld streitig zu machen. Im Jahre 1554 ward dort der Streit so laut, die Stadtgeistlichen kämpften so ungestüm wider einander, daß Parteiung und Spaltung die bürgerliche und kirchliche Gemeinde zu zerrütten drohte. Der Magistrat bemühte sich vergebens, eine Versöhnung oder auch nur einen Waffenstillstand zu Stande, oder die Streitenden nur zum Schweigen zu bringen; er nahm endlich seine Zuflucht zu Melanchthon, der dort fortwährend in einflußreichem Ansehen stand, und auch jetzt, im Drange seiner Sorgen und Geschäfte, sich nicht weigerte, die Reise dahin zu unternehmen, um seine Vermittelung anzubieten, sobald sein Herr, der Kurfürst August, ihm die Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Seine persönliche Einwirkung auf die Parteien, als er im Jahre 1555, begleitet von Camerarius und zwei andern Freunden, der Einladung folgte, erreichte ihren Zweck. Die Mehrzahl der Geistlichen, schon durch seine mündlichen Mittheilungen, durch freundliche Belehrungen und Ermahnungen milder gestimmt, wurde durch einen an Ort und Stelle, mit weiser Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse niedergeschriebenen Aufsatz, in welchem er die evangelische Rechtfertigungslehre kurz und dabei klar und überzeugend entwickelte, bewogen, vom Streit abzustehen und die

Hände zum Frieden zu reichen. Die Gemeinde belehrte er durch eine von ihm verfaßte und von einem seiner Freunde öffentlich vorgetragene Predigt über denselben Gegenstand, und es gelang ihm, Eintracht und Ordnung so gründlich herzustellen, daß er, mit dem Bewußtsein, unter Gottes Beistand ein gutes Werk glücklich vollbracht zu haben, erheitert durch den Dank und die Segenswünsche, welche die treuen Nürnberger ihm nachriefen, heimkehren konnte.

Ueberall zeigte er sich so friedlich gesinnt, zu versöhnenden, nie zu harten Maßregeln so geneigt, seinen eigenen erbitterten und hartnäckigen Gegnern stand er so nachgebend, so leidenschaftlos, stets mit so gerechten Waffen gegenüber, daß um so mehr ein Urtheil befremden mag, welches er in einer, ihn nicht persönlich berührenden, aber seinen Glaubenseifer entflammenden Angelegenheit aussprach. Es ist allerdings schwer, ihn gegen die Vorwürfe, welche ihm deßhalb, später mehr, als in seiner an blutige Verfolgung Andersdenkender gewöhnten Zeit, gemacht worden sind, zu vertheidigen. Michael Servetus, aus Arragonien, hatte, von seinem Reformationsgeist getrieben, sich in die Schweiz begeben, und dort durch seine Angriffe auf die Dreieinigkeitslehre nicht nur Aufsehen erregt, sondern sich auch Verfolgung zugezogen. Diese erneute sich heftiger, als er im J. 1553 in Frankreich, wo er seit seiner Flucht aus Basel als Arzt lebte und kämpfte, sein Buch: **Restitutio Christianismi** (Wiederherstellung des Christenthums), zwar ohne seinen Namen, aber doch kenntlich genug, herausgegeben hatte. In Lyon als hartnäckiger Ketzer zum Tode verurtheilt, aber der Strafe durch die Flucht sich entziehend, kam er nach Genf, wo er, in seinem geheimen Aufenthalt entdeckt, auf Calvin's Veranstaltung gefangen gesetzt, und wegen seiner Irrlehren verbrannt ward. Dieses grausame Verfahren, bei welchem zwar die üblichen Rechtsformen, aber nicht die höheren Gesetze der Gerechtigkeit beobachtet, und nicht einmal hinreichende Vertheidigungsmittel dem Angeklagten vergönnt worden waren, billigte Melanchthon in Briefen an Calvin und Bullinger, und vertheidigte es in einem besondern Aufsatze, ja er wunderte sich, daß Manche jenes harte Gericht mißbilligten. Dieß ist um so befremdlicher, als Luther bereits sehr nachdrücklich gegen den Mißbrauch sich erklärt hatte, daß man sogenannte Ketzer und falsche Propheten mit dem Tode bestrafe, um so auffallender, als Melanchthon selbst die Grausamkeiten, welche die Katholischen gegen wirkliche oder vermeinte

Irrlehrer verschuldeten, schmerzlich beklagte, und sonst so duldsam war, daß er selbst den Lälius Socinus, freilich zu einer Zeit, wo derselbe seine verfänglichen Meinungen noch nicht vollständig ausgebildet hatte, aber doch schon zu denselben sich hinneigte, in sein Haus aufnahm, nachher auch mit Empfehlungen begleitete. Entschuldigend kann man nur bemerken, daß er in dem vorliegenden Falle, von Zeitbegriffen abhängig, ferner, daß Servet der Gotteslästerung angeklagt, und daß diese durch die damaligen Gesetze mit der Todesstrafe belegt war, wozu bei Melanchthon noch die Furcht und der Abscheu vor allen neuen Störungen des Kirchenfriedens, und vor der damit verbundenen Verwirrung der Gewissen sich gesellte, so daß selbst gewaltsame Mittel, denen übrigens seine milde Gesinnung widerstrebte, zur Abwendung größerer Uebel, ihm zulässig dünkten. Gleichwohl ist der Anstoß, welchen er durch Billigung der harten Maßregel der Genfer gegeben, nicht ganz hinweg zu räumen. Die evangelische Kirche hätte, ihren Grundsätzen treu, am wenigsten mit dem Blute der Irrenden sich beflecken, noch irgend eine feindselige Maßregel zur Unterdrückung derselben gut heißen sollen.

Streifte hier ein Schatten über dem Bilde unsers Melanchthon's hin, so erscheint hingegen sein edles Gemüth wahrhaft ehrwürdig, wenn wir auf die treue Sorgfalt und rastlose Thätigkeit, mit welcher er die Angelegenheiten der Kirchen und Schulen in Sachsen und überall, wo man seinen Rath und seine Mitwirkung begehrte, zu ordnen suchte, einen Blick werfen. An ihm lag es nicht, wenn nicht alle eingezogenen Klöster und Stiftsgüter lediglich zu solchen geistigen Zwecken verwendet wurden*). Seinem Ansehen und Einfluß, seiner muthigen und überzeugenden Fürsprache verdankt man es, daß wenigstens ein Theil jener Güter, die man hie und da als eine völlig herrenlose Beute zu betrachten und an sich zu reißen geneigt war, in dem Lande, auf welches er zunächst wirken konnte, der bessern Ausstattung von Pfarrstellen und Schulen gewidmet worden ist. Der Kurfürst Moritz, der ihm stets mit Achtung und Vertrauen zugethan blieb, auch wissenschaftliche und Volksbildung zu befördern großherzig genug war, folgte gern seinem Rath, den auch der

*) In seiner Auslegung der Perikope vom ungerechten Haushalter spricht er sehr freimüthig: „Fast dasselbe geschieht jetzt. Die Fürsten reißen die Einkünfte der Klöster und die Kirchengüter an sich, und geben kaum was Weniges zu den Bedürfnissen der Kirchen und Schulen."

neue Landesherr, August, der evangelischen Lehre treu und eifrig ergeben, darum auch für die Aufrechthaltung und Verbreitung derselben rastlos bemüht, willig berücksichtigte. Melanchthon wußte das Bedürfniß einer fortschreitenden Verbesserung der Kirchenordnung, einer sorgfältigen Beaufsichtigung der Kirchen und Schulen, der Vorsteher und Lehrer, die Nothwendigkeit, das Werk der Reformation vorsichtig und besonnen, aber kräftig fortzusetzen, und besonders dem Jugendunterricht jede mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, so fühlbar zu machen; er griff selbst mit seiner unermüdlichen Geschäftigkeit so wohlthätig ein, er beseelte mit seinem Eifer auch so viele Andere, daß er auch in der Hinsicht um Sachsen, und um die Geistesbildung in ganz Deutschland unsterbliches Verdienst sich erwarb. Seine Anleitung zur Prüfung Derer, welche ein geistliches Amt übernehmen*), ist einer von den vielen Beweisen seiner gemeinnützigen Thätigkeit, welche unter allen Anfechtungen und Verfolgungen sich gleich blieb, allen, das Beste der Kirche bezweckenden Aufträgen bereitwillig sich unterzog, und jeden mit der gewissenhaftesten Genauigkeit ausführte. Auch außerhalb Sachsen trug er, wo irgend er das Beste der Kirchen und Schulen fördern konnte, unverdrossen das Seine dazu bei, und des Geschreies seiner Gegner ungeachtet, blieb ihm so viel öffentliches Vertrauen, daß er, meist nur mit Aufopferung aller Bequemlichkeit, zugleich seinen nächsten Amtspflichten und den mannichfachen Arbeiten, welche noch immer auch von fern her ihm aufgebürdet wurden, zu genügen vermochte. Sein Werk ist großentheils auch die Kirchenordnung, welche der Pfalzgraf Otto Heinrich im Jahre 1554 ausgehen ließ.

Der lange verzögerte Reichstag, welcher den Passauer Vertrag zu einem vollständigen Frieden erheben sollte, war endlich am 5. Februar 1555 eröffnet worden, und mit gespannter Aufmerksamkeit sah man seinen Entscheidungen entgegen. Kaiser Karl, der jetzt, im höhern Alter, hinsichtlich der Religionsangelegenheiten bedenklicher geworden, und Manches, was den Protestanten nun kaum noch verweigert werden durfte, nicht ohne Verletzung seines Gewissens gewähren zu können meinte, erschien nicht in Person, hatte aber den König Ferdinand mit fast un-

*) Examen ordinandorum, s. eorum, qui audiuntur ante ritum publicae ordinationis, qua commendatur eis ministerium Evangelii. Vitebergae 1554.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

beschränkter Vollmacht versehen, und dieser war nicht mehr so fanatisch wie in den frühern Jahren, vielmehr aufrichtig zu friedlicher Vermittelung geneigt. Die katholischen Stände, mißtrauisch gegen die östreichisch-spanische Macht, mochten fürchten, daß die kirchlichen Irrungen dem Kaiser neuen Vorwand zu gewaltsamen Eingriffen in die Reichsverfassung leihen möchten, und wünschten deßhalb einen erträglichen Frieden wenigstens eben so lebhaft, wie die Evangelischen; nur von Seiten einiger ultramontanen Reichsbischöfe konnten gegen die gemäßigten und zweckdienlichen Anträge Ferdinands Einreden erhoben werden. Indem man die Verhandlungen von den streitigen Lehrpunkten ablenkte, und nicht verhehlte, daß über diese wahrscheinlich weder durch ein Concil, noch durch andere Maßregeln ein völliger Vergleich zu bewirken sein möchte, daß man also nur dahin arbeiten müsse, solche Anordnungen zu treffen, welche den bürgerlichen Frieden zwischen beiden Parteien herzustellen geeignet wären, blieben zwar noch viele Streitpunkte zu beseitigen; es war aber doch ein Ziel gesetzt, welches den meisten Reichsständen sehr wünschenswerth erschien, und ein Weg bezeichnet, auf welchem man dasselbe am sichersten erreichen konnte. Die Evangelischen insbesondere konnten mit den Reichstagspropositionen um so mehr zufrieden sein, als in denselben mittelbar schon die Anerkennung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit, so wie ihrer kirchlichen Selbstständigkeit enthalten war. Nur durch die allerdings gerechte, aber für die Katholischen sehr bedenkliche Forderung einer möglichst unbeschränkten Gewissensfreiheit für diejenigen Stände, welche etwa künftig zur evangelischen Lehre sich bekennen möchten, und selbst für die Unterthanen katholischer Obrigkeiten, wurden, als man bereits über andere Hauptpunkte sich geeinigt hatte, die Unterhandlungen unerwartet verlängert. Jene Forderung ward zu einem Streitgegenstande, der sich nicht vollständig erledigen ließ, wenigstens konnten die Evangelischen die Einschiebung des sogenannten kirchlichen Vorbehalts (reservatum ecclesiasticum), dem gemäß zwar auch geistlichen Ständen der Uebertritt zur Augsburger Confession unverwehrt sein sollte, aber mit der erschwerenden, obwohl nicht unbilligen Bedingung, daß sie dann ihrem Amte und den mit demselben verbundenen Rechten entsagen müßten, nicht abwenden. Am 21. September 1555 ward endlich der Vergleich unterzeichnet und am 26. mit dem Reichstagsabschiede der Religionsfriede kund gemacht.

Ein so glücklicher Ausgang des langen Kampfes mußte die

Evangelischen zum freudigen Dank um so mächtiger erwecken, als sie sich nicht bergen konnten, daß nicht ihre eigne Klugheit und Tapferkeit, sondern die allgegenwärtige Hilfe des Herrn, die siegreiche Gewalt des Evangelium, das von ihrem Einfluß unabhängige, von Gott geordnete Zusammentreffen vieler ihren Wünschen und Ansprüchen günstiger Umstände dieß ersehnte Loos ihnen bereitet hatte. Ihre Aufgabe war jetzt, die theuer errungenen und unverdient empfangenen Güter mit Weisheit zu gebrauchen, durch Eintracht zu sichern. Man sollte meinen, sie hätten, indem ihre Lobgesänge und Dankgebete zum Himmel empor stiegen, sich gedrungen fühlen müssen, Gott durch evangelische Gesinnung, durch kindlichen Gehorsam, durch einen Wandel im Licht zu preisen, und in heiliger Freude über die nun verbürgte äußere Ruhe und Sicherheit, versöhnt, allem Hader entsagend, einander die Hand zu beständigem Frieden und brüderlicher Eintracht zu reichen. Aber gerade Die, welche die Hirten und Vorbilder der Gemeinde sein sollten, konnten den alten Groll, die verjährte Feindschaft nicht überwinden, den unwürdigen Zwist und Streit, durch welchen sie nicht nur ihren Widersachern in der alten Kirche unverhüllbare Blößen zeigten, sondern auch Aergerniß und Verderben in ihrem eignen Kreise anrichteten, nicht aufgeben, vielmehr schien der Religionsfriede, indem er ihnen Sicherheit nach Außen gewährte, ihren blinden Eifer gegen die eigenen Kirchengenossen nur heftiger anzufachen. Indem wir nun noch einmal auf diese beklagenswerthen Händel zurückkommen, um Melanchthon's Verhalten bei denselben, seine Anfechtungen, Prüfungen und Leiden vor Augen zu stellen, führen wir dieselben ununterbrochen bis zu seiner Erlösung aus allen Kämpfen fort, damit dann anziehendere Thatsachen das Bild seines Lebens beschließen.

Seit der Wittenberger Concordie vom Jahre 1536 hatte der Sacramentsstreit zwischen den Lutherisch und Zwinglischgesinnten ziemlich geruht, war zwar in Luther's letzten Jahren wieder ausgebrochen, aber ohne von beiden Seiten bedeutende Streitkräfte zu entwickeln. Manche Anhänger Luther's hatten indeß für ihre Person die strengere Form seiner Abendmahlslehre gemäßigt, auch sich gewöhnt, die zwingli'sche Ansicht milder zu beurtheilen, und Mehrere schwankten zweifelnd zwischen beiden. Melanchthon selbst, welchem kein Streit ärgerlicher und schmerzlicher war, als der über das Mahl der Liebe und Gemeinschaft, suchte auch am sorgsamsten den Wiederaus-

bruch desselben zu verhindern, und indem er, ohne je für die zwingli'sche Lehre, welche er noch in seinen letzten Jahren aufs Bestimmteste verwarf, sich zu entscheiden, oder die luther'sche völlig aufzugeben, doch durch eine mildere Fassung derselben eine Annäherung der Parteien erstrebte, erlaubte er sich auch jene Aenderungen in der augsburg'schen Confession, welche zwar Luther'n mißfielen, aber von anderen Theologen geraume Zeit ohne Argwohn, wenigstens ohne lebhaften Widerspruch geduldet wurden, auch in der That das ursprüngliche Bekenntniß noch aufrecht erhielten, und im Artikel vom heiligen Abendmahl sich auf einige Ausdrücke, die mehrdeutig waren, aber doch eine befriedigende Deutung zuließen, theils auf die sich selbst rechtfertigende Weglassung der Verdammung der Andersdenkenden sich beschränkte. Eine Annäherung der Parteien schien auch durch den geistreichen und tiefsinnigen Calvin, den man eine Zeit lang zur luther'schen Gemeinde zählte, bewirkt zu werden, indem er, zwar von der luther'schen, aber auch von der zwingli'schen Lehre sich entfernend, durch sein Bekenntniß einer wirklichen, zwar nicht leiblichen, aber geistigen Gegenwart Christi und einer wahren Gemeinschaft des Leibes und Blutes im Genuß des Brotes und Weines, die also nicht bloß Zeichen wären, eine Vermittelung darbot. Aber diese führte nicht zur Verständigung, sondern zu neuem heftigen Streit. Da es seit dem Jahre 1549 offenbarer ward, daß Calvin, so wie sein Freund Petrus Martyr, den Schweizern mehr als den Luther'schen sich anschließe, trat endlich im Jahre 1552 der Prediger in Hamburg, Joachim Westphal, gegen ihn auf, und erweckte die noch glimmenden Funken der alten Zwietracht auf eine Weise, welche beide Parteien mit neuer Heftigkeit gegen einander erregte. Von da an war der Calvinismus eifernden Lutheranern der fast mehr als der Papismus verhaßte Gegenstand stets erneuter Angriffe und Verfolgungen, der Kryptocalvinismus aber der schmählichste und peinlichste Vorwurf, der alle Die traf, welche von dem Buchstaben der luther'schen Abendmahlslehre abwichen. Es bedurfte zwar einer zweiten heftigern Schrift Westphal's, um die Theologen seiner Partei zur Theilnahme an seinem Kampf zu reizen, und einer dritten, um Calvin selbst zu einer kräftigen Gegenwehr anzutreiben; dann aber loderte die Flamme auch um so zügelloser empor, als Joh Brenz, Erhard Schnepf und Andere, mit Westphal verbunden, in die Schranken traten. So sehr Melanchthon vor diesem Streit zurückbebte,

und so wenig er geneigt war, sich in denselben hinein ziehen zu lassen, so regte doch schon die Berufung der sogenannten Calvinisten auf die geänderte Augsburger Confession alle seine Gegner gegen diese, vorher weniger angefochtenen Aenderungen und gegen ihn selbst auf, obwohl sie auf seine Apologie der Confession sich beriefen, also doch auch auf seine Auctorität sich stützten und seiner Waffen sich bedienten. Bald aber ward er selbst noch tiefer in den Streit verwickelt. Sein vertrauter Freund, der Prediger Albrecht Hardenberg in Bremen, der schon durch seinen Verkehr mit calvin'schen Theologen den Eiferern verdächtig war, und in der That den Meinungen Jener sich näherte, fand in seinem Amtsgenossen, Johann Timann, einen Gegner, dessen Eifer selbst eine nur scheinbare Abweichung von der luther'schen Lehre nicht dulden, und noch weniger eine Hinneigung zum Calvinismus verzeihen konnte. Schon im Jahre 1547 war Hardenberg's Rechtgläubigkeit hinsichtlich der Abendmahlslehre in Zweifel gestellt worden; er hatte indeß durch ein vorher von Melanchthon gebilligtes und mit dessen Zeugniß begleitetes Bekenntniß seine Amtsgenossen und den Magistrat zufrieden gestellt, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er nicht alle Privatmeinungen Luther's zu den seinigen machen könne. Als er aber sich weigerte, eine im Jahre 1554 von Timann herausgegebene Schrift über die leibliche Gegenwart Christi, wie die übrigen Bremer Prediger gethan, zu unterzeichnen und dadurch zu ihrem Inhalt sich ebenfalls zu bekennen, regte sich der Unwille gegen ihn erst heimlich, aber immer lauter, und bald wurden die Kanzeln durch rücksichtslose Ausfälle auf die Sacramentirer entweiht. Vergebens bemühte sich der Bürgermeister von Büren, Hardenbergs Freund, den Sturm im Entstehen zu beschwichtigen und den Streit über die leibliche Gegenwart Christi im heil. Abendmahl, sammt dem über die Allgegenwart des Leibes Christi zu beseitigen. Vergebens! Seit dem Jahre 1556 ward der Parteienkampf immer hitziger, und der Magistrat hielt endlich für gut, von mehreren geistlichen Ministerien und von den Wittenberger Theologen, denen jedoch nur ein von Hardenbergs Gegnern verfaßtes und unterzeichnetes, nicht das von dem Angeklagten selbst übergebene Bekenntniß vorgelegt ward, ein Gutachten zu fordern, um den zum großen Aergerniß der Gemeinde gestörten Frieden wieder herzustellen. Melanchthon, der in dieser Angelegenheit schon mannichfach belästigt worden war, und in

mehreren Briefen an Hardenberg, an von Büren und Andere sich darüber erklärt hatte, verfaßte jetzt sein „Bedenken von dem Sacramentsstreit zwischen D. A. Hardenberg und seinem Gegentheil, an den Rath zu Bremen", in welchem er kurz und bündig, mit Hinweisung auf die Augsburger Confession, vor der Einführung ungehöriger Disputationen und ungewöhnlicher Redensarten, durch welche nur Zank und Zwietracht veranlaßt werde, warnte, aber auch gleich nachdrücklich zu christlicher Einigkeit ermahnte, und sich selbst dazu geneigt erklärte. Darin war weniger ein Vorwurf gegen Hardenberg, als gegen dessen Widersacher, die denn auch, zumal als der eifernde Tilemann Hesshus Superintendent in Bremen geworden und sich ihnen zugesellt hatte, den Streit, welcher die Gemeinde immer ärger verwirrte und selbst bürgerliche Unruhen veranlaßte, so unversöhnlich fortsetzten, daß Melanchthon das Ende desselben und die endlich bewirkte Dienstentlassung Hardenbergs nicht erlebte, aber bis zu seinem Tode in diesen Bremischen Händeln eine reiche Quelle von Verdruß und Kummer fand.

Noch schmerzlicher berührte ihn derselbe Sacramentsstreit, welchen der erwähnte Tilemann Hesshus, als er, auf Melanchthon's Empfehlung, Superintendent in Heidelberg geworden, dort gegen den eben so streitlustigen und hartnäckigen Diakonus Klobitz, der sich für die calvin'sche Abendmahlslehre erklärte, in blinder Hast erregte. Man kämpfte gegen einander mit einer Wuth, welche eben so unheilvoll, wie in Bremen, die Gemeinde zu zerrütten drohte, und den Kurfürsten Friedrich III. nöthigte, da guter Rath und freundliche Vermittelung Nichts fruchtete, beide Streiter abzusetzen. Weil er aber den Streit für immer beseitigt wissen wollte, übersendete er an Melanchthon die Bekenntnisse beider Männer, und begehrte von ihm ein befriedigendes Gutachten. Dieses — eins seiner letzten — gegen Ende des Jahres 1559 verfaßt, sprach im Wesentlichen dieselben Ansichten aus, welche er kurz vorher in einem ähnlichen „Bedenken vom Sacramentsstreit, an Johann Mohrenberger, Rathsherrn in der löblichen königlichen und christlichen Stadt Breslau," mitgetheilt hatte; man solle, war seine bestimmte Erklärung, den Theologen das öffentliche Zanken über diesen Gegenstand gänzlich untersagen, und sie anhalten, über die streitige Lehre auf übereinstimmende Weise zu predigen, in einerlei Rede zu bleiben, die-

jenigen aber, welche sich darein nicht fügen, und lieber fortfahren wollten, durch unnützes Gezänk die Kirche Christi zu verwirren, ihrer Aemter entsetzen. Eben dieses Gutachten ward eine Quelle der bittersten Kränkungen, welche den letzten Rest seines Lebens verbitterten. Uneingedenk, daß Niemand, der seine redliche und fest begründete Ueberzeugung bei dringender Veranlassung ausspricht und derselben gemäß handelt, für die daraus entstehenden Folgen, wofern er diese nur nicht selbst durch Unvorsichtigkeit verschuldete, verantwortlich gemacht werden darf, bürdete man ihm nun die Schuld aller der weder von ihm beabsichtigten, noch gut geheißenen Maßregeln auf, zu welchen der Kurfürst von der Pfalz, nach Empfang jenes Gutachtens, und allerdings auch durch dasselbe sich nicht nur veranlaßt, sondern auch berechtigt fühlte. Schon vorher zur calvin'schen Abendmahlslehre geneigt, fand er zu seiner Freude in Melanchthon's Gutachten nicht nur keine Verwerfung, sondern in der Mißbilligung des ungestümen Eifers, welcher darüber Zwiespalt in der Kirche anrichtete, und in dem Rathe, solches nicht zu dulden, eine wenigstens angedeutete Billigung derselben, und hielt nun für recht und nothwendig, um die empfohlene Uebereinstimmung in der Lehrweise aller pfälzischen Theologen und Prediger zu bewirken, hinsichtlich der Abendmahlslehre eine Formel vorzuschreiben, welche allerdings calvinisch war, und da bald fühlbar ward, daß, um Lehre und Gebräuche in Uebereinstimmung zu setzen, auch manche Aenderungen in der bisherigen Kirchenordnung eintreten müßten, so ward immer mehr die pfälzische Kirche der luther'schen entfremdet und der schweizerischen genähert. Der Schrecken über diesen offenbaren Abfall eines so bedeutenden Reichstheiles zum Calvinismus, der Unmuth, welcher allmälig darüber laut ward, das Wehklagen oder Eifern Derer, welche, weil sie in diese, von dem Kurfürsten beharrlich durchgesetzte Aenderung sich nicht fügen wollten, Amt und Land verlassen mußten, — Alles lastete als ein schwerer Vorwurf auf Melanchthon, der, wie man meinte, durch eine entschlossenere und entschiedenere Erklärung gegen die calvin'sche und für die luther'sche Lehre so großes Unheil hätte verhüten können, und überdieß in seinem Gutachten eine Vereinigungsformel vorgeschlagen hatte, die zwar echt paulinisch war, aber eben so leicht auch ganz im calvin'schen Sinne aufgefaßt werden konnte. Er wollte nämlich, man solle dabei stehen bleiben, daß das Brot im heiligen Abendmahl, wie Paulus bezeuge: „die Gemeinschaft des Lei-

des Christi sei," und die Einsetzungsworte in diesem Sinne auslegen, also die strengeren Formeln, welche in neuerer Zeit geltend gemacht worden, fahren lassen, und auf den Lehrstühlen und Kanzeln sich aller künstlichen Deutungen enthalten, wobei jedoch Jedem unbenommen sein sollte, bei jener öffentlichen Lehrweise seine besondere Meinung über die Art jener Gemeinschaft zu behalten.

Hier traten nun bestimmter die Grundsätze hervor, welche er seit dem Wiederausbruch des Streits sich vorgezeichnet, und seit mehrern Jahren in der Stille, aber mit unerschütterlicher Beharrlichkeit angewendet hatte. Da er den Streit selbst nicht verhüten konnte, aber von den schon eingetretenen und wahrscheinlich bevorstehenden Folgen zurückbebte, und mit tiefem Schmerz die unvermeidliche Zerrüttung der Kirche betrachtete, so hielt er für weise und für Pflicht, den traurigen Parteikampf wenigstens so unschädlich als möglich zu machen, und um jeden Preis den Kirchenfrieden herzustellen. Der Religionsfriede, welcher zwar nichts weniger, als eine Vereinigung über die Lehre, aber doch die äußere Ruhe und die gegenseitige Duldung der Parteien, bei der unverholenen Anerkennung, daß man in den streitigen Punkten weder durch ein Concil, noch auf einem andern Wege zur Uebereinstimmung kommen werde, bewirkt hatte, mocht' ihn mit dem Gedanken befreunden, daß ein Gleiches wohl auch hinsichtlich der in der evangelischen Kirche wider einander streitenden beiden Hauptparteien versucht und mit Glück erreicht werden könne. Eine solle nur nicht wider die Andere eifern, Keine die Andre verdammen, oder die Unterscheidungslehre mit gehässigen Angriffen auf die entgegengesetzte vortragen; man möchte sich gegenseitig dulden, friedlich neben einander leben, und, wo möglich, über eine Lehrformel sich vereinigen, die mit gutem Gewissen von Jeder angenommen, und unter welcher Jede ihre besondre Meinung begriffen halten könne; — das war seine zum festen Grundsatz gewordene Meinung. Derselben gemäß suchte er, so viel er vermochte, der persönlichen Einmischung in den Streit sich enthaltend, die Eiferer, welche im Kampf gegen den Calvinismus den luther'schen Lehrbegriff immer schroffer und greller herausstellten, mit höchster Mäßigung in die Schranken der einfachern und minder leicht anzufechtenden Zeugnisse der Augsburger Confession zurück zu führen, und verweigerte Jahre lang, bei den dringendsten Aufforderungen von beiden Parteien, eine bestimmte öffentliche Erklärung, welche Eine für sich selbst

günstig deuten und als Waffe gegen die Andere gebrauchen konnte; wo er die Eiferer zurechtwies, geschah es doch immer so, daß man ihn einer entschiedenen Abweichung von der luther'schen Lehre nicht zeihen konnte, und daß es auch zweifelhaft blieb, ob er, der gegen die zwingli'sche Deutung bestimmt sich erklärte, der calvin'schen beipflichte, oder nicht. Wer begreift nicht, in welcher bedenklichen, beschwerlichen und beängstigenden Stellung ein Mann sich befand, der eben so aufrichtig die Wahrheit wie den Frieden liebte, gern und ohne Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil oder Nachtheil, von seinem Glauben Zeugniß ablegte, und doch mit peinlicher Vorsicht und Zurückhaltung jedes seiner Worte bewachen mußte, wenn er nicht die Ausführung des Plans, den er als die Aufgabe seiner letzten Lebensjahre, und als die Rettung der evangelischen Kirche von unabwendbarem Zwiespalt betrachtete, gefährden wollte. So lange und so standhaft er früher an der Vereinigung der Katholischen und der Protestanten gearbeitet hatte, so treu seinem Vorsatz, und, wie er innig überzeugt war, seinem Berufe, wirkte er jetzt auf die Aussöhnung, oder, wenn ihm diese selbst unmöglich schien, auf ein friedliches Nebeneinanderbestehen der Lutheraner und Calvinisten hin. Wenn er dabei häufig gegen die Widersacher der Letztern sich erklärte, so fand er dazu nur zu viel Grund, sowohl in dem ungestümen Eifer derselben, welche vielmehr einen ewigen Krieg, als einen endlichen Frieden zu beabsichtigen, mehr für ihre Meinung, als für die evangelische Wahrheit zu streiten schienen, und in der That die leibliche Gegenwart Christi im heil. Abendmahl auf eine Weise bestimmten und entwickelten, gegen die Melanchthon's Ueberzeugung und bessere Einsicht sich sträubte, von der er auch nicht ohne Grund fürchtete, daß, wenn sie in der Kirche herrschend würde, das Volk verleitet werden möchte, zu den in der römischen Verwandlungslehre enthaltenen Irrthümern und Mißbräuchen zurück zu kehren.

Wer mag ihn nun verdammen, wenn er, in seiner ganz eigenthümlichen Stellung zum Friedensvermittler sich berufen fühlend, den Weg einschlug, und auch Andern empfahl, welchen nicht nur sein Verstand, sondern auch sein Gewissen billigte? Daß er das ungebührliche Streiten auf den Kanzeln und überall, wo es aus den Schranken der wissenschaftlichen Verhandlung heraustrat, die Gemeinden ärgerte und verwirrte, die Streitenden selbst nur noch tiefer erbitterte, streng untersagt, und gegen Alle, die diesem nothwendigen und christlichen Verbot sich nicht

fügen mochten, die Dienstentlassung verhängt wissen wollte, das kann ihm in keinem Falle zum Vorwurf gereichen, und eben so wenig fehlte er darin, daß er bei der offenbaren Unmöglichkeit, in jener Zeit des leidenschaftlichen und hartnäckigen Meinungskrieges, eine völlige Uebereinstimmung der Parteien zu bewirken, wenigstens einen die Leidenschaften mäßigenden Vergleich und äußern Frieden herzustellen versuchte. Er irrte, wenn er diesen Frieden durch eine Lehrformel, unter welcher beide Parteien ihre besondern Meinungen verbergen konnten, zu sichern wähnte; denn das kirchliche Bekenntniß soll, ohne die Andersdenkenden zu verdammen, doch den Glauben und die Ueberzeugung der Gemeinde klar, unumwunden, bestimmt aussprechen, und selbst um des Friedens willen nicht verhehlen; auch kann beim Volksunterricht so wenig, als bei der wissenschaftlichen Erörterung, die entgegengesetzte Meinung unberücksichtigt bleiben; es war zudem voraus zu sehen, daß jede solche Formel, zumal in der damals herrschenden Stimmung, den alten Streit nicht beschwichtigen, sondern nur neu entzünden würde, daß man es also der Zeit, und dem in ihr mächtiger werdenden christlichen Geiste überlassen müsse, eine gründlichere Aussöhnung der Entzweiten zu bewirken; aber darin irrte Melanchthon nicht, wenn er auch den kirchlichen Sprachgebrauch möglichst innerhalb der schriftmäßigen Ausdrucksweise zu halten für nöthig hielt, wobei es der Theologie vergönnt blieb, ihre Lehrsätze in entsprechende Formen zu kleiden, wenn sie sich nur nicht anmaßte, dieselben als unbedingte und schlechthin nothwendige Glaubenslehren auszuprägen. Weiter irrte er, wenn er es für möglich hielt, in jener Zeit der Parteiung, da am wenigsten ein hervorragender Mann unangefochten von einer oder der andern Partei bestehen und vom Kampfplatz sich ganz entfernt halten konnte, eine Neutralität zu behaupten, aus welcher er immer wieder, wenigstens durch die unvermeidliche Nothwendigkeit der Vertheidigung seiner angefochtenen Grundsätze, und der entstellten oder gefährdeten Wahrheit herausgerissen werden mußte; es war dieß aber doch immer ein sehr verzeihlicher Irrthum, um so mehr, als er demselben nicht aus Rücksicht auf seine persönliche Ruhe und Sicherheit, welche, wer sich zwischen zwei erhitzte Parteien zu stellen wagt, am wenigsten sich versprechen darf, sondern theils aus edlem Widerwillen gegen die damalige Streitmethode, theils um dem aus der Kirche verbannten Frieden doch Einen parteilosen Vermittler darzubieten, sich hingab. Darin findet auch die fast an Verstellung gränzende, we-

nigstens mit einem aufrichtigen Charakter kaum vereinbare, eines Zeugen der Wahrheit nicht ganz würdige Zurückhaltung, mit welcher er Jahre lang seine wahre Meinung verbarg, und bei den dringendsten Veranlassungen auszusprechen vermied, einige Entschuldigung, obwohl keine hinreichende Rechtfertigung. Seine offene Erklärung konnte den Streit kaum ärger machen, als er schon war, aber sein Ansehen, sein Einfluß, seine Ueberlegenheit in Einsicht und Darstellungsgabe, seine Leidenschaftlosigkeit, welche eben so sehr, als seine dialektische Kunst der von ihm vertheidigten Ansicht ein sehr entscheidendes Uebergewicht gab, konnte wohl Manchen, der aus Unverstand eiferte, zur bessern Erkenntniß, manchen kecken Sprecher zum Schweigen bringen, wenigstens dem ganzen Kampf eine andre, vielleicht günstige Richtung geben. Ein freimüthiges Bekenntniß seiner Herzensmeinung hätte freilich seine Verbannung aus Sachsen bewirkt; diese scheute er auch nicht, er erwartete sie ohnehin, seiner Zurückhaltung ungeachtet, ja er forderte sie selbst mehr als Einmal*); er blieb gern, nicht um seinetwillen, sondern um der Universität willen, die, wie man ihm immer wiederholte, ohne ihn zu Grunde gehen würde, der er nach so vielen andern Opfern, auch noch das bringen wollte, um ihr eine schwere Anfechtung, eine drohende Gefahr zu ersparen, seine Ueberzeugung zu verhehlen und damit sich selbst zu verläugnen. Aber hier bestimmte ihn mehr eine verfängliche Weltklugheit, als das einem lebendigen Wahrheitssinn und Zeugenmuth entsprechende Gottvertrauen; hätte Luther, hätte Melanchthon selbst in früherer Zeit auf gleiche Weise klug sein wollen, um Wittenberg nicht zu gefährden, so wäre dieses für die evangelische Kirche am wenigsten Das geworden, was es wirklich ward; es kam offenbar mehr darauf an, dem langwierigen Streit irgend einen Ausschlag zu geben, als ihn hinzuhalten durch eine zweideutige Zurückhaltung, damit nur nicht die Universität gefährdet werde. Seine Zeit, der durch keine halben Maßregeln geholfen werden konnte, seine Stellung im öffentlichen Leben, die ein unumwundenes Zeugniß ihm abnöthigte, machte ihm dasselbe auch zur Pflicht; er fühlte das oft und tief, er behielt sich dasselbe auch vor, und verhieß es mehr, als Einmal; aber, immer von Rücksichten bestimmt, zögerte er damit, bis der

*) Als der Kurfürst Moritz einst ihn freundlich aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, bat er um Nichts, als um seine Entlassung. —

Tod ihn ereilte, nachdem er selbst in kräftigeren Augenblicken immer nur angedeutet, seine Meinung verrathen, nicht offen bekannt hatte. Diese Zurückhaltung war eine Wirkung seiner Friedensliebe, seiner hypochondrischen Aengstlichkeit, und der durch viele schmerzliche Erfahrungen erhöhten Scheu vor neuem Streit; es hatte aber allerdings auch eine Glaubensschwäche, die wir nicht beschönigen, aber auch nicht richten wollen, einigen Antheil daran. Wenige haben so viel, und so beharrlich gekämpft, wie er; er aber hat auch, abgesehen von jener Verheimlichung seiner Meinung, einen gleich ehrlichen Kampf mit sich selbst und mit seinen Widersachern gekämpft.

Daß er hinsichtlich der Abendmahlslehre seine Meinung in dieser spätern Lebenszeit, und wahrscheinlich schon da er noch mit Luther vereinigt war, geändert, und der zwischen der strengluther'schen und zwingli'schen vermittelnden calvin'schen sich genähert hat, ist unverkennbar. In seinen frühern Schriften spricht sich die völligste Uebereinstimmung mit Luther aus, obwohl er nach seinem tiefen Wahrheitssinn und nach seiner Billigkeit gern gestand, daß die entgegengesetzte, von ihm bestrittene Lehre tüchtige Vertheidiger und sehr beachtenswerthe Gründe auf ihrer Seite habe. Aber seine Geneigtheit zur Reflexion, seine Gewohnheit, alle Streitfragen dialektisch zu erörtern, Gründe und Gegengründe mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit abzuwägen, erweckten allmälig Zweifel an der Richtigkeit seiner frühern Meinung; von der Zeit an, da sein sehnlicher Wunsch, den Frieden unter den Evangelischen herzustellen, ihn bestimmte, mildere, vermittelnde Ausdrücke für die streitige Lehre zu suchen, scheint er in Beziehung auf dieselbe schwankender geworden zu sein. Nun empfahl sich ihm die calvin'sche Ansicht, theils, weil sie eine Vermittelung darbot, theils weil die Geistestiefe und der Scharfsinn Calvin's ihr einen besondern Reiz mittheilte; auf der andern Seite stieß ihn die Unwissenschaftlichkeit, der Starrsinn und die Leidenschaftlichkeit der Eiferer ab, welche ohne Luther's Geist zu haben, seine Kraftsprache sich aneigneten und zu überbieten bemüht waren; während sie sich selbst immer tiefer in die grellsten Gegensätze, in die abstrusesten Meinungen hinein disputirten, ward ihm sogar die Grundansicht, von der sie ausgingen, und die Jene so schroff auffaßten, in so grellen Zusätzen aussprachen, verdächtiger. So mocht' er allmälig eine eigenthümliche Ansicht sich ausbilden, die vielleicht zwischen der luther'schen, welche er nie ganz aufgab, und zwischen der calvin'schen,

welcher er sich näherte, ohne sie ganz aufzunehmen, mitten inne lag; denn auch in seinen letzten Lebensjahren redete er noch von der leiblichen Gegenwart Christi im heil. Abendmahl auf eine Weise, welche mit der Annahme einer reingeistigen Gegenwart unvereinbar ist. Bestimmter läßt sich seine Ansicht nicht darstellen, eben weil er selbst sie nie bestimmt ausgesprochen hat, und weil Das, was später sein Schwiegersohn Peucer, der, in eigner Meinung befangen, diese, vielleicht ohne es zu wollen, auch ihm unterschob, nicht zureichend ist. Es mußte aber Melanchthon's Leben in seiner zweideutigen und viel angefochtenen Beziehung zu dem traurigen Abendmahlsstreit umständlicher aufgefaßt werden, damit man den redlichen Mann, wenn man ihn auch von der Schuld einer allzu ängstlichen Zurückhaltung und einer durch dieselbe, freilich unabsichtlich, veranlaßten Anregung der nachfolgenden kryptocalvinistischen Händel nicht lossprechen kann, wenigstens nicht der Falschheit und Verstellung, die seiner Seele fremd war, anklage.

Viel offener, rückhaltsloser und unumwundener erklärte er sich in den synergistischen Streitigkeiten, in welchen es sich darum handelte, „ob der Mensch nach seinem Fall noch die Fähigkeit oder so viel Willensfreiheit behalten habe, daß er bei seiner durch die Gnade Gottes bewirkten Bekehrung einigermaßen mitwirken könne" — wie die so genannten Synergisten, oder ob er dergestalt verdorben sei, daß er alles und jedes Vermögens zum Guten, also auch der Fähigkeit, an dem Werke seiner Bekehrung irgend einen thätigen Antheil zu nehmen, und sich dabei anders, als bloß leidend zu verhalten, entbehre, — wie die Eiferer unter den luther'schen Theologen, Amsdorf, Flacius und Andere mit starrsinniger Consequenz bekannten. Luther selbst hatte, dem augustin'schen System sich hingebend, Letzteres aufs Entschiedenste ausgesprochen und vertheidigt, aber es ruhig und ohne öffentlichen Widerspruch geschehen lassen, daß Melanchthon, welcher früher eben so entschieden dieselbe Meinung vorgetragen, allmälig zu der erstern, milderen und vernunftmäßigeren Ansicht sich hinneigte, und dieselbe schon in den nächsten Jahren nach Abfassung der Augsburger Confession, bestimmt aussprach. Obwohl beide ehrwürdige Männer in dieser Hinsicht offenbar von einander abwichen, obwohl Melanchthon dabei einer Lieblingsmeinung Luther's entgegen trat, so stört dieß doch nie ihre Eintracht; Beide hielten dabei immer die Lehre von dem natürlichen Verderben des Menschen fest, und unter-

schieden sich nur in ihrer Ansicht von dem Grade desselben; Beide stimmten in der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen völlig überein; Melanchthon hielt sich fern genug, sowohl von dem gemäßigten, als von dem strengern Pelagianismus, welcher die Grundlagen und den innern Zusammenhang der evangelischen Lehre erschüttert hätte, und Luther neigte sich allmälig selbst zu milderen Ansichten, weil er dadurch den Klippen der von Calvin erneuerten augustinschen Prädestinationslehre, der er nicht beitreten konnte, entging. Die synergistische Vorstellung, welche die evangelische Heilsordnung nicht wankend machte, und zur Aufrechthaltung der christlichen Lehre, der Zucht und des Trostes nothwendig schien, war allmälig unter den protestantischen Theologen herrschend, und selbst in den heftigen adiaphoristischen und majoristischen Parteikämpfen nicht angefochten, noch den Wittenbergern, die ihr vorzüglich huldigten, zum Vorwurf gemacht worden; plötzlich aber ward sie ein Stein des Anstoßes und Aergernisses für die Eiferer, welche nicht nur keine Gelegenheit unbenutzt ließen, Melanchthon und seine Freunde zu drücken und zu bekämpfen, sondern auch Vorwand dazu begierig aufsuchten. Die selbst am herzoglichen Hofe genährte Eifersucht der neuen Universität Jena auf die Wittenberger konnte, besonders seit Flacius an jene berufen worden, an den alten Händeln sich nicht begnügen; sie suchte neue und gerade solche, welche das ehrwürdige Haupt der Gegenpartei, den friedlichen Melanchthon, am empfindlichsten kränken, und seines noch immer einflußreichen Ansehens berauben konnten. Dazu war nun der Synergismus vorzüglich geeignet, weil Melanchthon ihn aufs Bestimmteste behauptete, und ihm ein gewisses Ansehen und Uebergewicht gegeben, damit aber auch am unverkennbarsten den Ansichten Luther's widersprochen hatte, und weil man auf diesem Kampfplatze den Vorwurf, daß Melanchthon und die Wittenberger von Dem, was man die reinluther'sche Lehre nannte, abgewichen seien, am sichersten erhärten konnte. Es wäre aber ungerecht, wenn man der Gegenpartei nur solche unlautere Beweggründe beimessen wollte; zu ihr gehörten Männer, denen es in der That nicht bloß um's Streiten und Verfolgen zu thun war, die aus Ueberzeugung der strenglutherschen Lehre zugethan, für Pflicht hielten, dieselbe zu vertheidigen, freilich nicht selten mit Waffen, die, wenn nicht der Sitte jener Zeit, doch gewiß der christlichen Liebe widerstrebten. Veranlassung zu diesem neuen Streit

fand man in einer von Johann Pfeffinger, Professor und Superintendent in Leipzig, im J. 1555 herausgegebenen Disputation über den freien Willen, welche geraume Zeit unbeachtet, wenigstens unbekämpft blieb, im J. 1558 aber an Amsdorf, und als dieser das Feldgeschrei erhoben hatte, auch an Flacius und ähnlichen Kampfgenossen heftige Gegner fand. Gereizt und erbittert durch die immer erneuten feindseligen Angriffe, vergalten jetzt die Wittenberger und Leipziger ihren Gegnern Gleiches mit Gleichem; selbst Melanchthon sprach sich heftiger als sonst aus, doch ohne in die gehässigen Anklagen und unwürdigen Schmähungen, welche beide Parteien in ihren Streitschriften sich erlaubten, einzustimmen. Auch wenn er zürnte, verläugnete er nicht ganz seine in jener Zeit ungewöhnliche Mäßigung, und wo er ein hartes Wort gesprochen, schien das nachfolgende dasselbe wieder gut machen zu wollen; nie übernahm ihn eine so leidenschaftliche Hitze, daß er die Klarheit und Besonnenheit, mit welcher er die Streitpunkte zu erörtern gewohnt war, verloren hätte. Auch jetzt blieb er unverrückt auf seinem klaren und festen Standpunkte; nicht im mindesten zweifelhaft oder zweideutig bekannte er das Unvermögen des natürlichen Menschen, seine Bekehrung selbst zu bewirken; aber als einen bloßen Block und Klotz, der die ihm dargebotene Gnade weder anzunehmen, noch zurück zu weisen vermöge, und sich bloß leidend dabei verhalte, konnte er ihn nicht betrachten, vielmehr werde, lehrte er, sobald der Geist des Herrn durch das Wort den Sünder zur Buße, zum Glauben, zur Bekehrung berufen habe, ein neues Leben, welches an dem Werke des Geistes Theil nehme, ein neuer Mensch erweckt, welcher nach Gott geschaffen, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, zwar noch immer der Sünde ausgesetzt, zur Sünde geneigt, aber doch auch fähig sei, ihr zu widerstreben, daß er nicht in dieselbe willige; auch die Heiligen müssen also immer fort ringen und kämpfen, folglich mitwirken, daß die Gnade an ihnen nicht vergebens sei. — Eben dieses sein wohlbegründetes und standhaftes Bekenntniß ward jetzt verketzert, als der ärgste Abfall von der reinen Lehre verschrieen, und es half ihm Nichts, daß er, seiner frühern und spätern Ueberzeugung gemäß, wiederholte: der freie Wille des Menschen beschränke sich nur auf sein natürliches Leben, vermöge an sich Nichts zu seiner Bekehrung beizutragen, der Mensch werde allein durch den Glauben, um Christi willen, vor Gott gerecht und Erbe des ewigen Le-

bens. Es gelang den Gegnern, den weimarschen Hof, der seinen Unmuth gegen die Wittenberger und insbesondre gegen Melanchthon nicht überwinden konnte, zu verleiten, daß ihre Irrthümer in einer eignen so genannten Confutationsschrift, die mit symbolischer Auctorität als Landesbekenntniß im J. 1559 ausging, förmlich verdammt wurden. Aber eben diese Schrift, an deren Abfassung Flacius keinen Theil gehabt, reizte diesen, seinen Amtsgenossen, Victorin Strigel, mit dem er bis dahin gemeine Sache wider Melanchthon gemacht, ungestüm anzugreifen, weil derselbe in der Lehre vom freien Willen den Synergismus nicht handgreiflich verworfen hatte. Das Reich der Widersacher ward in sich selbst uneins; Strigel erklärte sich endlich für den Synergismus, kämpfte nun heftig wider Flacius, und wurde deßhalb, in Folge einer übereilten Entscheidung des Hofes, auf die ungebührlichste Weise gefangen gesetzt, aber dadurch nur noch mehr erbittert. Flacius hatte die Verdammung des Synergismus mit Hinweisung auf die Wittenberger in das Confutationsbuch hinein zu bringen gewußt; Melanchthon fühlte diesen Schlag nicht ohne Empfindlichkeit, war aber nun, da die Gegner selbst mit einander haderten, doch nicht mehr der Gegenstand ihrer vereinten Angriffe, und fand so einige Ruhe. Er hätte es für einen Triumph halten können, daß nun Einer seiner heftigsten Gegner, Strigel, seiner Ansicht beistimmte, und sie gegen den erbitterten Flacius vertheidigte; aber die Art, wie diese Männer gegen einander kämpften, war so abstoßend und empörend, so Gefahr drohend für die Kirche, daß er lieber selbst noch Schlimmeres geduldet, als diese Zänkereien mit ihren Gräueln gehört hätte. Er erlebte auch nicht das Ende derselben, zum Glück auch nicht den neuen Ausbruch des Streites über die Erbsünde, in welchem Flacius endlich sein Maß erfüllte, und sich selbst das widerwärtigste Schicksal bereitete; aber Melanchthon's letzten Tage wurden noch durch die Kunde von dem Toben der Flacianer, die in Jena ein förmliches Inquisitionsgericht, im echt papistischen Geiste, herzustellen versuchten, um so mehr getrübt, als er jetzt wieder alle die theuren Güter, für die er mit ehrwürdigen Genossen gewirkt und gekämpft hatte, gefährdet sah, und die ungeheure Verblendung Derer, die sich Eiferer für die Kirche Gottes, Vertheidiger des Evangelium nannten, beweinen mußte. Er selbst, thörichte Anreizungen verachtend, aber doch oft schmerzlich empfindend, unaufhörlich und mannichfach herausgefordert, geschmäht, verspottet

von Denen, welche, wie Camerarius sagt, durch Angriffe auf die tüchtigsten Männer sich bemerkbar machen wollten, vermochte nicht, den überwogenden Strom einzudämmen. Die unseligen Streitigkeiten rissen selbst Solche mit sich fort, die den Frieden liebten, und verwickelten auch sie in Eifersucht, Haß und Zwietracht. Die flacianische Faction schien von einem glühenden Eifer für die reine evangelische Lehre zu brennen, und trat so zuversichtlich auf, daß sie bei dem Volke eine gewisse Berühmtheit, und in manchen Gegenden einflußreiches Ansehen gewann. Dieses schien nur durch fortwährendes Streiten aufrecht erhalten werden zu können, und zu immer neuem Streit fand sich denn auch die gesuchte Vranlassung; wer ihren Ungestüm tadelte, nur einige Mäßigung empfahl, reizte schon dadurch den pfäffischen Dünkel; er sei weder warm noch kalt, rief man ihm zu, und Glück genug, wenn man nicht alsbald eine Ketzerei an ihm entdeckte. Einige begegneten ihnen mit gleichen Waffen, zu großem Leidwesen Melanchthon's; denn das war Oel in die Flamme gegossen, und Ein Vorwurf oder Schimpf ward mit zehn vergolten, Ein unerwogenes Wort mit Hohn und Spott, selbst das Bestgedachte und Schöngesagte mit Bitterkeit verdreht, gemißdeutet, entstellt. Mit gränzenloser Unverschämtheit, ohne irgend eine Rücksicht auf Personen, Zeiten und Verhältnisse zu nehmen, verwüstete jene Zelotenschar die evangelische Kirche, störte nicht nur den Frieden, sondern auch den besonnenen Ausbau derselben, und lähmte das erwachte wissenschaftliche, wie das christliche Leben. Es bleibt eine traurigmerkwürdige Erscheinung, daß ein Dutzend Schreier ein Vierteljahrhundert lang die Kirche verwüsten, auch manche tüchtige Männer mit fortreißen, alle Friedlichgesinnten fast zur Verzweiflung, die Furchtsamen zum Schweigen bringen, und weithin eine Herrschaft, welche die kaum errungene kirchliche Freiheit zu vernichten drohte, gewinnen konnte. Leicht begreiflich ist's, daß diese Partei gerade gegen Melanchthon und seine Schule (die, wenn sie nicht von jener unaufhörlich gereizt, verstimmt, und in mannichfache Versuchungen geführt worden wäre, wahrscheinlich einen viel günstigern Einfluß gewonnen hätte) ankämpfen mußte; doch wundern möchte man sich, daß nicht ein größerer Kreis gelehrter und unbefangener Männer, die ohne Zweifel im Wesentlichen Eines Sinnes mit ihm waren, fest und entschieden auf seine Seite trat, um den Eiferern wenigstens das Gleichgewicht zu halten. Aber so zügellos war das Toben, Schmähen und Lästern, daß Viele, um sich nicht Angriffen auszusetzen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche ihren gesegneten Einfluß auf die ihnen anvertrauten Gemeinden und den Frieden derselben gefährden konnten, lieber in stiller Verborgenheit, fern vom Kampfplatz, fortwirkten, und harrten, bis das Wetter, das sich so abschreckend entlud, vorüber gezogen sei. Dazu kam, daß allmälig auch bei den Billigen und Gemäßigten, besonders in den interimistischen Streitigkeiten, ein Mißtrauen gegen die Wittenberger, und selbst gegen Melanchthon sich eingeschlichen hatte, ein weit verbreiteter Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit und Aufrichtigkeit, und daß man eben darum sich scheute, mit ihnen gemeine Sache zu machen, selbst wenn man das Unwesen der Gegner aufrichtig mißbilligte. Diese galten nun einmal als die Vertheidiger des echten Lutherthums, und hatten eben darum unter dem Volk und unter den Geistlichen zahlreiche Anhänger.

Unmöglich konnten die Bessergesinnten gleichgiltige Zuschauer eines Kampfes bleiben, welcher immer verwirrender und verderblicher wurde; zu nachdrücklich drang sich ihnen das Bedürfniß des Friedens oder doch eines Vergleichs zwischen den Streitenden auf, als daß es an Versuchen, denselben einzuleiten, hätte fehlen können. Schon im Jahr 1556 bot der treffliche Herzog von Würtemberg, Christoph, verbunden mit dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich II., die Hand dazu, indem er mit jener Vorsicht, die Nichts versäumt, um in einer bedenklichen Angelegenheit einen günstigen Erfolg zu sichern, durch eine besondre Gesandtschaft den herzoglichsächsischen Hof in Weimar zu bestimmen suchte, mit den übrigen evangelischen Fürsten über die Sicherung und mögliche Erweiterung des Religionsfriedens sich zu berathen, zugleich aber, — und dieß scheint sein Hauptzweck gewesen zu sein, — den Streit mit den kursächsischen Theologen beizulegen. Aber dieser Antrag blieb fruchtlos, weil man in Weimar zur Begutachtung desselben Theologen erwählte, welche den Wittenbergern zwar großmüthig die öffentliche Buße erlassen, aber auf keinen Vergleich eingehen wollten, wenn Jene nicht zuvor ein reuiges Bekenntniß ihres Abfalls von der reinen Lehre und des durch sie angerichteten Aergernisses ablegten. Auf solche Bedingung war denn freilich nicht weiter zu unterhandeln, weil man die Angeschuldigten schwerlich zu der Erkenntniß bringen konnte, welche dem gebieterisch geforderten Bekenntniß hätte vorausgehen müssen.

Gleich darauf that ganz unerwartet Flacius selbst mehrere Schritte, einen Vergleich einzuleiten, und ließ Melanchthon

zu einer mündlichen Besprechung einladen. Man hat gemeint, daß dieß nur eine Kriegslist gewesen sei, durch welche der unermüdliche Streiter bei den Fürsten, die an den theologischen Zänkereien sich ärgerten, und, wie er wohl wußte, ernstlich auf eine Beilegung derselben dachten, einen günstigen Schein für sich, eine neue Waffe gegen Melanchthon gewinnen, und alle Schuld der wahrscheinlich fruchtlosen Unterhandlungen auf diesen wälzen wollte; sein früheres und nachfolgendes Benehmen scheint auch diesen Argwohn zu rechtfertigen; gleichwohl ist kein zureichender Grund vorhanden, der billigern Voraussetzung, daß jetzt wirklich ein besseres Gefühl in ihm sich regte, daß seine frühere Achtung und Freundschaft gegen Melanchthon noch einmal sich geltend machte, und daß er jetzt, einmal des Streitens müde, wirklich eine Aussöhnung wünschte, zu widersprechen. Er war allerdings ein hartnäckiger Feind, ein verbitterter Eiferer; aber er müßte auch der elendeste Heuchler gewesen sein, wenn die Gesinnung, welche er damals in mehrern Briefen aussprach, nur als Täuschung betrachtet werden dürfte. Verzeihlich ist es, wenn Melanchthon, eingedenk der bittern Kränkungen und Verfolgungen, die er von diesem Manne erlitten, auch jetzt, ohne gerade ein Gewebe arglistiger Politik bei ihm vorauszusetzen, doch ein unüberwindliches Mißtrauen gegen ihn fühlte, und von demselben bei den eintretenden Verhandlungen sich leiten ließ, besonders weil um eben diese Zeit sich das Gerücht verbreitet hatte, man habe dem Herzog von Meklenburg erklärt, es sei kein Friede unter den Theologen zu hoffen, wenn nicht Melanchthon aus dem Wege geräumt würde. Mocht' auch nur gesagt worden sein, so lange er und Flacius lebe, werde kein Vergleich zu Stande kommen; der Schein der Unfriedfertigkeit, der damit auf ihn fiel, hätte ihn schon kränken können; noch mehr aber mußte jenes Gerücht ihn verstimmen. Und was war auch von einer Unterredung mit Flacius zu hoffen, zumal als dieser die Punkte vorlegte, die nicht etwa als Sätze, über welche man mit einander handeln wolle, sondern recht eigentlich als die Bedingungen des abzuschließenden Friedens erschienen, also, wenn dieser zu Stande kommen sollte, angenommen, eben so gewiß aber von Melanchthon zurückgewiesen werden mußten, weil sie, obwohl schonend, seine angeblichen oder wirklichen Irrthümer berührend, doch mit seiner Ueberzeugung unvereinbar waren, und neben manchen richtigen Grundsätzen, doch zum Theil so verfänglich, zum Theil mit so pfäffischer Anmaßung sich aussprachen, daß eben so

sehr seine bessere Einsicht, als sein reineres Gefühl sie verwerfen mußte? — Es war in der That nicht Mangel an Friedensliebe, oder an Versöhnlichkeit, wohl aber die Furcht, daß diese Friedensunterhandlungen nur neuen Streit gebären möchten, und die Scheu, dem ungestümen Flacius persönlich gegenüber zu stehen, was ihn bewog, dessen Antrag abzulehnen. Er that es so schonend, als möglich; er erklärte sich in der Antwort auf eine sehr gemäßigte und achtungsvolle Zuschrift von Flacius über die Hauptvorwürfe, mit welchen seine Gegner seit mehrern Jahren ihn bestürmt hatten, ohne Rückhalt, gestand mit aufrichtiger Demuth, daß er in seinem Verhalten hinsichtlich des Interim gefehlt, und was den Majoristischen Streit betreffe, die Ausdrücke seines Amtsgenossen, welche denselben veranlaßten, gemißbilligt habe; aber er sprach sich bei aller Vorsicht und Sanftmuth mit einer Würde und Kraft aus, welche ihre Wirkung selbst bei dem harten Widersacher nicht ganz verfehlen konnten.

Flacius unterhandelte nun mit den niedersächsischen Theologen, und bracht' es dahin, daß Mehrere von diesen in Braunschweig sich versammelten, um über neue Vergleichshandlungen sich zu berathen, und dann über Magdeburg, wo damals Flacius sich aufhielt, nach Wittenberg reisten, wo sie am 20. Januar 1557 eintrafen, Mörlin und Chemnitius an ihrer Spitze. Es mochte diesen mit Herstellung des Friedens redlicher Ernst sein; die von ihnen vorgelegten Bedingungen waren wirklich viel milder, als die des Flacius, aber diesen doch noch sehr ähnlich, und wiesen in jedem Fall auf einen Widerruf hin, den Melanchthon, wenn man ihn eines Irrthums überführte, nicht verweigert hätte, den er aber, wenn er nicht seine Ueberzeugung verläugnen und zugleich seine Freunde verdammen wollte, fest entschieden ablehnen mußte. Mehrere Tage dauerten die Unterhandlungen, auf die Flacius, in der Nähe weilend und durch mündliche und schriftliche Mittheilungen der Unterhändler von Allem unterrichtet, mit immer ungestümer werdenden Forderungen und Drohungen störend einwirkte. Melanchthon, an der Möglichkeit verzweifelnd, die alten Streitigkeiten beizulegen, aber um so eifriger bemüht, neue zu verhüten, und wenigstens einen Waffenstillstand herbei zu führen, nahm mehre der ihm vorgelegten Punkte an, bewies die Nothwendigkeit, einige Andere abzuändern, verwarf aber auch noch Andere, welche ihrem Inhalt und ihrer Form nach verwerflich waren, antwortete, als man diese gemäßigt, aber doch nicht unanstößig

gemacht hatte, standhaft ablehnend, aber immer noch die Hand zum Frieden bietend, und überzeugte die Vermittler sowohl, daß es ihm damit Ernst sei, als daß er jetzt mehr sich nicht abdingen lassen werde. Sie hätten sich daran genügen lassen, wenn nicht Flacius mit gewohnter Heftigkeit und Hartnäckigkeit sie bestürmt und überzeugt hätte, daß der Friede noch fern sei. Nachdem sie nun Melanchthon zwei Monate Bedenkzeit gelassen, reisten sie ab, mit dem Gefühl, daß all' ihre Mühe in dieser Angelegenheit fruchtlos geblieben sei, in der That ohne Melanchthon's Schuld *).

Kaum hatten sie Wittenberg verlassen, als dort zwei Abgeordnete des Herzogs Johann Albrecht von Meklenburg eintrafen, um einen ähnlichen Ausgleichungsversuch zu machen, wozu sie mit einer bündigen Instruction ihres Herrn und mit einer Vergleichsformel ausgestattet waren, in der man alle zwischen Melanchthon und seinen Gegnern streitige Punkte sorgfältig entwickelt, aber auch so gestellt hatte, daß ihre Annahme von seiner Seite eine förmliche Verdammung seiner Ueberzeugung in sehr wesentlichen Artikeln gewesen wäre. Er vermied daher mit unverkennbarer Klugheit, auf die Erörterung jener Formel sich einzulassen, und lehnte die Vorschläge des Herzogs auf eine Weise ab, welche ihm zwar unangenehm sein mochte, aber doch keinen Unmuth gegen einen Mann, der eben so aufrichtig den guten Willen des Fürsten anerkannte, als sich zum Frieden unter erträglichen Bedingungen geneigt zeigte, und mit seiner Freimüthigkeit die anspruchsloseste Bescheidenheit verband, erwecken konnte.

Die dringende Nothwendigkeit einer Aussöhnung der Streitenden und einer Vereinigung über die in Frage gestellten Lehren machte sich aber den evangelischen Fürsten noch fühlbarer, als der neue Kaiser Ferdinand auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1557 noch einmal ein Religionsgespräch zwischen katholischen und protestantischen Theologen zur endlichen Beilegung der Kirchentrennung in Antrag brachte. So groß auch die Wahrscheinlichkeit war, daß damit Nichts erreicht werden würde, so ging man doch, um dem geneigten Willen des Kaisers nicht entgegen zu sein, und nicht unfriedlich zu erscheinen, auf den

*) Vollständiger, mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, sind diese und die weitern Friedensverhandlungen dargestellt in Plank's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. 6. Bandes 1. Theil.

Vorschlag ein, entsetzte sich nun aber von Neuem über den offenkundigen Zwiespalt innerhalb der evangelischen Kirche, welcher es fast unmöglich machte, einmüthige Vertheidiger der gereinigten Lehre den Katholischen gegenüber zu stellen, ohne neue Verwickelungen herbei zu führen. Erwählte man sie nun aus Einer der streitenden Parteien, so mußte man des lauten Widerspruchs der Andern gewärtig sein; wollte man aber Keine zurücksetzen, sondern die ausgezeichnetsten Männer aus Jeder zu dem Gespräch abordnen, so war zu fürchten, daß auch dieß Unzufriedenheit und vielleicht während der Handlung mit den Katholischen einen Sturm erregen würde, welcher der gesammten evangelischen Kirche im Angesicht ihrer Gegner eine arge Blöße geben konnte. Es schien also insbesondre darauf anzukommen, daß eine Vereinigung der zwieträchtigen Theologen zu Stande gebracht werde, und dafür verwendete sich abermals der edle Herzog Christoph so eifrig, daß mehrere protestantische Fürsten und Stände, ihre Bedenklichkeiten überwindend, und seinem Andringen nachgebend, sich geneigt erklärten, einige ihrer Theologen zu einem Convent nach Frankfurt zu senden, zum Theil auch sich selbst dabei einzufinden. Im Junius 1557 versammelten sich dort einunddreißig gelehrte Männer, um zunächst über eine Vollmacht und Richtschnur für die zu dem bevorstehenden Religionsgespräch abzuordnenden Sprecher, dann aber auch über die Herstellung der Einigkeit in Lehre und Gebräuchen, und über die Beilegung der ärgerlichen Streitigkeiten sich zu berathen. Man sah wohl voraus, daß ein vollständiger Vergleich nicht zu Stande kommen werde; aber man hoffte doch, ihn so einleiten zu können, daß die Gemüther dafür empfänglicher würden, und daß man das gegenwärtige Aergerniß minderte. Melanchthon war so wenig als Flacius dazu berufen; dieser aber verfehlte nicht, im Voraus gegen Alles, was man wider seine Meinung beschließen möchte, zu protestiren. Die Mehrzahl der Abgeordneten gehörte zu den Gemäßigten, und die wenigen Eiferer unter ihnen konnten nicht das Uebergewicht gewinnen. So vereinigte man sich zu dem von den Fürsten gewünschten und sogleich bestätigten Beschluß, daß man ferner an der Augsburger Confession und deren Apologie standhaft halten wolle, daß ferner die über Lehre und Gebräuche obwaltenden Streitigkeiten von einer zahlreichen Synode ausgewählter protestantischer Theologen entschieden und beigelegt werden, daß man aber indeß alles mündlichen und schriftlichen Zankens und Schmähens sich enthalten solle. Letzteres war freilich nicht

zu erreichen; Flacius bewies alsbald durch die bittersten Angriffe auf diesen Beschluß, wie wenig er geneigt war, sich „Zaum und Gebiß anlegen zu lassen."

Melanchthon, der mit dem Frankfurter Vergleich einverstanden war, mußte nun noch Einmal den für ihn sehr sauern Weg zu einem Religionsgespräch antreten, traf aber, weil die Instruction von dem Kurfürsten August spät ausgefertigt worden, erst am 31. August 1557, da die übrigen Abgeordneten schon versammelt waren, in Worms ein. Indeß hatten die Wortführer der herzoglichsächsischen Theologen, — zum Theil gelehrte Männer, aber zur Partei des Flacius gehörig, und durch eine feindselige Instruction, an welcher dieser den meisten Antheil gehabt, unabweichbar gebunden, bereits angelegentlich dahin gearbeitet, vor dem Beginn des Gesprächs, eine möglichst umfassende und schonungslose Verdammung der abtrünnigen Theologen, der Irrlehrer und Sectirer, zu denen dann insbesondre die Wittenberger gerechnet wurden, zu erpressen. Als Werkzeuge des Flacianischen Geistes legten sie es recht eigentlich zumeist darauf an, Melanchthon zu drücken, wo möglich, gänzlich zu unterdrükken, und ärgerten sich um so mehr über die allgemeine Achtung und Auszeichnung, mit welcher die größere Mehrheit der Versammelten ihm entgegen kam. Seinem Ansehen, seiner überzeugenden Beredtsamkeit gelang es auch, diese zu dem Beschluß zu vereinigen, daß jetzt nicht Zeit und Ort sei, die unter den Evangelischen streitigen Artikel, deren Erörterung und Entscheidung mit recht vollständiger Verdammung der Andersdenkenden, ehe man auf irgend etwas Anderes sich einlassen könne, die Eiferer ungestüm verlangten, in Untersuchung zu ziehen, daß solches vielmehr einer künftigen zahlreicheren Synode protestantischer Theologen vorbehalten bleiben solle. Während nun Jene sich kaum so weit beschwichtigen ließen, daß sie den Beginn des Gesprächs mit den Katholischen nicht gänzlich verhinderten, bot Melanchthon mit großherziger und demüthiger Selbstverläugnung noch Einmal die Hand zur Versöhnung, indem er freiwillig eine Vereinigungsformel*) über sämmtliche von den weimarschen Abgeordneten zur Verdammung vorgelegten Artikel aufsetzte, und auf eine für die Gegner selbst überraschende, alle Billigdenkenden befriedigende Weise die Streitpunkte entwickelte, mehrere Anklagen, die man gegen

*) Formula consensus de articulis quibusdam controversis, scripta Wormatiae a Philipp. Melanchthone anno 1557.

ihn und seine Freunde geltend gemacht hatte, anerkannte, auch gegen mehrere Neuerungen in der evangelischen Lehre sich nachdrücklich erklärte. Mit der ihm eigenen Klugheit, die sich hier wahrhaft bewundernswürdig kund gab, zugleich mit eindringender Klarheit und Umsicht erklärte er sich über Alles, worüber man von ihm Aufschluß begehren durfte, beseitigte jeden Zweifel hinsichtlich seiner treuen Anhänglichkeit an der evangelischen Lehre, berief sich auf die heil. Schrift, auf die ältesten katholischen Bekenntnisse, auf die Augsburger Confession und die schmalkaldischen Artikel, bei denen er standhaft zu verharren versicherte, und bewies sich eben so streng gegen wirkliche Irrlehren, als schonend gegen die, welche durch verfängliche Meinungen Anstoß und Anlaß zu Streitigkeiten gegeben hatten; sich selbst aber schonte er am wenigsten. Es konnte nicht fehlen, daß alle Unbefangene, wie sie schon vorher seine Einsicht und Mäßigung verehrten, ihm jetzt ihre Bewunderung zollten, und dieß konnte ihn trösten und beruhigen, wenn die Flacianer auch jetzt unversöhnlich blieben, ihre Feindseligkeit erneuten, Alles zu verwirren eifrig bemüht waren. Unter dem Schein des Eifers für die evangelische Lehre fröhnten sie niedrigen Leidenschaften, oder gehorchten doch nur den Befehlen ihres fanatischen Anführers, und schienen mehr den Katholischen in die Hände zu arbeiten, als mit ihren evangelischen Brüdern zu gemeinsamer Vertheidigung der gemeinsamen Angelegenheit sich vereinigen zu wollen.

Unter so hoffnungslosen Anzeichen begann am 11. September das Gespräch mit der alten Gegenpartei; den Vorsitz führte der würdige Bischof von Naumburg, Julius von Pflug, dem Michael Helding (Sidonius), Bischof von Merseburg, zur Seite stand; der Wortführer der Protestanten war unser Melanchthon. Von beiden Seiten hegte man kaum eine Hoffnung und nicht einmal das Verlangen, eine Ausgleichung des alten Zwiespalts zu Stande zu bringen, vielmehr nur die Absicht, mit Ehren aus einer Unterhandlung, auf die man nur aus Gefälligkeit gegen den Kaiser eingegangen war, sich heraus zu ziehen, und die Schuld des Mißlingens auf die Gegner zu wälzen. Wenige waren so redlich und so friedlich gesinnt, wie Melanchthon, der auch jetzt mit Ernst und Fleiß, als sei wirklich noch eine gegenseitige Annäherung und Uebereinkunft möglich, die Sache behandelte, und eben so sehr durch seine Mäßigung, wie durch seinen Scharfsinn selbst den störrigen Widersachern Achtung abnöthigte. Er war es auch, der, als die Katholischen der

längern, in den ersten Besprechungen bewiesenen Zurückhaltung überdrüssig, bei der sechsten Zusammenkunft eine Erklärung über die unter den Protestanten selbst entstandene Meinungsverschiedenheit und Parteiung, zugleich eine ausdrückliche Verwerfung derjenigen Irrlehren, die, wenn sie von ihnen nicht bestimmt verdammt würden, die Fortsetzung des Gesprächs unmöglich machten, forderten, den glücklichen Ausweg fand, die arglistige Absicht dieser Forderung dadurch zu vereiteln, daß er für sich und seine Mitstreiter versicherte, man werde im Fortgange des Gesprächs bei jedem einzelnen Artikel über die abweichenden Lehren hinreichend sich zu erklären Veranlassung finden, und die Antwort nicht schuldig bleiben. Aber die beabsichtigte Wirkung dieser wohl erwogenen Erwiederung, welche den Katholischen den Vorwand, das Gespräch abzubrechen und deßhalb die Protestanten anzuklagen, entriß, ward durch den unklugen Eifer der weimarschen Abgeordneten vernichtet. Diese nämlich benutzten eben jene Forderung, ihrem Haß und Groll Luft zu machen, ihren ersten, nie aufgegebenen Plan durchzusetzen; sie drangen darauf, daß man unverzüglich über alle unter den Evangelischen streitigen Punkte im Angesicht der Katholischen sich erkläre, Alle, die von dem evangelischen Bekenntniß abgewichen, ausdrücklich verdamme, und dieselben von den Verhandlungen ausschließe; sie drohten, wenn man darauf nicht eingehe, von den Uebrigen sich loszusagen, ein besonderes Bekenntniß den Katholischen zu übergeben, die fernere Theilnahme an dem Gespräch zu verweigern, und unverzüglich Worms zu verlassen; ja sie waren unklug und thöricht genug, ihre Drohung alsbald und vollständig zu erfüllen, und thaten das Alles mit solcher Oeffentlichkeit und Aufsehen erregender Hast, daß die Katholischen in den seltsamen Fall kamen, zwischen die entzweiten Protestanten als Vermittler einzutreten, aus ihren Händeln aber den meisten Vortheil zogen, und in der Meinung befestigt wurden, daß sie im Schooße ihrer Kirche einen Hafen gefunden, der fest genug wäre, um sie gegen die Stürme zu schützen, welche das wankende Schifflein der neuen Kirche zu zerschellen drohten.

Die kursächsischen, Würtemberger, Pfälzer und andere Theologen erklärten sich bereit, das durch die Weimaraner zerrissene Gespräch auch ohne Jene fortzusetzen, wozu sie ohne Zweifel befugt waren. Aber mit dem besten Scheine des Rechts zogen sich nun die Katholischen zurück, und lehnten es durchaus ab, mit der zurückgebliebenen Mehrheit sich weiter ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zulassen, weil, wie sie klüglich bemerkten, es sehr zweifelhaft geworden, ob diese oder die Abgereisten die eigentlichen Anhänger der Augsburger Confession seien, und weil nothwendig erst entschieden werden müsse, mit Wem sie zu unterhandeln hätten. Vergebens bemühte sich selbst der Kaiser, dem man die eingetretene Unterbrechung berichtet hatte, das Gespräch wieder in Gang zu bringen; es blieb abgebrochen, und die Schuld fiel auf die Protestanten. Ihrem politischen Verhältnisse konnte dieß nun zwar nicht mehr Eintrag thun; aber beklagenswerth war doch immer das gegebene Aergerniß, und der Schatten, welcher gleichzeitig auf die ganze evangelische Kirche fiel, war keineswegs geeignet, Manche, die sich ihr zuneigten, zu gewinnen, oder den Widersachern eine bessere Meinung beizubringen. Einen günstigen Erfolg hatte aber dieses Wormser Religionsgespräch; den nämlich, daß von da an gegen die Flacianer ein Unmuth sich regte, welcher ihren Einfluß minderte, und Bessergesinnte für die mildere Wirksamkeit Melanchthon's empfänglicher machte. Man durfte auch nur die Streitschriften, welche nach diesem Auftritte gewechselt wurden, mit einiger Unbefangenheit lesen, um von dem Zornbrausen der Unheilstifter sich abzuwenden, und den von ihnen Verfolgten, welche auch jetzt noch schonend und versöhnend ihnen begegneten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Melanchthon's Briefe aus dieser Zeit sprechen bald den gerechten Unwillen über die Friedensstörer, bald den tiefsten Schmerz über die Schmach und Zerrüttung der Kirche aus; in den Schriften aber, welche er um diese Zeit zur Abwehr der erneuten Angriffe der Katholischen, namentlich gegen Friedrich Staphylus, der zu ihrer Kirche übergetreten war, gegen Johann a Via und Andere verfaßte*), drücken, bei aller kräftigen Gegenwehr, ein Gefühl von Beschämung aus, ein tiefes Bewußtsein von Blöße, welche die Protestanten durch ihre unwürdigen Streitigkeiten im Angesicht ihrer Widersacher gegeben hatten.

Hätt' es noch zweifelhaft sein können, ob man dem unwürdigen und verderblichen Gezänk der Theologen ferner unthätig zusehen, oder auf irgend eine angemessene Weise ihm Einhalt thun solle, so mußten die beklagenswerthen Vorfälle zu Worms und

*) Responsiones ad criminationes Staphyli et Avii. — Gleichzeitig verfaßte er einen Bericht über das Wormser Gespräch, an den König von Frankreich, Heinrich II.

die unmittelbaren Folgen derselben die evangelischen Fürsten überzeugen, daß man nicht länger säumen dürfe, gegen diesen tiefen Schaden der Kirche durchgreifende Heilmittel anzuwenden. Aber diese zu finden, war schwer; man hatte versucht, einen Waffenstillstand zu bewirken, Schweigen zu gebieten, und das Geschrei war darauf fast ärger geworden. Setzte man sich auch über das Bedenken hinaus, daß die weltliche Macht nicht befugt sei, der gelehrten Forschung und Verhandlung Schranken zu setzen, und daß die Wahrheit auch durch heftige Anfechtungen und scharfe Widersprüche sich durchfechten müsse, wollte man auch nur das zügellose Eifern und Streiten auf den Kanzeln verbieten, so ward theils der Zweck nicht ganz erreicht, indem der Einfluß der Streitschriften auf das Volk, die Erbitterung und der Zwiespalt der Parteien dennoch fortdauerte, theils waren die zarten Gränzlinien zwischen der rechtmäßigen Beschränkung des Gelehrtenzwistes und einem etwa dabei eintretenden Gewissenszwange nicht leicht zu entdecken, und da, abgesehen von der verwerflichen Art, wie der Streit geführt ward, noch immer unentschieden blieb, welche Partei in der Sache Recht habe, so mußten die Fürsten sich doch immer ein Gewissen daraus machen, in den Kampf, durch welchen die Wahrheit erst entschieden werden sollte, hemmend einzugreifen. Dazu waren die weltlichen Herren weder mit sich selbst, noch unter einander einig genug, um sicher und einmüthig zweckdienliche Maßregeln zur Beseitigung des tief empfundenen Uebels zu ergreifen und folgerecht durchzuführen. Und was sollte man wählen? Irgend ein Zwangsmittel war um so weniger zulässig, als dieß doch nur in einigen Ländern angewendet worden wäre, und im Allgemeinen das Uebel nur ärger gemacht hätte. An einen friedlichen Vergleich war bei der fortwährenden Aufregung der Gemüther so wenig zu denken, daß man nicht einmal wagen durfte, die Kämpfer persönlich einander gegenüber zu stellen, und daher selbst den Gedanken an die Berufung einer allgemeinen protestantischen Synode jetzt aufgeben mußte. Am schwersten war den herzoglich sächsischen Theologen, diesen zügellosesten Unruhstiftern, beizukommen; jeder Widerstand, jeder Widerspruch, jede nur scheinbare Begünstigung oder Schonung der von ihnen verfolgten Partei reizte sie nur noch mehr; fast eben so unversöhnlich und den kursächsischen Theologen feind standen ihre Fürsten zu ihrer Vertheidigung bereit; ihnen, als den Eiferern für die Luther'sche Rechtgläubigkeit, waren überall der Theologen Viele und ein großer Theil des Volkes zugethan, und

sie mußten daher in jedem Falle geschont werden. Mit der angeschuldigten, mildern Partei, an deren Spitze Melanchthon stand, durfte man eher fertig zu werden hoffen, obwohl zu ihr auch einige rüstige Streiter gehörten. Es schien also nothwendig, Jener etwas nachzugeben, und sie wo möglich einigermaßen zu beschwichtigen. Dazu vereinigten sich die drei protestantischen Kurfürsten mit dem Herzoge von Würtemberg, dem Landgrafen von Hessen und dem Pfalzgrafen von Zweibrücken auf dem Fürstentage zu Frankfurt am Main im März des Jahres 1558. Es sollte versucht werden, durch eine neue Erklärung, in welcher Alles, was seit geraumer Zeit als Abweichung von der rein evangelischen Lehre gerügt und bestritten worden, ausdrücklich verworfen würde, die Eiferer zufrieden zu stellen, und dadurch Ruhe zu stiften. Mit so wohl verdientem als ehrenvollem Vertrauen ward Melanchthon ausgewählt, eine solche Formel zu verfassen, und wenn diese Wahl unvermeidlich der eifersüchtigen Gegenpartei mißfallen mußte, so schien doch gerade ihr jeder Einwand abgeschnitten zu werden, wenn eben der Mann, den sie am heftigsten der Abweichung von der reinen Lehre anklagte, alle Irrthümer hinsichtlich der streitigen Artikel selbst verwarf, damit auch sich selbst richtete, und seine aufrichtige Rückkehr zur kirchlichen Orthodoxie bezeugte. Wirklich vollzog Melanchthon den empfangenen Auftrag mit einer solchen Unbefangenheit, Mäßigung, Selbstverläugnung und Umsicht, daß die weltlichen und geistlichen Räthe der Fürsten vollkommen befriedigt wurden, und es stimmte eine ähnliche, auf Veranstaltung des Herzogs Christoph von Brenz entworfene Formel, den Artikel vom heil. Abendmahl, der etwas schärfer gefaßt war, ausgenommen, so völlig überein, daß die anwesenden protestantischen Stände kein Bedenken trugen, dieses sein Bekenntniß als ihr eigenes, zugleich als Richtschnur bei ihrem Verhalten hinsichtlich der obwaltenden Streitigkeiten anzunehmen, und dem sogenannten Receß, welcher alle Punkte ihres, bei jenem Fürstentage abgeschlossenen Vertrages enthielt, einverleiben zu lassen, mit der gegenseitigen Zusicherung, daß man Alles anwenden wolle, um auch die übrigen protestantischen Stände zur Annahme dieser Formel, die aber durchaus nicht als ein neues, den älteren Confessionen und namentlich der Augsburger sich gleichstellendes Bekenntniß gelten sollte, zu bewegen. Man konnte wirklich der Hoffnung sich hingeben, daß der Aufsatz Melanchthon's eine Eintrachtsformel sein und den ärgerlichen Fehden ein Ende machen werde, wenn nur die Her-

zöge von Sachsen dafür zu gewinnen wären, wozu man nichts unversucht lassen wollte, und da man auch für den Fall, daß dort alle Bemühungen scheiterten, sich gelobte, wenigstens in den eigenen Ländern an diesem Vergleich fest zu halten, so schien nun doch ein Theil der Kirche zur Eintracht zurück geführt zu sein.

Gleichwohl ward keineswegs die damals freilich noch unzeitige Hoffnung erfüllt. Melanchthon hatte zwar die streitigen Hauptartikel von der Rechtfertigung, von den guten Werken, vom heiligen Abendmahl und von den Adiaphora, in gedrängter Kürze, möglichst klar und befriedigend, aber für jene Streitperiode zu gemäßigt und friedlich dargestellt, die abweichenden Lehren zwar bestimmt, aber nicht nachdrücklich, nicht scharf genug verworfen, und insbesondere die angeblichen oder wirklichen Irrlehrer nicht namentlich verdammt. Der Artikel vom heil. Abendmahl insbesondere war so gestellt, daß er zwar wirklich der Augsburger Confession entsprach, und nichts enthielt, wozu die strengsten Lutheraner sich nicht hätten bekennen dürfen, daß aber doch auch, da eigentlich nur die zwinglische Lehre ausdrücklich verworfen war, die Calvinisten damit einverstanden sein konnten, — und eben eine solche Uebereinstimmung schien Manchen unerträglich, oder doch höchst bedenklich. Darum erschienen denn auch nicht bloß von der Seite, deren Opposition man im voraus gefürchtet hatte, sondern auch aus anderen Gegenden, wider die Annahme des freundlich empfohlenen Frankfurter Recesses unerwartet viele Einwendungen, in denen denn auch besonders gerügt ward, daß weltliche Herren sich angemaßt hätten, in kirchlichen und Religionssachen eigenmächtig zu verfahren und ohne Mitwirkung von Theologen eine Glaubensregel aufzustellen, die Gewissen der Geistlichen durch Unterwerfung unter die Entscheidung der Consistorien zu binden, und alle theologischen, besonders die Streitschriften, einer Censur zu unterwerfen, welche das geistliche Strafamt ungebührlich beschränken möchte. Die mecklenburgschen, pommerschen und magdeburgschen Theologen wurden in ihrem Eifer wider den Receß von den herzoglich sächsischen weit übertroffen. Flacius und Amsdorf traten gleichzeitig mit heftigen Gegenschriften wider „das neue samaritanische Interim", wie Jener den Melanchthonschen Aufsatz zu nennen beliebte, auf, und selbst der Herzog Johann Friedrich ließ sich verleiten, nicht nur eine recht heftige „Recusation" des Recesses öffentlich bekannt zu machen, sondern auch einen Convent der orthodoxen Theologen einzuleiten,

um durch denselben die entschiedenste Verdammung der Gegenpartei und eine völlige Ausschließung derselben aus der Kirchengemeinschaft zu bewirken. Zum Glück mußt' er diesen Plan fallen lassen, weil es Andern doch bedenklich schien, darauf einzugehen. Melanchthon antwortete auf alle diese neuen Angriffe und Kränkungen zunächst nur durch Hinweisung auf den angefochtenen Aufsatz selbst, der schnell genug durch ganz Deutschland bekannt ward*). Man legte es ihm aber nahe genug, auch gegen die so genannte Recusationsschrift sich zu verantworten, und er sprach sich nun mit unerwartetem Nachdruck, ja heftiger aus, als man es an ihm gewohnt war**). Der herzogliche Hof und seine Theologen bereiteten indeß einen härtern Schlag, der den greisen Verfolgten allerdings empfindlich traf, aber ihm auch Gelegenheit gab, noch in den letzten Monaten seines Lebens ein würdiges Zeugniß seines Glaubens und seiner Gesinnung abzulegen. Im Jahre 1559 erschien jene schon erwähnte weimarsche Confutationsschrift, in welcher alle wirkliche und angebliche Abweichungen von der lutherschen Lehre recht umständlich und nachdrücklich verdammt waren. Darauf durfte Melanchthon nicht schweigen; aber seine (in der zweiten Hälfte des J. 1559 erschienene) „Antwort auf das Buch der Weimarschen Confutationsschrift, — an den Churfürsten Augustum," war eine Rechtfertigungsschrift, in der zwar das bittere Gefühl unschuldig erlittener Kränkung sich oft lebhaft äußert, die Streitpunkte aber mit solcher Besonnenheit und Klugheit entwickelt sind, daß bei Unbefangenen kaum ein Zweifel entstehen konnte, auf welcher Seite mehr reine Erkenntniß und christliche Gesinnung sei.

Um dieselbe Zeit traf ihn noch eine Kränkung von einer Seite her, von der er sie am wenigsten erwartet hatte. Sein alter Freund Johann Brenz fand sich, vielleicht durch die pfälzischen Abendmahlsstreitigkeiten, veranlaßt, die lutherische Abendmahlslehre mit ihren schärfsten Unterscheidungsmerkmalen in ei-

*) Artikel, derer sich die Churfürsten und Fürsten auf dem Wahltage zu Frankfurt am Main verglichen, welche Illyricus das Samaritanische Interim genennet, und darwider geschrieben hat. Gestellet von Phil. Melanchthon 1558.

**) Antwort Philipp Melanchthon's auf die Weimarische Schrift wider die Frankfurtischen Artikel, 1558. — In einem ganz andern Ton sprach er in der „Antwort auf des Raths zu Nürnberg Frage von den Frankfurter Artikeln," 1558.

nem besondern Bekenntniß aufzustellen, und eine Synode der Würtemberger Geistlichkeit bestätigte dasselbe im December 1559. Durch diese Confession ward auch Melanchthon's Rechtgläubigkeit, so wie die aller ihm gleich gesinnten Theologen, verdächtigt; ja, wenn die dort ausgesprochene Abendmahlslehre allein die rechtgläubige sein sollte, so erschien er in der That als ein Abtrünniger, da er keineswegs mit allen Bestimmungen derselben einverstanden war. Schon dem Grabe zuwankend, hielt er für Pflicht, noch einmal den Kampfplatz zu betreten, den er gern gemieden hätte. In dem (1559 erschienenen) Auszuge aus seinen Vorlesungen über den Brief an die Kolosser hatte er bereits die Lehre von der Person Christi so behandelt, daß es offenkundig geworden, welche Bedenken er gegen die nun auch von Brenz entwickelte Auffassungsweise der Lehre von der Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl hege. Bestimmter, als je zuvor, erklärte er in seiner Antwort auf die Würtemberger Confession*) seine Ansicht, und obwohl man diese dennoch auch jetzt nicht ganz zu durchschauen vermochte, indem er vornehmlich nur zu zeigen bemüht war, daß jene Confession, so wie die Lehre der Papisten und Anderer, weder mit der heiligen Schrift, noch mit den Schriften der älteren Kirchenlehrer übereinstimme, so würde sie ihm doch neue Händel zugezogen haben, wenn er nicht bald nachher denselben entnommen worden wäre.

Einigermaßen hätten seine Gegner nun wohl durch seine gründliche und kräftige Streitschrift**) wider die Artikel, in welchen die Baierischen Mönche —, denn sie waren die Häupter und Führer des in ihrem Lande wider die eindringenden Ketzereien errichteten Inquisitionsgerichts, — einen neuen Angriff auf die evangelische Lehre und Kirchenordnung gewagt hatten, versöhnt werden können; denn sie kämpfte wacker für die angefochtene Kirche, und bezeugte seine treue Anhänglichkeit an dieselbe; aber man war jetzt mehr gegen ihn und seine Schule, als gegen die Papisten erhitzt, mit denen man nun einen ernstlichen Kampf zu bestehen für überflüssig hielt, und man nahm

*) Responsio ad decretum Abbatum Würtembergensium, 1560.

**) Responsiones ad impios Articulos Bavaricae inquisitionis, scriptae a Ph. Mel. 1559. — Die kürzere und weniger strenge deutsche Ausgabe: „Ueber die Baierschen Artikel;" erschien in demselben Jahre. Melanchthon pflegte diese Schrift sein Testament zu nennen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

selbst an dieser Schrift Anstoß, weil er zum Schluß derselben sehr nachdrücklich die Hypothesen, mit welchen man eine leibliche Allgegenwart Christi zu stützen suchte, die dabei Statt findende Begriffsverwirrung und Erneuung alter Irrthümer gerügt hatte. Es dient dieß aber zum Beweis, daß er, so sehr er des Streites müde war, doch keineswegs seine Ruhe und Bequemlichkeit mehr liebte als die Wahrheit.

Wie tief auch das Verlangen nach Ruhe in seiner Seele lag, er hatte die Hoffnung aufgegeben, sie auf Erden zu finden, das Ende der Streitigkeiten, die sein Alter verbitterten, noch zu erleben. An der Möglichkeit verzweifelnd, durch irgend eine noch so kluge und wohlmeinend ersonnene Maßregel die theologischen Parteien zu versöhnen und zu vereinigen, setzte er all sein Vertrauen auf Gott, der, wie er standhaft glaubte, seine Kirche erretten werde aus ihren Anfechtungen und Nöthen. Jetzt erwartete er auch von einer allgemeinen protestantischen Synode, die ihm früher bisweilen zur Friedensvermittelung geeignet erschienen, keinen günstigen Erfolg, und obwohl er sie nicht ganz verwerfen wollte, damit man nicht meine, er fürchte ihre Entscheidung, so zeigte er doch schon in einem zu Anfang des Jahres 1558 auf Verlangen des Herzogs von Würtemberg ausgestellten Gutachten, mit welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten man zu kämpfen haben würde, wenn man einen Versuch der Art machen wolle. Obwohl nun auch Brenz gleiche Bedenken sehr bestimmt geäußert hatte, so kam doch der fromme Herzog, dem die Herstellung des Kirchenfriedens sehr am Herzen lag, immer wieder auf das einzige noch unversuchte Mittel, die Streitigkeiten beizulegen, zurück; Melanchthon aber konnte auch in einem zweiten, von ihm geforderten Gutachten, welches er im December 1559 aufstellte*), keine günstigere Ansicht aussprechen; er zeigte, wie schwer es sein werde, eine entscheidende Stimmenmehrheit zu gewinnen, wie viel schwerer, die Unterwerfung unter dieselbe bei der Minderzahl zu bewirken, wobei er gewiß auch nicht verkannte, daß die Protestanten, wenn sie nicht ihre im Kampf mit den Katholischen ausgesprochenen Grundsätze verläugnen wollten, überhaupt einer Stimmenmehrheit in Glaubenssachen kein entscheidendes Ansehen beimessen konnten. Wirklich gab man den gefährlichen Plan endlich ganz auf, wozu Me-

*) Bedenken auf der Fürsten Deliberation vom Synodo und von Bündnissen. 18. December 1559.

lanchthon's Bedenken — Eins seiner letzten,*) — am meisten beigetragen hatte.

So stürmisch und viel angefochten war das öffentliche Leben eines der eifrigsten und tüchtigsten Lehrer der evangelischen Wahrheit, und auch das häusliche hatte, zumal am Abend seines Lebens, mit so vielen Prüfungen zu kämpfen, daß man um so mehr den gelehrten Fleiß und gemeinnützigen Eifer bewundern muß, der unter den widerwärtigsten Verhältnissen und unter beständigen Bedrängnissen mehr leistete, als mancher andere rüstige Mann unter den günstigsten Umständen. Die Menge und Gediegenheit seiner Gutachten, abgenöthigten Streitschriften, Reden, Vorreden und Briefe, die er auch in diesen letzten trüben Jahren verfaßte, erregt in der That Erstaunen, wenn man erwägt, wie wenig Muße und Ruhe ihm dazu vergönnt war; es gehörte ein ungemein regsamer und thätiger Geist dazu, um dabei auch noch Stunden zu gewinnen, in denen er lateinische Gedichte, besonders so genannte Epigramme, aber von größerem Umfange, verfaßte, obwohl er nicht mit reichem poetischen Talent begabt, und mehr zur Reflexion, als zur Hingebung in die Gebilde der Phantasie geneigt war. Es können hier nicht alle Schriften, die er, gedrungen durch die mannichfachen theologischen Streitigkeiten, ausarbeitete, aufgeführt werden; aber einige andere, in denen auf friedlichere Veranlassung sein Geist und seine Gesinnung freier sich aussprach, dürfen nicht unerwähnt bleiben. So legt sein „Bedenken von Freistellung der Religion", welches bei dem Reichstage zu Augsburg im J. 1555 übergeben ward, ein klares Zeugniß sowohl von seiner Freimüthigkeit, als von seiner Unbefangenheit ab. Im folgenden Jahre beantwortete er in gedrängter Kürze gründlich, unumwunden und klar die „Fragen von eilf streitigen Religionsartikeln", welche der wohlgesinnte König Maximilian II., Kaiser Ferdinands Sohn, durch seinen Hofprediger ihm hatte zustellen lassen. Er beschränkte aber seine gelehrte Thätigkeit nicht auf die Theologie, obwohl diese ihn am meisten in Anspruch nahm. Wie er nie abließ, zu seiner Erholung und Belehrung

*) Sein letztes Gutachten „vom Unterschied des Kirchenamts und weltlicher Obrigkeit," oder „Fragstücke von kaiserlicher und bischöflicher Gewalt," — auch vom Jahre 1559, ward durch den kecken Widerspruch des Papstes gegen Ferdinands Annahme der Kaiserkrone veranlaßt, und bestritt noch einmal kräftig die päpstliche Anmaßung.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die griechischen und römischen Klassiker zu lesen und zu durchforschen — mit welchem Erfolg, zeigen seine Schriften in Inhalt und Form, wobei man sich bisweilen kaum bergen kann, daß sie mit philologischer Gelehrsamkeit fast überladen sind, — so erklärte er die Alten auch in seinen Vorlesungen mit Liebe und Fleiß, und lieferte mehrere gründliche Commentare zu den so genannten Profanscribenten. Im Jahre 1558, da, wie wir wissen, Sorgen und Arbeiten ihn bedrängten, vollendete er den ersten, und im Jahre 1560, kurz vor seinem Tode, den zweiten Theil seines reichhaltigen, wohl geordneten, für jene Zeit sehr zweckmäßigen Geschichtswerkes: „Chronicon Carionis", und beschloß damit als Greis seine schriftstellerische Laufbahn in derselben Weise, in welcher er sie als Jüngling in Tübingen bei Umarbeitung der Chronik des Nauclerus begonnen hatte. Er selbst dachte von dieser fleißigen und verdienstlichen Arbeit, wie von Allem, was er leistete, sehr bescheiden. „Ich habe" (schrieb er einem Freunde), „um der Jünglinge willen, in meinen Vorträgen die Reihe der alten Reiche wiederholt, deren Darstellung für jenes Alter gewiß sehr nützlich ist. Möchte mir nur zur Ausführung der Erzählungen selbst mehr Zeit und Beredtsamkeit zu Theil geworden sein! Ich hoffe aber, daß Andere, sowohl Glücklichere, als Beredtere, durch dieses Beispiel gereizt, Besseres schreiben werden." — Sein Name war so weit hin berühmt geworden, daß man ihn nicht nur in allen evangelischen und römisch-katholischen Ländern Europa's mit Achtung nannte, sondern auch selbst in der griechischen Kirche auf ihn aufmerksam ward. Im J. 1559 kam ein Greis aus Cäsarea in Kappadocien nach Wittenberg, und bat ihn um Beiträge zur Loskaufung seiner Söhne, die in türkische Gefangenschaft gerathen waren. Ihm folgte der Diakonus an der Kirche zu Konstantinopel, Demetrius Mysus, Ueberbringer eines Briefes des Patriarchen Joasaph II., und weilte mehrere Monate bei Melanchthon, um den Zustand der evangelischen Kirche genau kennen zu lernen. Bei seiner Abreise übergab ihm sein freundlicher Wirth einen griechischen Brief an den Patriarchen, und fügte eine von ihm überarbeitete griechische Uebersetzung der Augsburger Confession bei. Jener Brief ist auch ein Beweis, wie lebendig seine Theilnahme an den Angelegenheiten der Christenheit, und wie zärtlich seine Sorge um den guten Ruf der evangelischen Kirche war.

Den besten Theil seiner Zeit und seiner Kraft widmete er

Dem, was er als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete, der Entwickelung und Ausbreitung der gereinigten Lehre, vornehmlich durch Anleitung zu richtiger Schriftauslegung. Seine Commentare über die Geneſis, über mehrere Propheten, über die Pſalmen, die Sprüche und den Prediger Salomonis, über die Evangelien des Matthäus und Johannes, beſonders die umſtändlichern über die Briefe an die Römer (in mehreren verbeſſerten Ausgaben), Korinther, Koloſſer und an den Timotheus, enthalten reiche Schätze gründlicher Gelehrſamkeit und gläubiger Erkenntniß; ſie haben folgereich mitgewirkt, die Regeln richtiger Auslegungskunſt zu empfehlen und tiefes Schriftverſtändniß zu befördern. Dabei wies er immer auch auf das fleißige Studium der Kirchenväter hin, und begünſtigte dasſelbe durch ſein einflußreiches Beiſpiel. Was er ſchon in ſeinen Jugendjahren für die wiſſenſchaftliche Geſtaltung der Glaubenslehre durch ſeinen Grundriß derſelben („Hauptartikel chriſtlicher Lehre", oder loci theologici) geleiſtet hatte, das erweiterte und vervollkommnete er durch die fortſchreitenden Verbeſſerungen dieſes trefflichen Werkes, durch ſorgfältige Behandlung einzelner Glaubenslehren, und durch Einführung einer beſſern theologiſchen Methode. Seine Anleitung für Jünger der Theologie*) entſprach dem damaligen Bedürfniß, und war ein ſicherer Wegweiſer; in mehreren anderen Schriften, die meiſt ſeiner frühern Zeit angehören**), zeigt er, welche vielſeitige Bildung der echte Theolog ſich aneignen müſſe, und ging auch in der Hinſicht mit ſeinem Beiſpiele voran, indem er ſelbſt durch vertraute Bekanntſchaft mit der Philoſophie, Phyſik und Jurisprudenz ſich auszeichnete. Wie hoch er den Werth und die Wirkſamkeit des geiſtlichen Amtes anſchlug, zeigen viele ſeiner Schriften, beſonders ſeine Rede von den Pflichten der Pfarrer***). Er empfahl und lehrte eine beſſere Predigtweiſe, und ertheilte dazu eine kurze, keineswegs vollſtändige, aber doch

*) Brevis discendae theologiae ratio. 1530. — De dignitate studior. theolog. 1537. — De studio theologiae. 1539. —

**) De studio artium discend. 1524. — De ordine discendi. 1531. — De utilitate philosophiae. 1536. — De studiis litterarum non deserendis. 1548. — De studiis linguae graec. — De studiis linguae hebr. 1549. — De stud. veteris philosophiae. 1557. — u. a. m. —

***) Oratio de officio eorum qui sunt in ministerio Evangelii. 1545.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lehrreiche Anleitung*), — gründlicher, mit Hinweisung auf die classischen Redner in seiner „Rhetorik", die zuerst im Jahre 1519, zum zweiten Male 1521, dann 1531, und nachher öfter, immer verbessert, erschien.

Er selbst konnte sich nie entschließen, ein geistliches Amt anzunehmen, oder auch nur eine Predigt zu halten, obwohl Luther in frühern Jahren ihn oft dazu antrieb und ermunterte; ihn hinderte daran nicht nur sein ungünstiges Sprachorgan, sondern auch eine natürliche Schüchternheit, die er wohl bei seinen Vorlesungen und akademischen Reden in langer und mannichfacher Gewöhnung weniger empfand, aber wenn er zu dem Volke reden sollte, nie überwinden konnte. Er arbeitete zwar Predigten aus, jedoch nur für Andere, die etwa bei einer feierlichen Gelegenheit ein Meisterstück der Beredtsamkeit liefern wollten. Um aber auch in dieser Hinsicht zu wirken, so viel er vermochte, verfaßte er nicht nur eine sehr empfehlungswerthe Erklärung der kirchlichen Perikopen, sondern hielt auch über dieselben für die Studierenden in seinem Hörsaale besondere Vorträge, aus welchen die seinen Namen tragende Postille entstanden ist.

Einen bewundernswürdig gewissenhaften Fleiß wendete er auf seine Vorlesungen, welche einen großen Theil der Theologie, besonders neutestamentliche Exegese, aber auch Philosophie, Geschichte, Archäologie und Sprachkunde umfaßten. Täglich lehrte er öffentlich mindestens zwei, aber auch wohl vier Stunden lang, und bereitete sich bis ins späte Alter jedes Mal sorgfältig darauf vor. Durch diese mündlichen Vorträge vornehmlich ward er der „Lehrer Deutschlands", um so mehr, als er in ruhigen Zeiten selten unter funfzehnhundert, öfter an dreitausend Zuhörer hatte, und diese durch seine tief eingreifende, klare überzeugende Darstellungsweise, zugleich durch väterliche Ermahnungen anzuziehen, Viele für das wissenschaftliche Studium wahrhaft zu begeistern wußte. Einen großen Kreis seiner Zuhörer würdigte er auch seines vertraulichen Umganges und besonderer Leitung; sein Haus, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek stand Allen offen, und manche Stunde, die er gern wichtigen Arbeiten gewidmet hätte, entriß ihm die Zudringlichkeit seiner jungen Freunde, oder die Menge von Fremden, die oft nur, um ihn zu sehen und

*) Ratio brevis sacrarum concionum tractandarum (wahrscheinlich von Einem seiner Freunde verfaßt, und von ihm nur überarbeitet).

zu sprechen, nach Wittenberg kamen, und bei ihm stets die freundlichste Aufnahme fanden.

Dabei verschmähte er nicht ganz heitere gesellige Kreise und wußte immer noch Zeit zum stillen Umgang mit seiner Familie und mit seinen vertrauten Freunden zu gewinnen. Er beschäftigte sich gern und viel mit seinen Kindern, unterrichtete sie, scherzte mit ihnen, und fand darin eine Erholung, die er in spätern Jahren oft schmerzlich vermißte. Ein angesehener französischer Gelehrter, der dem Verlangen, den berühmten Mann in seinem Hause zu sehen, nicht widerstehen konnte, fand ihn an der Wiege seines Kindes sitzend, mit der einen Hand diese bewegend, mit der andern ein Buch haltend, und konnte sein Erstaunen darüber nicht bergen. Da sprach Melanchthon zu ihm von den Pflichten des Hausvaters und von der Gnade der Kinder, so innig und lebhaft, daß der Fremde besser belehrt und mit erhöhter Achtung gegen diesen christlichen Weisen erfüllt ward. Seine Hausgenossen ließ er gern fröhlich sein, und horchte, selbst wenn er in tiefe Gedanken versunken war, theilnehmend auf, wenn ein sinniger Einfall, ein heiterer Scherz, irgend ein munteres Wort, oder ein fröhliches Lied sich vernehmen ließ; aber wie er selbst nie etwas Unsittliches oder Unnützes sprach, so durfte der jugendliche Muthwille in seiner Gegenwart zwar ohne ängstlichen Rückhalt sich äußern, aber nie etwas Unziemliches sich erlauben. Auch wenn er zu Jemand geladen war, oder Freunde um seinen Tisch versammelt hatte, gab er gern heitern Gesprächen und witzigen Einfällen Raum, stimmte auch selbst bisweilen scherzhaft ein und wußte mit feiner Ironie und Satyre, die aber nie wehethun wollte, die Unterhaltung zu beleben. Er war glücklich, wenn er Andern eine Freude machen konnte; selbst von Kummer gedrückt, trübte er nie gern die Heiterkeit seiner Gefährten; es that ihm Leid, wenn man Gaben und Genüsse, die er als Zeichen der Vaterliebe Gottes zu betrachten gewohnt war, kalt und gleichgiltig aufnahm*).

*) Als er einst vorzüglich guten Wein, der ihm geschenkt worden, seinen Gästen vorsetzte, und Einer derselben auf die Frage: wie er den Wein finde? trocken antwortete: Er ist nicht schlecht! entgegnete er mit leisem Unmuthe: „Ei, so muß man guten Wein nicht loben!“ — Ein anderes Mal erwiederte er einem Bekannten, der, erfreut, ihn bei sich zu sehen, lange beklagte und entschuldigte, daß er in der Eile nicht mehr habe anschaffen können: „Eure Entschuldigung ist wahrlich größer als mein Magen; wäre der Appetit überall so groß, wie Ihr zu meinen scheint, so müßte der liebe Gott in dieser Welt sehr viel anschaffen!“ —

Es setzt eine sehr sorgfältige Zeiteintheilung und eine sehr geregelte Lebensweise voraus, wenn ein so vielfach in Anspruch genommener, mit Geschäften überladener, und dabei streng gewissenhafter und pflichtgetreuer Mann auch noch Muße zu geselligem Umgange fand. In der That waren die Stunden der Arbeit und der Ruhe bei ihm so vertheilt, daß eine der andern keinen Eintrag that. Seinen Studien und der Abfassung gelehrter Werke, Reden und Gutachten waren die frühen Morgenstunden gewidmet; bald nach Mitternacht stand er auf, eilte an seinen Schreibtisch, und arbeitete, wenn nicht unabweisbare Unterbrechungen kamen, beharrlich fort, bis seine Vorlesungen begannen. Nach dem Mittagsessen beantwortete er Briefe, die ihm viel Zeit kosteten und nicht selten gelehrte Abhandlungen waren; im spätern Alter vergönnte er sich eine kurze Mittagsruhe, aber niemals viele Bewegung, die ihm seine körlichen Leiden erleichtert haben würde. Um recht früh an die Arbeit zu kommen, vermied er in den letzten Tagesstunden Anstrengung und Aufregung, ging bald nach dem sehr mäßigen Abendessen zur Ruhe, und ließ häufig später eingehende Briefe bis zum folgenden Tage uneröffnet, damit sein kurzer Schlaf, den er ohnehin bei seiner Kränklichkeit und unter vielen Bekümmernissen oft entbehren mußte, nicht gestört und die Munterkeit zum neuen Tagewerke nicht verhindert werde*). Allen üppigen Genüssen war er feind; mit Allem zufrieden, was ihm vorgesetzt ward, nicht ekel noch lecker in der Wahl der Speisen, verschmähte er nur die kostbaren und sehr gewürzten; die einfachste Kost war ihm die liebste; Fleisch genoß er nur wenig, und hielt Gemüse, Eier, auch Fische für gesünder. Gern erquickte er sich mit einem Glase Wein, hielt sich aber dabei stets in den Schranken der strengsten Mäßigkeit.

In seinem Hausstande war er oft bedrängt. So wenig als um Beifall der Welt, um Ansehen und Ruhm, mühte er sich um zeitliche Güter. „Mein Theil sei Arbeit; mag am Gelde Ueberfluß haben, wem es gefällt;“ erwiederte er, wenn man ihn ermahnte, einiges Vermögen aufzusparen. Es eröffneten sich ihm viele Aussichten und Wege, zu größerm Wohlstande zu gelangen; er verschmähte sie; lieber wollt' er an Dem, was er hatte, sich genügen lassen und damit wohlthun, so viel er vermochte, als

*) „Kann ich groß ohne Sorgen zu Bette gehen, so kann ich groß mit Sorgen aufstehen!“ äußerte er.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schätze sammeln und sein Herz damit belasten. In der That war er, obwohl in andern Dingen sehr zu Sorgen und Bekümmerniſſen geneigt, am wenigſten um das Zeitliche bekümmert, vielmehr darin allzu ſorglos und nachläſſig, und da ſeiner Gattinn derſelbe Fehler eigen war, ſo geriethen ſie nicht ſelten in häusliche Verlegenheit. Dieſe würde noch häufiger und größer geworden ſein, wofern nicht ſein treuer Johann den Hausſtand beſorgt, die Rechnung geführt, einige Ordnung erhalten, und manchmal, wenn Melanchthon durch Mildthätigkeit ſeine Kaſſe ganz zu leeren geneigt war, den Vorrath verheimlicht hätte. Wenn alles Geld erſchöpft war, nahm er wohl ſeine Becher und andres Silbergeſchirr, und trug es zu einem Kaufmann, unbekümmert, ob er den wahren Werth dafür erhielt. Gehaltsverbeſſerungen lehnte er mehrmals ab und wandte ſie lieber Andern zu, die ihm bedürftiger ſchienen, oder würdiger, oder eifriger darum ſich mühten. Doch hätte er bei ſeinem für jene Zeit hinreichenden Einkommen nie Mangel empfunden, zumal von allen Seiten Geſchenke, oft ſehr anſehnliche, ihm zuſtrömten, wenn ſein Hausweſen beſſer geordnet, und er ſelbſt nicht allzu freigebig und gegen Hab' und Gut gleichgiltig geweſen wäre. Für ſich ſelbſt bedurft' er wenig; denn ſo ſehr er Bücher liebte, und ſo gern er ſie ſammelte, ſo erhielt er doch viele ohne Aufwand, weil Viele eine Freude daran fanden, ihm, was er wünſchte, mitzutheilen; in ſeiner Kleidung war er eben ſo einfach, wie in ſeiner Nahrung; jene behielt immer dieſelbe Form; es war ein weites, bis auf die Füße herab gehendes, den ganzen Körper verhüllendes Obergewand, in Geſtalt eines Pfarrrockes, mit langen Aermeln; von gemeinem Stoff; einen feinern zu wählen ließ er ſich nie bewegen; nur eines nicht zu koſtbaren Pelzwerks bediente er ſich gern, weil er meinte, ſeinen Körper warm halten zu müſſen. Da aber ſein Zimmer ſtets und Allen offen ſtand, und Geld, Bücher, Schriften, Briefe, deren täglich viele einliefen, offen und ungeordnet umher lagen, ſo ward ihm Vieles entfremdet. Er beachtete das nicht, und beklagte ſich kaum, wenn er einmal Etwas vermißte. Seine Mildthätigkeit und Freigebigkeit kannte keine Gränzen; lieber verſchwendete er reiche Gaben an Unwürdige oder Unbedürftige, als daß er irgend Einem, der bei ihm Hilfe ſuchte, oder dem er eine Freude machen konnte, Etwas verſagt hätte. Es wurden ihm viele goldene und ſilberne Münzen und Medaillen, alte und neue, oft koſtbare und ſeltene, von ſeinen Gönnern, Verehrern und Freunden geſchenkt; der Erſte, der

nach dem Empfange zu ihm kam und einiges Gefallen daran zu haben schien, empfing sie; er erinnerte sich dankbar, wer sie ihm, aber er vergaß schnell, wem er sie mitgetheilt hatte. Als er einst seinem treuen Camerarius Einige darbot, und dieser sich weigerte, sie anzunehmen, rief er: „Nimmst Du sie nicht, so lässest Du sie einem Andern." Als er dann wieder mehrere werthvolle Stücke beisammen hatte und merkte, daß dieselben einem habsüchtigen Manne, dem er sie freundlich zeigte, sehr gefielen, hieß er ihn sich auswählen, welche er wollte. Der aber sprach wählend: „Ich möchte sie wohl Alle haben!" Melanchthon, obwohl etwas von der unverschämten Forderung verletzt, überließ sie ihm doch wirklich ohne Vorbehalt, und äußerte nachher ohne Bedauern: So habe er doch die Begier des unbescheidenen Beschauers gesättigt! — Weil seine Freigebigkeit meist größer als sein Vermögen war, so hinterließ er auch den Seinigen fast Nichts, als einen ehrenvollen Namen.

Ein solcher Mann konnte nimmer durch Das, was Viele als den lieblichsten Gewinn erstreben, gereizt und verlockt werden. Weder Ehrenstellen noch Geld hatten eine Gewalt über sein Herz; der Schmeichelei war er eben so unzugänglich, als irgend einer Art von Bestechung; er begriff nicht, wie es möglich sei, lediglich um des eignen Vortheils oder um vergänglicher Ehre willen seine Ueberzeugung zu verläugnen, oder Andern wehe zu thun. Er freute sich wohl, wenn achtbare Männer mit seinen Leistungen zufrieden waren; er selbst aber genügte sich nie ganz. Wenige berühmte Gelehrte haben bei so reichen und mannichfachen Kenntnissen, bei so hohem Ansehen und weithin wirkendem Einfluß eine solche Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und echte Demuth sich bewahrt, wie er. Unbestritten Einer der ersten Theologen seiner Zeit, ließ er sich doch nie bewegen, die Doctorwürde anzunehmen; er zog es vor, der Magister Philippus zu bleiben, und begehrte nie einen andern Titel oder Rang. Selbst seine erbittertsten Feinde wagten nie im Ernst, der Nachgiebigkeit, um deren willen sie ihn anklagten und verfolgten, ehrgeizige Beweggründe unterzuschieben. Zutraulich und offen, nicht selten zu seinem großen Nachtheil, redlich und ohne Falsch, streng gegen sich selbst, mild gegen Andere, gab er sich immer gern so, wie er war; viele schmerzliche Erfahrungen, die auf seine Gemüthsstimmung einwirkten, machten ihn allmälig etwas zurückhaltender und vorsichtiger; aber es kostete ihm noch immer viele Selbstüberwindung, wenn er seine wahre Meinung zu verbergen für

nöthig hielt. Dazu konnte nur seine in langen und schweren Anfechtungen, Kämpfen, Verfolgungen nicht geminderte, sondern stärker, sehnsüchtiger, dringender werdende Friedensliebe ihn bewegen, und diese bleibt in jedem Fall ehrenwerth, wenn man auch wünschen möchte, daß er ihr bisweilen, wo nur durch offenen Kampf die Wahrheit den Sieg gewinnen konnte, weniger nachgegeben hätte. Sein ganzes Wesen rechtfertigt ihn gegen den Verdacht, daß er jemals, wenn er als Friedensvermittler auftrat, das Seine gesucht habe, von Furcht oder Hoffnung hinsichtlich seiner Person bewegt worden sei.

Seine Sorglichkeit und Aengstlichkeit, seine anhaltende Furcht vor der Zukunft, sein immer erneutes Klagen und Jammern trübt allerdings das edle Bild des frommen Mannes und Streiters Christi; man darf aber dabei nie den krankhaften Zustand vergessen, mit welchem er zu kämpfen hatte, ohne ihn je ganz überwinden zu können. Die vielgestaltige peinliche Krankheit der Gelehrten, Hypochondrie genannt, hatte schon früh in seinem Körper sich festgesetzt und konnte durch leibliche Arzneien um so weniger beseitigt werden, als er zu denselben kein Vertrauen faßte, vielmehr einen Widerwillen gegen sie hegte, und überdieß die geistigen Aufregungen und Anspannung, die sitzende Lebensweise, durch welche das empfindliche Uebel genährt wird, nicht zu vermeiden vermochte. Nur der Gebrauch der Eberwurzel gewährte ihm von Zeit zu Zeit einige Erleichterung; aber gehoben ward die Krankheit, die sich mit seiner ganzen Natur verwebt hatte, niemals. Wer selbst einmal auf ähnliche Weise angefochten worden ist, oder auch nur einen solchen Leidenden theilnehmend beobachtet hat, der weiß, welche unüberwindliche, zu Zeiten fast bis zum Wahnsinn oder Tiefsinn sich steigernde Beängstigungen und Peinigungen, welche nicht zu beschwichtigende Unruhe, welche düstere Vorstellungen zu dem leiblichen Mißbehagen sich gesellen. Melanchthon selbst hat in mehreren Stellen seiner Schriften die Qualen eines solchen Angefochtenen, die er ohne Uebertreibung der Höllenpein vergleicht, geschildert. Er sprach aus eigner Erfahrung, und erregt um so mehr Mitleid mit seinem Zustande. Es ist dieß in der That zugleich eine psychische und physische Krankheit, verbunden mit räthselhaften Erscheinungen, — bei wohlwollender und zutraulicher Gesinnung bisweilen ein unüberwindlicher Argwohn, bei herzlicher Liebe und innigem Liebesbedürfniß eine tiefe Scheu vor den Menschen, bisweilen ein Widerwille gegen allen Umgang, ein Zurückziehen selbst von den

befreundetsten und theuersten Genossen, sogar von Kindern und Freunden, bei ängstlicher Sorge für die eigne Gesundheit, bei der Furcht vor jeder möglichen Störung derselben, bei der lebhaftesten Anhänglichkeit am Leben ein finsterer Lebensüberdruß. Wenn bei Melanchthon das Uebel nie diese Höhe erreichte, wenn seine Liebe und Gottergebenheit sich nie verläugnete, wenn er selbst unter den peinlichsten Anfechtungen noch eine gewisse Geistesklarheit behauptete, so ist das ein unbestreitbares Zeugniß seiner Seelenstärke und seines lebendigen Glaubens, durch welche allein die Macht der Krankheit gebrochen werden kann. Seine Sorglichkeit, seine bisweilen fast an Verzagtheit gränzende Aengstlichkeit gehört so sehr zu den Symptomen jener geistigen und körperlichen Verstimmung, daß man um so geneigter wird, ihn zu entschuldigen und zu bemitleiden. Sein Körper war überhaupt zart, reizbar und schwächlich; oft litt er an Kolik und Steinschmerzen, die mit zunehmendem Alter sich mehrten, und denn auch auf seine Gemüthsstimmung einwirkten, in welcher die nie endenden Verfolgungen, die er persönlich erdulden mußte, und die unheilvollen Verwirrungen der öffentlichen, besonders der kirchlichen Angelegenheiten ihn um so tiefer bekümmerten.

Aber auch noch manche andere Anfechtungen und Schmerzen waren seinem Alter vorbehalten. Als er im Sommer des Jahres 1557 bei dem Religionsgespräch zu Worms beschäftigt und eben durch die Verwirrung, welche die herzoglich sächsischen Abgeordneten anstifteten, sehr bekümmert war, empfing er die Einladung des Kurfürsten von der Pfalz, nach Heidelberg zu kommen, um zur bessern Einrichtung der dortigen Universität mitzuwirken. Da sein Geschäft in Worms geendet war, eilte er, begleitet von dem treuen Schwiegersohne Peucer, nach Heidelberg, wo er mit seinem geliebten Bruder Georg, der als Amtmann in der Vaterstadt Bretten lebte, zusammen traf, und mit gewohnter Thätigkeit dem Wunsche und Vertrauen des Fürsten entsprach. Während er nicht ohne Besorgniß einer Nachricht von seinem noch einzigen Sohne, den er krank zurück gelassen hatte, entgegen sah, traf Camerarius, sonst ihm immer ein Engel des Trostes, jetzt ein Trauerbote, bei ihm ein. Der Sohn war genesen, aber die treue Gattinn, mit der er sieben und dreißig Jahr verbunden gelebt, nachdem sie lange an demselben Uebel, welches ihn quälte, gelitten hatte, am 11. October gestorben. Man zögerte bis zum folgenden Tage, ihm den schmerzlichen Verlust anzuzeigen; als man endlich die Todeskunde ihm

schonend mittheilte, nahm man kein Zeichen heftiger Erschütterung an ihm wahr; er rief der Entschlafenen einen Liebesgruß nach, und setzte getrost hinzu: „Ich werde bald ihr folgen!" Bald darauf ging er wieder in Gespräche über die öffentlichen Angelegenheiten ein, und verschmerzte in der Sorge um das gemeine Beste den eignen Kummer. Aber dieser nagte doch an seinem Herzen; seine Freunde bemerkten seitdem seine zunehmende körperliche Schwäche. Die Wittenberger Universität äußerte ihm mit der Anzeige von dem Tode der Gattinn die herzlichste Theilnahme, und besorgt, daß er nach diesem Verlust in der Pfalz zurück bleiben möchte, bat und beschwor man ihn, seine Rückkehr zu beschleunigen. Er entsprach dem Verlangen; unter heißen Thränen, aber doch mit starker Fassung betrat er wieder sein nun verödetes Haus, in welchem er jetzt auch das Glück, das, obwohl oft und mannichfach angefochten, doch nie ganz von ihm gewichen war, nicht mehr finden konnte. Seine Ehe war durch die herzlichste gegenseitige Liebe, Achtung, Aufmerksamkeit, Zartheit und Freundlichkeit ausgezeichnet; die Gattinn, nicht geistreich, aber sehr gutmüthig, lebte nur für ihn, und er hing an ihr mit aller Innigkeit seines liebereichen Gemüths. Ihre anhaltende Kränklichkeit bekümmerte ihn; ihre Schwächen trug er mit unerschöpflicher Geduld, und dankbar gestand sie oft, er habe nie, auch nur mit einem Worte sie gekränkt. Dieß gereicht ihm um so mehr zur Ehre, da er wohl bisweilen zum Unmuth sich gereizt fühlen konnte; denn wenn er auch Das nicht beachtete, daß die Hausfrau die häuslichen Angelegenheiten vernachlässigte und dadurch manche Unbequemlichkeiten veranlaßte, so empfand er doch, gewiß bisweilen unsanft berührt, die mannichfachen Störungen in seiner gewissenhaften Thätigkeit, wenn ihre unbedachtsame Gutmüthigkeit durch unzeitige Fürbitten und Aufforderungen ihn unterbrach, oder wenn ihre Aengstlichkeit in den Stunden seiner Sorgen und Anfechtungen, wo er des Trostes und der Ermuthigung am meisten bedurfte, durch ihr Klagen und Jammern ihn noch mehr beugte. Er aber vergaß es nie, was sie gleichwohl in guten und bösen Tagen ihm gewesen war.

Immer kleiner ward nun auch die Zahl seiner vertrauteren Freunde; von denen, mit welchen er und Luther zuerst für das große Werk der Kirchenverbesserung gewirkt hatte, in einer Eintracht, deren er mit Rührung gedachte, bei dem widerwärtigen Kampfe der Parteien sie schmerzlich vermissend, waren schon Viele geschieden, und bald war er allein noch übrig, zwar von werthen

Genossen und Mitarbeitern umgeben, geehrt und geliebt von Nahen und Fernen, aber gehaßt, geschmäht, angeklagt und verfolgt von einer größeren Menge, gegen die er einen endlosen Vertheidigungskrieg führen mußte, während er so gern den Gegnern die Hand geboten hätte, um vereint mit ihnen in Frieden und gegenseitigem Vertrauen das begonnene Werk weiter hinaus zu führen. Desto mehr würde der Tod seiner alten Freunde ihn geschmerzt haben, wenn er nicht die Hoffnung genährt hätte, daß auch seine mühselige Wallfahrt bald ein Ende haben werde. Mit stiller Ergebung nahm er jede neue Trauerbotschaft auf, obwohl sein weiches Gemüth, das im Alter zwar kälter, aber nicht liebesärmer geworden war, sich in wehmüthigen Klagen ergoß. So betrauerte er den redlichen Justus Jonas, dessen Tagewerk am 9. October 1555 in Eisfeld, wo er als Superintendent segensreich gewirkt hatte, endete. Im folgenden Jahre starb sein werther Amtsgenoß Johann Forster, der in Wittenberg die hebräische Sprache lehrte, und bei dem Convent zu Naumburg (1554) sein treuer Beistand gewesen war; — zwei Jahre nachher Justus Menius, der von den Flacianern verfolgt, Gotha verlassen, und von Melanchthon empfohlen, in Leipzig eine Zuflucht gefunden hatte. Endlich schied von ihm, am 20. April 1558 auch Johann Bugenhagen, der mit unerschütterlicher Treue ihm zur Seite gestanden, aber im späten Alter, da er an Leib und Seele schwach geworden, den Freund selbst zu dem Gebet, daß Gott ihn bald von hinnen nehmen möge, aufgefordert hatte.

Unserm Melanchthon blieb auch bei zunehmender Körperschwäche die Klarheit und Stärke des Geistes; es war ihm das Glück beschieden, bis in die letzten Tage nicht nur thätig sein zu können, sondern auch den freien Gebrauch der höhern Seelenkräfte zu behalten. Seine mannichfachen, zum Theil sehr wichtigen Schriften vom J. 1559 sind noch Zeugen einer ungemeinen Kraft des Verstandes und Scharfsinnes; sie verrathen nicht eine Schwäche oder Kälte des Alters. Selbst in den ersten Wochen des J. 1560 verfaßte er noch mehrere Reden (die letzte über 1. Chron. 18, 17: „Du hast mich angesehen als in der Gestalt eines Menschen, der in der Höhe Gott der Herr ist;“) und Vorreden, in denen man keine seiner frühern Vorzüge und Eigenthümlichkeiten vermißt. Auch seine Sinne blieben gesund und klar, obwohl in den spätern Jahren die Augen triefend wurden. Allmälig setzten die Steinschmerzen ihm heftiger zu, doch

mit erleichternder Unterbrechung. Er litt geduldig, und arbeitete noch immer mit gewohntem Eifer; aber die Schlaflosigkeit, die ihn schon früher oft belästigt hatte, ward anhaltender, und seine Kräfte sanken immer mehr. Gleichwohl ließ er sich nicht abhalten, in den ersten Tagen des April nach Leipzig zu reisen, um an der Prüfung der Studierenden, welche fürstliche Stipendien genossen, Theil zu nehmen; auf der Rückreise ergriff ihn, vielleicht in Folge der eingetretenen, sehr rauhen Witterung, ein Wechselfieber, welches seinen Aerzten und Freunden bedenklich schien, und ihn abmattete, aber nicht hindern konnte, seine Berufsgeschäfte fortzusetzen. Noch immer versammelte er seine Zuhörer um sich, verfaßte noch das übliche Osterprogramm, und überbrachte es selbst in die Druckerei. An diesem Tage, dem 12. April, hielt er mit besondrer Rührung, aber noch mit großem Nachdruck, seine letzte Vorlesung, über die Worte des Jesaias (53, 1.): „Wer glaubt unsrer Predigt?" Es war damit eine Anstrengung verbunden, der eine tiefe Ermattung folgte. Die nächsten Tage erregten neue Hoffnung; das Wechselfieber schien nachgelassen zu haben; er konnte einige Nahrung zu sich nehmen, und wollte am 14. April wieder eine Vorlesung halten, wovon der anwesende Camerarius ihn zurück hielt. Diesen geliebten Freund bewog er selbst, weil Geschäfte ihn drängten, heim zu kehren, mit heiterem Blick und freundlicher Rede ihn tröstend: „Im ewigen Leben werden wir stets vereinigt sein!" Es war sein Wunsch und Verlangen, am ersten Ostertage noch Einmal das Festevangelium seinen Zuhörern zu erklären, und er äußerte einigen Unmuth darüber, daß man, ohne ihn zu fragen, — aus zärtlicher Vorsorge, bereits angekündigt hatte, er könne den Vortrag nicht halten. Noch schrieb er, im Vorgefühl seines nahen Endes, einen Brief an Johann Aurifaber aus Breslau, den er nach Königsberg empfohlen hatte. Indeß erneute sich das Fieber, die Schwäche nahm überhand. Längst schon in christlicher Bereitschaft, zu sterben, und den Tod nicht fürchtend, bat er am Morgen des 19. April seinen Arzt, ihm zu sagen, was er von seinem Zustande halte? Da dieser kein Bedenken trug, ihm zu gestehen, daß er seinen Tod für nahe halte, forderte er sein Testament, welches er schon früher niedergeschrieben hatte, und verdrießlich darüber, daß man es unter seinen Papieren, alles sorgfältigen Suchens ungeachtet, nicht finden konnte, erhob er sich selbst von seinem Lager, um jetzt noch einen andern Aufsatz zu verfassen, vermocht' aber nicht, ihn zu

beendigen. Seine Absicht war nicht, über irdische Güter zu verfügen; nur ein Zeugniß seines standhaften Glaubens wollt' er noch ablegen. In jenem unvollendeten Aufsatz berief er sich auf seine frühern Bekenntnisse, auch auf seine Erklärung wider die Bayersche Inquisition, und auf die Schriften wider die Papisten, Anabaptisten und Flacianer. Wär' es ihm vergönnt gewesen, sein Testament zu vollenden, so würde er wahrscheinlich auch noch ein unumwundenes Bekenntniß vom heil. Abendmahl abgelegt, und über seine Glaubensansicht in dieser Hinsicht keinen Zweifel gelassen haben. Nichts bekümmerte ihn auch in diesen letzten Tagen so sehr als die kirchlichen Streitigkeiten, die er beweinte; brünstig flehte er wiederholt, daß Gott die Lehrer zur Eintracht zurück führen, mit dem Geiste des Friedens erfüllen wolle. Am Tage vor seinem Tode sagte er zu Peucer: „Die Krankheit beunruhigt mich nicht, und in mir ist keine Bekümmerniß, die mich ängstigen oder verwirren könnte. Nur Eine Sorge, Eine Bekümmerniß habe ich, — daß die Kirchen in Christo Jesu einträchtig sein mögen!" — Dann setzte er hinzu: „Wenn Gott mich nun aus diesem Leben abgerufen haben wird, dann werde ich erlöst sein von meinen Feinden, die so voll sophistischen Hasses und voll Lügen sind, in dieser schrecklichen Zeit." Als man die Besorgniß äußerte, wie der schon sehr erschöpfte Körper das erneute Fieber ertragen wolle? sprach er getrost: „Ich begehre aufgelöst zu werden, und bei Christus zu sein!"*) — Man konnte nicht länger die Nähe des gefürchteten Verlustes sich bergen; die Universität bereitete durch einen öffentlichen Anschlag die Studierenden darauf vor; die Professoren versammelten sich im Sterbehause, und beteten einmüthig um seine längere Erhaltung. Aber das Maß seiner Tage war erfüllt; immer kürzer ward der Athem, immer schwächer der Pulsschlag; seine Augen fingen an zu brechen. Noch ermahnte er seinen Sohn zu anhaltendem Gebet, zu beständiger Liebe der Eintracht, und segnete ihn. Brünstig wiederholte er mehrmals das Gebet des Heilands: „Laß sie Eins sein in uns, gleich wie wir Eins sind!" und die Worte des Paulus: „Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung und zur Erlösung!" Auch noch manche andre fromme Aeußerung und brünstige Ge-

*) Er hatte schon vorher geäußert: „Ich weiß nicht, was conjuncto Martis et Saturni (15. April) mir bringen wird!"

bete vernahmen die Umstehenden aus dem Munde des Sterbenden. Kurz vor dem Tode, als die Worte vorgelesen wurden: „Er hat ihnen Macht gegeben Gottes Kinder zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben!" rief er mit erhobenen Augen und Händen: „Das Wort steht immerdar vor meiner Seele!" — Da sein Schwiegersohn Peucer noch einmal fragte: ob er Etwas begehre? antwortete er: „Nichts als den Himmel; darum stört mich nicht mehr mit neuen Fragen!" — So lange er athmete, wiederholte er öfter verständlich das Gebet: „Ach Gott erbarme Dich meiner um Deines Sohnes Jesu Christi willen!" — und: „Auf Dich hab' ich gehoffet, Herr! — Ich werde nicht zu Schanden werden immer und ewiglich!" Er behielt die volle Besinnung, und bezeugte noch, daß er Alles höre und verstehe, was die Freunde an seinem Sterbebette aus der heil. Schrift vorlasen. Ohne Todeskampf, ohne Zuckung, ohne eine unruhige Bewegung entschlief er am Abend des 19. April, drei Viertel auf sieben Uhr. — — — Dreiundsechzig Jahre und eben so viele Tage hatte er auf Erden gelebt. —

Sein Geist, sein Glaube, seine Gesinnung spiegele sich in der Geschichte seines Lebens ab; für Die aber, welche ihn um seines innern Lebens und um seiner gesegneten Wirksamkeit willen lieben, ist auch seine äußere Erscheinung nicht gleichgiltig; mehrere Bilder und Berichte von Zeitgenossen haben sie uns dargestellt. Seine Gestalt war von mäßiger Mannsgröße, schmächtig und zart, der Gliederbau fein und anmuthig, der Kopf länglich, mit dünnem Haar bedeckt, die Stirn hoch und offen, ausgezeichnet durch eine hervorragende größere Ader; die Augen waren schön und in ihrem Blau wunderbar klar, die Wangen hager, und im Alter mit vielen Runzeln bedeckt; der Hals fast lang, die Schlüsselbeine auffallend ausgebogen, die Brust ziemlich breit, der Unterleib sehr eingezogen. Alle Theile des Körpers waren harmonisch, aber mehr zierlich als kräftig, und doch bei großer Erregbarkeit tüchtig zur Arbeit, und nicht leicht zu ermüden. Stille Würde und Anspruchslosigkeit, der Sinn für Wohlanständigkeit und Schicklichkeit war über seine Gestalt ausgegossen; das Alter, Sorge und Kummer beugten sie allmälig. Die Eine Schulter trug er immer etwas niedriger als die Andere; man sah damals in Wittenberg Viele, die ihm Das nachthaten, wie man

große Männer leichter in ihren Mängeln, als in ihren Vorzügen nachahmt. Seine weiche Stimme sprach zum Herzen, und in reifern Jahren bemerkte man kaum noch, daß er als Kind ein wenig gestammelt hatte. Seine scharfen Sinne unterstützten seine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, an denen er sich weidete und erquickte. In seiner ganzen Erscheinung war nichts Rauhes und Hartes, lauter Milde und Sanftmuth; seine natürliche Reizbarkeit und die Geneigtheit zur Heftigkeit hatte er durch fleißige Selbstbeobachtung und anhaltende Wachsamkeit, durch Uebung in der Geduld und Nachgiebigkeit, durch Andacht und Liebe überwunden; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auf die ungestümsten Vorwürfe, auf die bittersten Beleidigungen, nie sogleich, immer erst nach einer Zeit der Sammlung zu antworten, und bei den schmerzlichsten Nachrichten, die seine ganze Seele erschütterten, äußerlich ruhig zu bleiben. Im Umgang und Gespräch zeigte er sich stets zuvorkommend, freundlich und liebreich; seiner Gattinn, seinen Kindern und Enkeln, seinen Verwandten und Freunden bewies er die innigste Zärtlichkeit; aber auch Solche, die ihm ferner standen, fühlten von seiner Weisheit und Liebe sich angezogen, so wie er theilnehmend und offen Allen nahte, mit den Fröhlichen sich freute und mit den Weinenden weinte. So schüchtern er von Natur, und so krankhaft ängstlich er oft war, so fehlte es ihm doch in entscheidenden Stunden nicht an Muth, und nie verrieth er Menschenfurcht; Niemand war auch unter Fremden und auf Reisen sorgloser als er. Bei einem Studententumult wagte er am finstern Abend sich furchtlos unter den tobenden Haufen, und brachte einen trunkenen Menschen, der sein Schwert gegen ihn kehrte, unerschrocken, durch kräftige Anrede zur Besinnung. Bescheiden, aber furchtlos und freimüthig, stand er auch Fürsten gegenüber, und scheute sich nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen. Nie und nirgend erlaubte er sich selbsüchtige Hinterlist; sein treuherziges, biedres, einfaches Betragen entsprach seiner christlichen Gesinnung. Er war einer von den durch natürliche Anlage, durch die Lauterkeit und zunehmende Gediegenheit des innern Lebens günstig gebildeten Menschen, deren Erscheinung beim ersten Anblick unwiderstehlich anzieht, Achtung, Vertrauen und Liebe erweckt. —

Als die Nachricht von seinem Tode erscholl, hörte man Weinen und Wehklagen in den Häusern und auf den Straßen; die

Professoren und Studenten aller Facultäten äußerten die lebhafteste Trauer, als habe Jeder seinen Vater verloren; auch der Stadtrath und die Bürgerschaft bezeigten ihre schmerzliche Theilnahme, weil ihn Alle geliebt hatten, weil durch ihn die Universität blühend, die Stadt durch eine unglaubliche Anzahl von Fremden, die vornehmlich um Seinetwillen an dem sonst wenig ausgezeichneten Orte verweilten, reich und angesehen geworden war, weil man fühlte, daß die Zierde und Krone des gelehrten und bürgerlichen Gemeinwesens entschwunden sei, und fürchtete, daß dieser unersetzliche Verlust den Verfall der Akademie herbei führen werde. Man hatte kaum inniger und allgemeiner Luther's Tod betrauert, als den seines ehrwürdigen Freundes, der mit ihm achtundzwanzig, nach ihm noch vierzehn, also zweiundvierzig Jahre in Wittenberg segensreich gewirkt hatte. Darum wetteiferte man auch, ihn noch im Tode zu ehren; sein Leichenbegängniß war außerordentlich feierlich; Tausende folgten dem Sarge des Allverehrten. Auf die Nachricht von seinem Hingange waren viele von seinen nicht zu fernen Freunden herbei geeilt, um noch Einmal seine sterbliche Hülle zu sehen, und sie zu ihrer Ruhestätte zu begleiten. Die Beisetzung erfolgte in der Schloßkirche, dicht am Sarge Luther's; die Grabschrift auf dem ihm errichteten Denkmale bezeugte die wärmste Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste. Allen seinen entfernten Gönnern und Freunden meldete die Universität selbst den gemeinsamen Verlust, und fügte einen umständlichen Bericht von den letzten Lebenstagen des theuren Entschlafenen bei. Auch außerhalb Wittenberg widmete man seinem Scheiden manche rührende Feier; Programme, Gedächtnißpredigten, Reden, Gedichte erschienen in großer Zahl, und bezeugten, daß seine Gegner, die auch nach seinem Tode nicht abließen, ihn anzuklagen und zu schmähen, doch nicht vermocht hatten, ihm überall die Achtung und Liebe zu rauben, deren er von Vielen werth war. Noch lange ward in Wittenberg alljährlich sein Todestag gefeiert; später unterblieb es, weil endlich den Eiferern es doch gelungen war, seinen wohlerworbenen Ruhm zu verkleinern, und seine Rechtgläubigkeit in allgemeinen Verdacht zu bringen. Als endlich die Leidenschaften sich abgekühlt hatten, als man anfing, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und seine Verdienste unbefangener anzuerkennen, hielt die Universität Wittenberg nicht mehr für bedenklich, sondern für eine Pflicht, die sie ihm und sich selbst schuldig sei, noch Einmal, da er schon zweihundert Jahre im Grabe ruhte, seinen Todestag

durch eine Gedächtnißfeier auszuzeichnen. Von da an ist sein Ansehen wieder groß, und sein Name herrlich geworden; man hat ihn auch wohl hoch über Luther gestellt, wobei man zu vergessen schien, daß von diesem die große Bewegung ausging, welche die Kirche neu gestaltete, daß alle andern Kräfte, welche dazu mitwirkten, wie ausgezeichnet und einflußreich sie sein mochten, doch in der That als untergeordnete erschienen, daß ferner wir weit mehr die Gnade und Weisheit Gottes, der zwei so treffliche Männer von hervorragender Eigenthümlichkeit zu Einem Werke verband, bewundernd preisen, als richten und mäkeln sollten, welcher von Beiden der Größere war, daß endlich gar wohl Einer dem Andern in Einigem überlegen sein konnte, ohne deßhalb schlechthin als der Größere bezeichnet werden zu müssen. In neuerer Zeit hat man nicht selten ihm einen Hang zum Rationalismus beigemessen, und deßhalb ihn hier angeklagt, dort gerühmt und sich auf ihn berufen. Allerdings war ihm eine dialektische Auffassungs- und Darstellungsweise der christlichen Lehre eigen; er entwickelte sie meist mehr scharf als tiefsinnig, und nicht ohne Grund warnte ihn Luther mehrmals vor seiner Neigung zum Aristotelismus; aber er stand fest auf unerschütterlichem Glaubensgrunde, hielt treu an der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, und sein gläubigfrommes Gemüth, in der Liebe den Glauben bewährend, war noch weit besser, als sein mit Geist und Gelehrsamkeit, mit unermüdlichem Fleiß und redlichem Streben klar und gründlich sich fortbildendes Lehrsystem. —

Melanchthon hinterließ zwei Kinder und einige Enkel; sein zweiter Sohn, den er nach dem geliebten, ihn überlebenden Bruder Georg nannte, starb schon im zweiten Lebensjahre; seine Tochter Anna, an den unruhigen Sabinus vermählt, den sie zärtlich liebte, weßhalb der Vater, obwohl nicht ohne Besorgniß zu ihrer Verehlichung seine Einwilligung gab, was er nachher öfter bereute, war Mutter einiger Töchter, die in seinem Hause erzogen wurden und sein Alter erheiterten. Der ältere Sohn, Philipp, war an Gutmüthigkeit, aber nicht an Geist dem Vater gleich; er widmete sich der Rechtskunde, verehlichte sich im Jahr 1550, ward Protonotarius an der Universität und an dem Consistorium zu Wittenberg, wo er als ein achtzigjähriger Greis kinderlos starb. Die zweite Tochter, verehlicht an den ge-

lehrten Arzt, Dr. Peucer, der, nachher in die kryptocalvinistischen Streitigkeiten verwickelt, deßhalb zwölf Jahre lang mit unerschütterlicher Standhaftigkeit eine harte Gefangenschaft erduldete, endlich, obwohl man der grausamen Verfolgung noch kaum müde war, auf Verwendung des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, frei gegeben ward, und im J. 1602 als fürstlicher Leibarzt zu Dessau starb, pflanzte sein Geschlecht bis auf unsre Zeiten fort.

Sein Name ging nicht auf seine Nachkommen über, aber er lebt in der Geschichte und in seinen Werken fort. Diese sind öfter, aber nie in einer vollständigen Sammlung gedruckt worden. Die in Basel 1541 in 5 Bänden Fol. von Jacob Milich und Georg Sabinus, nach seiner eignen Anordnung besorgte Ausgabe enthält seine theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, bis zu jenem Jahre. Die theologischen Werke, aber nicht Alle — (die latein. und deutschen Bedenken, seine sämmtlichen deutschen Schriften, und die so genannte Postilla sind ausgeschlossen) — stellte Kaspar Peucer in 4 Bänden Fol. (Wittenberg bei Crato) 1562—64 zusammen. Die Reden (selectae declamationes), unter denen aber auch einige fremde sich befinden, sind in 4 Bänden 8. 1566—69. Forts. 5. u. 6. Theil 1572. 7. Theil 1586, die Bedenken und Gutachten, theils in deutscher Urschrift, theils in Uebersetzung von Jacob Pezel, Neustadt an der Hardt, 1600 in 8. und von demselben, und eben daselbst, die Consilia s. judicia theologica, itemque responsiones etc. herausgegeben worden. Eine Sammlung seiner Epigramme ward schon 1528 in Hagenau, dann vollständiger, in 6 Bücher getheilt, von Joh. Major, Wittenberg 1572, und in sorgfältigerer Auswahl (Epigramm. selectiora) von Hagelundus, mit Holzschnitten, Frankf. a. M. 1583 gedruckt. Von seinen trefflichen, noch jetzt lehrreichen Briefen sind mehrere Sammlungen vorhanden. Epistolar. farrago, a J. Manlio. Basil. 1568 in 8. Epp. selectior. Lib. I. ed. Casp. Peucer. Viteberg. 1565 u. 70. Lib. II. 1570 u. 74. Lib. III. op. et stud. Pezelii. Brem. 1590. Lib. IV. st. et c. J. Sauberti. Norimb. 1640. Append. lib. IV. eod. 1645. Lib. V. ed. Saubert. Norimb. 1646. Epistol. lib. Elzevier. 1647. Epp. ad J. Hardenberg. ed. Pezel. 1589. — ad J. Camerar. Lips. 1569. — LXI Epp. ad Mycon. ed. Spegassio. Jen. 1596. (sämmtl. in 8.) Epp. decas I. et II. ed. J. A. Ballenstad. Helmst. 1755—61 in 4. — Pentas epp.

ed. J. A. Niemeyer. Halae 1761 in 4. — Epist. quaed. ex Autographis ed. Köhler. Lips. 1802. — XVI Epp. Luther. IV Mel. ad Myconium, evulg. Spegass. — Smalcald. 1593 in 4. — M. Luther's, Phil. Melanchthon's und Justus Jonas Briefe an Marggr. Joachim II. v. Brandenburg; herausgegeben von Lenz. Halle 1748. Diese verschiedenen Sammlungen von Briefen sind selbst in großen Bibliotheken nur selten vollständig zu finden.

Mit vieler Liebe hat M. Mylius, Rector zu Görlitz, eine Chronologia Scriptorum Mel. 1582 in 8. zusammengestellt; vollständiger G. Theodor Strobel in der Bibliotheca Melanchthoniana s. Miscellen liter. Inhalt. 5. Samml. — vergl. Strobel's Beiträge zur Liter. des 16. Jahrh. — Strobel lieferte auch die beste Ausgabe der zuerst 1566 und dann öfters erschienenen trefflichen Biographie Melanchthon's: De Ph. Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte. — Narratio diligens et accurata. Joach. Camerarii. — (Mit einer Vorrede von Mösselt.) Halle 1777. —

Zum Schluß stehe hier das Zeugniß, welches der wahrhaft bescheidene Mann von seinen Arbeiten selbst ablegte: „Indeß habe ich, so viel ich vermochte, dahin gestrebt, daß die wichtigsten Gegenstände einigermaßen ins Licht gestellt würden. Nicht Schätze, nicht Ruhm, nicht Vergnügen hab' ich gesucht, ja auch nie von Streitlust mich bewegen lassen. Dieses Bewußtsein nehme ich mit mir, wohin ich auch gehen mag!"

Daran schließe sich zur Beherzigung für unsre Zeit, sein Bekenntniß an: „Es gebührt uns, Hörer und Schüler, nicht Richter oder Censoren der himmlischen Weisheit zu sein!" —

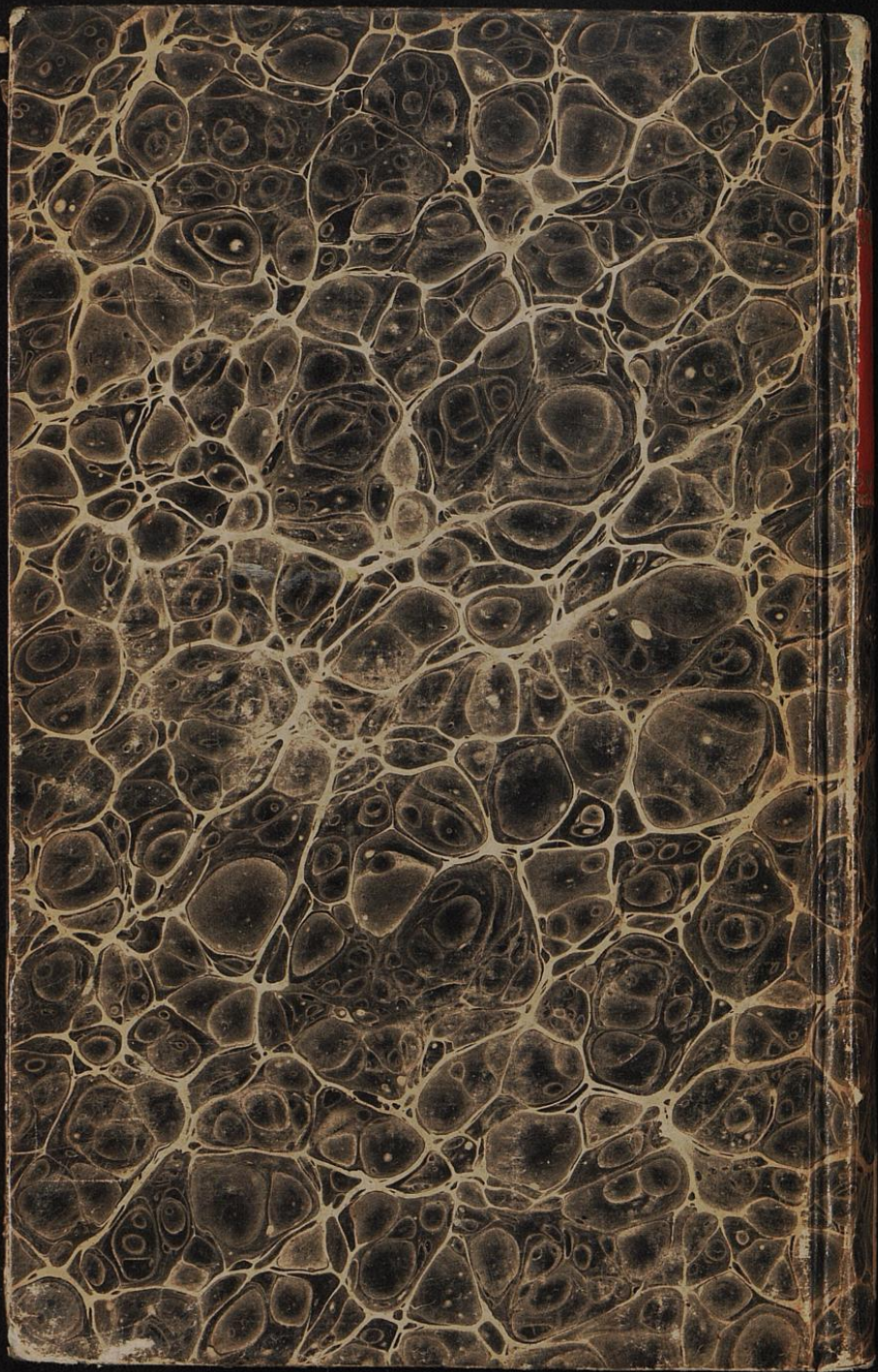
Inhalt des sechsten Theils.

Aus Melanchthon's Postille.

	Seite
Einleitung in die Adventsfeier. (Aus der Betrachtung am ersten Sonntage des Advents.)	1
Am dritten Adventssonntage. Ueber Matth. 11, 2—10. . . .	2
= Tage Johannis, des Evangelisten. Ueber Joh. 21, 20—24.	23
= Sonntage Reminiscere. Ueber Matth. 15, 21—28. . . .	45
= fünften Sonntage nach Trinitatis. Ueber Luk. 5, 1—11. .	66
= neunten Sonntage nach Trinitatis. Ueber Luk. 16, 1—9. .	76
= funfzehnten Sonntage nach Trinit. Ueber Matth. 6, 24—34.	81
= sechzehnten Sonntage nach Trinit. Ueber Luk. 7, 11—17. .	90
Auslegung des sechzehnten Psalms.	98
= = vierunddreißigsten Psalms.	107
= = einundfunfzigsten Psalms.	113

Philipp Melanchthon in seinen spätern Lebensjahren. . . 125

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf